36

~~S. Germ. 247~~

La(b) 425/36

Irland

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Bibliothek der Philos. Hochschule Passau

Sechsunddreißigster Band.

MDCXL

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

1840.

1960 46606

Staatl. Bibliothek Passau

Vermischte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.

Inhalt.

N.

Das Narren- und Eselsfest.

P.

1. Papst. Von der Titulatur: Haupt der Christenheit und Päpstliche Heiligkeit.
2. Theophrastus Paracelsus.
3. Parade.
4. Philosophie bei den Griechen und Römern.
5. Pirkhaimer.
6. Christine von Pisan und ihre Schriften.
7. Platon. Ueber etwas, das er gesagt haben soll und nicht gesagt hat.
8. Pompejus. Rechtfertigung eines schönen Wortes desselben.

R.

1. Die Wunderflasche des heil. Remigius.
2. Des Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.
3. Maria von Romieu.

S.

1. Hans Sachs.
2. Sallustius.
3. Sarpi. Urtheil deo Cardinals du Perron über ihn.
4. Schärtlin.
5. Schicksalstragödie.
6. Anna Maria von Schurmann. Nebst einem Auszug aus der Eukleria.
7. Algernon Sidney.

T.

1. Tafelrunde.
2. Tarpa. Was dieß für ein Ding ist.
3. Tibull.
4. Trésor de l'ame. Auszüge eines so betitelten merkwürdigen Buches aus dem 15ten Jahrhundert.

U.

Uebersetzungen.

a. An Herrn ***.

b. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.

c. Uebersetzung des Lucrez.

d. Uebersetzung des Ariosto.

e. Uebersetzung des Tasso von Gries.

V.

1. Villehardouin.
2. Ludwig Vives.
3. Voltaire.

W.

1. a. Weibliche Bildung.

   b. Bei der Anzeige von Schillers historischem Kalender für Damen.

2. Christoph Martin Wieland. Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

X.

Xantippe.

Anhang.

Neujahrwunsch.

An Amelia Tischbein.

An Psyche.

La Philosophie endormie.

Unter unsern Großen ist kein Alexander und kein Richelieu, der die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entrisse.

Woher, nach der Edda, die guten und schlechten Skalden oder Barden kommen?

Demoiselle oder Fräulein?

Reflexionen.

National-Poesie.

Verschiedenes über die Leser.

Wie man lies't. Eine Anekdote.

Ein Gespräch zwischen Autor und Leser.

Miscellaneen.

N.

Das Narren- und Eselsfest.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche.

1784.

Das Narrenfest war vor Zeiten eines der größten Feste in Frankreich, welches in allen Haupt= und kleinen Kirchen mit der ärgerlichsten Ausgelassenheit gefeiert wurde. Es fiel gerade auf das Fest der Beschneidung, welches damals noch nicht der Neujahrstag war; man fing aber schon vom Stephans=Tage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas Sitten und Geist der damaligen Zeiten in ein helleres Licht setzen, als das Rituale dieser Saturnalien. Hier ist es.

Zuerst wählten die Priester Einen unter sich zum Narren=Bischof, dem sie den völligen Bischofsstaat anlegten, und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche führten, wo er mit der Inful auf dem Haupte und dem

Bischofsstabe in der Hand Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm, in der Kirche selbst, ein großes Gastmahl aufgetragen, wobei es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren herging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gab's den zweiten, nicht minder saubern, Act der Farce. Die niedere Klerisey nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnificat an den Versikel kam: deposuit potentes de sede etc., er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben: da ging der Lärm aufs neue an. Man wiederholte den Versikel wohl funfzehn- bis zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper maskirte sich alles. Der Herr Narren-Bischof wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumph durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer, und trieben tausend Stocknarren-Streiche den Pöbel zu amusiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karls VII Regierung in vollem Gange, so viel sich auch der Römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeiert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne darauf, und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer Ceremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fing

der Priester, wenn er sich zum Volke umkehrte, statt seines gewöhnlichen Dominus vobiscum, aus vollem Halse an zu yanen, ya! ya! ya! und der ganze Chor antwortete drauf aus vollem Halse: ya! ya! ya!

Ainsi s'amusaient nos bons ayeux! sagt der ehrliche Franzose, dem ich diese Kirchenanekdote nacherzähle.

P.

1.

Papst.

Von der Titulatur.

Haupt der Christenheit und päpstliche Heiligkeit.

Aus einer handschriftlichen zuverlässigen Nachricht.

1783.

Auf dem Reichstage zu Speyer 1526 wurde unter andern eine Gesandtschaft an den damals in Spanien sich aufhaltenden Kaiser Karl V beschlossen, und für die Abgesandten (damals Oratoren genannt) eine Instruction projectirt. In dieser wurde der Kaiser Haupt der Christenheit, und der Papst päpstliche Heiligkeit benennet. Hierüber entstund bei den protestirenden Ständen die Frage: ob man sich ihrerseits auch mit gutem Gewissen dieser Titulatur bedienen könne?

Man schien es zwar mit diesem Zweifel bloß auf das Gewissen zu nehmen; dieses war aber damals oft so sehr in Politik verflochten, daß man nicht nur eines geistlichen, sondern

auch eines weltlichen Rathes Gutachten in der Sache erstatten zu lassen für gut fand.

Der weltliche Rath gab in seinem schriftlich ausgestellten Bedenken an, daß er nicht glauben könne, wie dadurch gesündigt würde, wenn man den Kaiser das Haupt der Christenheit, und den Papst päpstliche Heiligkeit nenne. Denn es sey doch damit nicht also gemeint, daß der Kaiser ein anderes Haupt als ein weltliches, und der Papst auf eine andere Art heilig sey, als das ganze Römische Reich. Es könnten auch des Gegentheils Gedanken nicht seyn, den Kaiser für ein Haupt der geistlichen Christenheit auszugeben, und dieser werde sich dessen auch nicht anmaßen, weil es gegen den Papst nicht zu verantworten seyn würde. Ueberdieß wären es ja bloße Titel und keine Mysterien, so wie man etwa den König von Frankreich den Allerchristlichsten nenne. Also sey es ein ganz unnützer Zweifel, der aber doch Kaiserlicher Majestät empfindlich fallen könne, als wolle man ihr nicht die Ehre gönnen, ein weltliches Haupt der äußerlichen Christenheit zu seyn. Auf der andern Seite würden auch die Geistlichen des Papsts Titel nicht abbrechen lassen wollen; so daß dieser unbedeutenden Worte halber am Ende die gemeinschaftliche Abschickung ganz rückgängig werden könnte, welches sehr zu bedenken sey.

Der geistliche Rathgeber, Spalatin, blieb hingegen dabei, daß Christus allein das Haupt der Christenheit sey, darum sole die Ehre keiner Creatur gegeben werden. Ephes. 1, 22. 5,23. Coloss. 1, 18. Er schlug also vor, statt Haupt der Chistenheit zu setzen: einiges Haupt und Oberer des heiligen Römischen Reichs. Die päpstliche Heiligkeit müsse aber ganzwegfallen.

Ob diese Zweifel der Protestirenden damals am Reichstage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Instruction der Gesandten noch eingerichtet worden, läßt sich nicht sagen; gewiß aber ist es, daß die beschlossene Gesandtschaft nicht vor sich gegangen.

So wenig sich übrigens in Deutschland das religiöse Interesse immer von dem politischen trennen läßt: so zufrieden kann doch ein ächter Deutscher darüber seyn, wenn die politische Dogmatik und dogmatische Politik jener Zeit immer mehr außer Gebrauch kömmt.

2.

Theophrastus Paracelsus.

1776.

Paracelsus verdient aus zwei Ursachen einen Platz unter den Worthies des 16ten Jahrhunderts: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneikunst Epoche gemacht. Heutiges Tages mögen freilich Wenige seyn, die ihn durch sich selbst kennen und mit dem Geiste, der in seinen Schriften webt, in Gemeinschaft stehen, und daß ein solcher ihm ein Denkmal errichtet, das seiner würdig sey, wünschte ich wohl vorzubereiten.

Alles an diesem Manne war ungewöhnlich und parador, bis auf den Namen. Er nannte sich Philippus Theophrastus Bombast von Hohenheim, oder, statt dieses Geschlechtsnamens, Paracelsus. Sein Recht an den Namen Bombast von Hohenheim soll sich bloß darauf gegründet haben, daß sein Vate ein unehlicher Sohn eines Deutschen Herrn aus diesem ehmaligen edeln Schwäbischen Geschlecht gewesen. Paracelss

wurde im Jahr 1493 zu Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren, *) wo sein Vater damals die Arzneikunst trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Kärnthen, und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielem Ansehen.

Galenus war damals den Aerzten was Aristoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur desto abergläubischer verehrt. Paracelsus wurde von seinem Vater von Jugend an zur damaligen Galenischen Heilmethode angeführt. Aber sein Geist war nicht dazu gemacht, auf der Heerstraße mit dem großen Haufen einherzutraben; und die Bücher, woraus er Wahrheit schöpfen sollte, schienen ihm löchrichte Cisternen die kein Wasser geben. Er sah das große Buch der Natur aufgeschlagen vor sich; er fühlte, daß ihm das geheime Alphabet, worin es geschrieben ist, nicht unverständlich war, warf seine Bücher weg, und zog aus in die weite Welt, um zu schauen und zu forschen; wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa, und vielleicht noch weiter, und suchte überall alles auf, was ihn auf die Spur der Geheimnisse der Natur und Kunst leiten konnte. Er glaubte von jedem, der sich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigeuner, Juden, Marktschreier und alte Weiber selbst, waren ihm nicht zu schlecht dazu. Daß er aber sogar nach Arabien und Aegypten gekommen, und dort in den Mysterien der Hermetischen Weisheit initiirt worden, wie van Helmont glaubt, scheint ohne Grund zu seyn; und wiewohl Paracelsus sagt: „er habe alle Winkel von Asien und Afrika durchkrochen," so hat das doch schwerlich mehr

*) Er war aus dem Flecken Gaiß gebürtig, und der Sohn eines Deutschen Ritters. Dieß versichert ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg. I. 183. v. Murr.

auf sich, als wenn Gadriga versicherte, daß er in Wallfisches Bauche Leberklöse gekocht habe, denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in seiner marktschreierischen Laune war, das Ding, das nicht ist, zu sagen. *)

Mit diesen Reisen brachte er, anstatt die beste Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, seine Jugend zu; sammelte sich eine unendliche Menge Arcana, worunter freilich (wie in des großen Bacons Sylva Sylvarum) unächtes Zeug genug seyn mochte; und erwarb, was das Wichtigste war, in der Chymie, einer damals in Deutschland noch wenig bekannten Wissenschaft, große Kenntniß und Erfahrenheit. Dafür wußte er aber auch sehr wenig Latein und Griechisch, las nichts was andere vor ihm geschrieben hatten, und erfüllte sich mit dieser unbegränzten Verachtung der Galenischen Aerzte, wovon alle Blätter seiner Schriften überfließen.

Man kann sich vorstellen, was für Aufsehen er machen mußte, als er nach seinen zehnjährigen Ulyssischen Wanderungen in die Schweiz zurückkam, und die Arzneikunst, auf bisher unbetretenen Wegen, mit einer ganz neuen Kunstsprache, mit neuen oder doch den Meisten ganz unbekannten Heilmitteln, und mit öffentlichster Verschmähung und Verwerfung der Galenischen Methode, und derjenigen, die außer ihr kein Heilmittel kannten, zu treiben anfing. Glückliche Curen zum Theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten setzten ihn in kurzer Zeit in großen Ruf, und sein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern seiner Verehrer glauben will. Eine seiner ersten Curen von dieser Art verrichtete er an dem gelehrten Baselischen Buchdrucker Johann Froben, der an einem bösen Fuß so krank

*) So nannten die Swiftischen Huynhms eine Lüge.

lag, daß ihn die Aerzte nicht anders als durch Amputation retten zu können glaubten. Paracelsus stillte die Wuth des Schmerzes durch sein Laudanum, und stellte den Patienten so weit wieder her, daß er zweimal wieder zu Pferde nach Frankfurt reisen konnte. Doch ist nicht zu verschweigen, daß Froben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß starb, und daß viele, wo nicht die meisten Wundercuren unsers medicinischen Hercules (wie ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner langen Dauer und oft schlimmen Folgen waren. Indessen bahnte ihm doch die besagte Cur den Weg zu einem öffentlichen Lehrstuhl und zum Physikat in Basel, dem er ums Jahr 1526 und einige Zeit drüber vorstund. Die Feinde und Neider, die er sich durch seine Lehrart, Curen und Intoleranz gegen die übrigen Aerzte zuzog; die Undankbarkeit seiner Patienten, die seine Belohnung nicht nach dem Werth einer in kurzer Zeit und mit der wenigsten Unlust wieder erlangten Gesundheit, sondern nach der wenigen Mühe, so sie ihn kostete, und nach der Kleinheit der Gläschen, die er ihnen zu schlucken gab, abmaßen; ohne Zweifel auch sein Hang zum herumschweifenden Leben trieben ihn bald wieder von Basel weg. Er hielt sich erst ein paar Jahre in Elsaß auf, lebte unter dem dasigen Adel in großem Ansehen, erwarb viel Geld, und gewöhnte sich an eine Lebensart, die einen gewöhnlichen Menschen gar bald zum Viehe machen würde, ihm aber in dem Geschäfte seines Geistes nicht hinderlich gewesen zu seyn scheint. Von da zog er über zehn Jahre in der Schweiz, in Schwaben, Bayern, Oesterreich, Mähren und Kärnthen umher, und starb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg, wo er auf dem Gottesacker des Hospitals St. Sebastian begraben liegt. Auf seinem Grabsteine wird ihm nachgerühmt, daß er die Dira illa vulnera (den venerischen Aussatz, das

Podagra, die Wassersucht und andere unheilbare Krankheiten), durch seine wundervolle Kunst geheilet, und all' sein Vermögen den Armen vermacht habe.

Was allen außerordentlichen Menschen begegnet, dumm gelobt, und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelsens Schicksal.

Seine Feinde begnügten sich nicht, ihn nur für einen unwissenden, verwegnen, heillosen Marktschreier und Saalbader auszugeben; sie sagten, er sey ein Zauberer und Atheist, habe den Teufel, und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub den obersten der Teufel. Seine Freunde priesen ihn als den größten Arzt und Wundermann seit Adam, nannten ihn den Deutschen Trismegist, und versicherten, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, welches nach ihrer Meinung nichts Geringer's war, als den Hauptschlüssel zur ganzen Geister- und Körperwelt in der Tasche zu tragen.

Er selbst und seine Anhänger gingen unstreitig zu weit, da sie die Heilkunst zu sehr simplificirten, ihre chymischen Arzneien zu sehr universalisirten, und den menschlichen Körper zu einer völligen chymischen Werkstatt machten, worin ewig nichts als destillirt, sublimirt, aufgelöst, niedergeschlagen und cohabirt wurde.

Auf der andern Seite erkennen alle, die seine Werke gelesen haben und verstehen, daß er tiefe Einsichten in die metallurgische Chymie gehabt, und diese vornehmlich in seinem Tractat de Sulphure bewiesen; daß er, mancher mißlungenen Versuche ungeachtet, die meisten damals als unheilbaren Krankheiten, und unter diesen besonders die im ganzen Europa so schreckliche Verwüstungen anrichtende venerische Seuche, viel geschwinder als seine Galenischen Collegen durch seine aus

dem Metallreiche gezogenen viel wirksameren Mittel geheilt habe; und daß es Verdienst genug wäre, wenn er auch kein anderes um die Nachwelt hätte, als die Chymie in die Apotheken eingeführt und so viele herrliche Arzneimittel, als man in seinen Werken zerstreut findet, erfunden zu haben. Der berühmte Conring in seinem Werke de Hermetica Medicina, ist einer von denen, die dem Paracelsus die meiste Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Seine Zeit konnte das nicht, da er eine Welt voll Gegner wider sich hatte, die er durch seine Unverträglichkeit, seine anomalische Lebensart, und selbst durch die Einmischung in die theologischen Händel seiner Zeit, und die besondern Meinungen, die ein Mann wie er nothwendig über die Religion haben mußte, immer im Athem erhielt.

Noch einen Umstand müssen wir berühren. Paracelsus war ein Weiberfeind, und sein Famulus Johann Operin, der seinen Sitten sonst nicht das beste Zeugniß gibt, versichert heilig von ihm, daß er der Venus in seinem Leben nie geopfert habe. Erastus und van Helmont geben eine Ursache davon an, die, wenn sie Grund hätte, diese Abweichung von der Natur hinlänglich rechtfertigte: nämlich, er sey, da er als ein Knabe in Kärnthen Gänse gehütet, durch einen Zufall combabisirt worden. Conring rechnet dieß unter die boshaften Verleumdungen seiner Feinde; gleich als ob es mehr Schande für ihn wäre, seine Zeugungskraft in der Kindheit verloren zu haben, als, ohne eine so triftige Ursache, ein Weiberfeind gewesen zu seyn.

Da sich keine einzige von des Paracelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahr 1541 erschienen, so ist sehr wahrscheinlich, daß er bei seinem Leben nichts davon hat

drucken lassen.*) Dieß ist um so mehr zu bedauern, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann und einige andere, welche sich rühmen, daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlassenen Papiere in einer solchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unsägliche Mühe kostet, die Spreu von den Körnern zu scheiden, noch mehr die Formeln recht zu verstehen; denn unmöglich kann Theophrast bei seinen glücklichen Curen solche ungeheure Dosen von Arzneimitteln angewandt haben, als seine Nachfolger in seinen Schriften angeben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beispiel dienen kann: „dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, die Polaraxe, die Mittagslinie, der Auf- und Untergang der Sonne u. s. w."

Dieser Meinung von der Unordnung und den Zusätzen in Theophrasts Schriften ist auch der schon genannte Gefährte Theophrasts, Johannes Operinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus sich mit folgenden Worten darüber herausläßt: „ich muß mich in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein kommen, welche alle dem Theophrast zugeschrieben werden, und aus dessen Verlassenschaft seyn sollen; denn ich bin überzeugt, daß er den Inhalt einiger Schriften nie geträumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

---

*) Seine drei Bücher von der Wundarzneikunst kamen schon 1536 zu Ulm und 1537 zu Augsburg heraus. v. Murr.

Die beste Ausgabe seiner Werke ist die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.

3.

Parade.

S. den Artikel: Bibliothek des Marquis von Paulmy.

4.

Philosophie bei den Griechen und Römern.

S. in Wielands Uebersetzung der Horazischen Briefe Bd. I. S. 39.

5.

Pirkhaimer.

1776.

Wilibald (oder Bilibald) Pirkhaimer stammte aus einem alten edeln Patricischen Geschlecht der Republik Nürnberg ab, und wurde im Jahr 1470 zu Eichstädt geboren, wo sein Vater, Johann Pirkhaimer, damals als bischöflicher Rath lebte. Dieser kam in der Folge bei Herzog Albert von Bayern, und zuletzt bei Erzherzog Siegmund von Oesterreich in gleichmäßige Dienste, wurde häufig in Geschäften verschickt, und

nahm überall seinen Sohn mit sich, um ihn von der ersten Jugend an zu praktischer Kenntniß der Welt und der Geschäfte anzuführen, und ihm den Geschmack an den letztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben bestimmten) unvermerkt zur mechanischen Fertigkeit zu machen. Wilibald that sich in seiner Jugend vorzüglich in allen ersinnlichen Leibesübungen so hervor, daß er darin wenige seinesgleichen hatte. Seiner ersten jugendlichen Neigung nach würde er sich dem Soldatenstande gewidmet haben, wozu er bei Gelegenheit einiger Fehden des Bischofs von Eichstädt mit seinen Nachbarn ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen, und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die Griechische Sprache zu lernen, und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freilich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andere Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden; — so mußte er nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Padua, der für die Entwicklung und Uebung seiner Geisteskräfte gewiß nicht besser hätte angewandt werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten, Magnus, Lancelot und Decius, zweckmäßiger zu studiren. Dieß that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzigen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen; und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Cirkel der Menschheit umfassen muß, und von allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet seyn kann. Er übte sich also zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die Griechische Literatur sein

Lieblingsstudium; und er brachte es darin so weit, daß er eben so fertig Griechisch als Italiänisch sprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doctors der Rechte erlangt, berief ihn sein Vater (der sich nach Nürnberg in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte) wieder nach Hause. Wilibald vermählte sich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that sich bald in den Geschäften der Stadt und in wichtigen Verschickungen hervor; und weil er schon in den kriegerischen Spielen und Vorübungen seiner ersten Jugend besondere Fähigkeiten zum Militärstand gezeigt hatte, wurde er zum Obersten über die ansehnlichen Hülfsvölker gesetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maximilian I zu seinem Zuge gegen die Helvetier (im Jahr 1499 und 1500) zu Hülfe schickte. In diesem, von Pirkhaimern selbst mit Xenophontischer Simplicität beschriebenen, Kriegszuge gewann er durch seinen lebhaften Geist, seinen Muth, seine Kenntnisse, und seine besondere Gutherzigkeit und Jovialität (Hauptzüge seines Charakters), die Liebe und das Vertrauen dieses herrlichen Kaisers, der nothwendig einen ihm selbst so ähnlichen jungen Mann liebgewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieser (verunglückten) Expedition mit großen Empfehlungen vom Kaiser an die Republik Nürnberg zurück, trat wieder in sein voriges Civilleben ein, erwarb sich in verschiedenen Gesandtschaften an den Kaiser (der ihn zu seinem Rath erhob) Verdienste, und wurde dafür belohnt — wie die Ciceronen, Aristiden und Epaminondas und ihresgleichen immer belohnt worden sind.

Pirkhaimer, der jovialisch genug war, sogar auf das Podagra (das ihn bei zunehmenden Jahren plagte) eine scherzhafte Lobschrift zu machen, ließ sich zwar durch alle die Pfetze-

reien und Tribulationen seiner Neider, und der wackern Leute, denen er zu viel Verstand, zu viel Geschmack an Sachen, wovon sie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Credit bei großen Fürsten, kurz zu viel Vorzüge hatte, nicht irre machen; doch trug es nicht wenig zu seinem Entschluß bei, nach seines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines sehr ansehnlichen Vermögens und weitläufigen Hauswesens zufiel, seine Aemter niederzulegen, um sich selbst, seinen Freunden und den Musen, die er über alles liebte, zu leben. Doch ließ er sich einige Jahre darauf bereden, in seine vorige Laufbahn wieder einzutreten; wo er dann ferner unter Maximilian I und Karl V zu vielen Gesandtschaften, besonders auf Reichs- und Kreistäge, gebraucht wurde, sich durch seine Talente, Geschäftsklugheit und Beredsamkeit im ganzen Reich ein großes Ansehn erwarb, und vier Jahre lang der Republik wichtige Dienste leistete, die auch, allen Cabalen und Chicanen seiner Abderitischen Gegenpartei zu troß, von der Republik bei vielen Gelegenheiten anerkannt und belohnt wurden; bis ihn endlich einige Jahre vor seinem Tode die zunehmenden Beschwerden seines Körpers (von dem er, ungeachtet seiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit, viel leiden mußte) nöthigten, abermals um seine Entlassung zu bitten, und den Rest seines Lebens in der edeln Muße eines verdienstvollen Alters auszuleben; wiewohl auch da sein Haus immer das Ansehn einer Curia erhielt, und seine weit ausgebreitete Wirksamkeit zum gemeinen Besten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit seinem Leben aufhörte.

Pirkhaimer hinterließ eine ansehnliche Bibliothek, viel schöne Manuscripte, alte Münzen und andre Ueberbleibsel der alten Kunst, wovon er viel Kenntnisse hatte. Dieser Schatz kam durch eine seiner Töchter in die Imhofische Familie.

Er liebte auch die Musik, und vorzüglich die Malerei; und der große Albert Dürer fand in ihm seinen vertrautesten Freund und eifrigsten Beförderer seiner Unternehmungen. Doch eben dieß war er für alle vortrefflichen Geister und wahren Gelehrten seiner Zeit. Er liebte, förderte, schützte und vertheidigte sie nach allen Kräften so lang er athmete.

Dieser edle wahrhaft große Staatsmann, Freund alles Schönen und Guten, und herzliche Feind aller Barbarei, Gleißnerei und Schurkerei, unter waserlei Masken sie sich auch verbergen mögen — starb im J. 1530 den 22 Dec., und das Schicksal war so gerecht und ließ ihn den letzten seines Geschlechts seyn.

Seine von Melchior Goldast gesammelten Schriften, besonders seine Briefe, und die Briefe der größten, gelehrtesten und besten Männer seiner Zeit, die den dritten Theil derselben ausmachen, nebst seiner von Konrad Rittershusen verfaßten Lebensbeschreibung, bieten den Stoff zu einem Denkmal für ihn dar, das der Bearbeitung eines Meisters würdig wäre.

6.

Christine von Pisan und ihre Schriften.

1 7 8 2.

Das Andenken dieser im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Charakter, ihre Schicksale und den Einfluß

ihres Geistes auf ihre Zeit noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani, oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen), ein Bolognesischer Edelmann, war, was man damals einen Mathematiker hieß. Das Fach worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkürliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhundert, und noch in den beiden folgenden, in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann, der den Gipfel der menschlichen Erkenntniß erstiegen habe; der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewissermaßen zu lenken wisse; der mit eben so viel Gewißheit im Innersten der Herzen wie in der Zukunft lese, und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte; so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wundermänner an ihren Höfen zu haben *) und, wiewohl sie eben nicht dafür angesehen

*) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bei den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damals fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bei den ernstlichen, aber noch ziemlich unmäch-

seyn wollten als ob sie alles glaubten: so ging's ihnen doch wie vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweideutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeitlang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwei Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl V von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern*) den Beinamen des

---

tigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterei. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beistand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar bloß in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that. W.

*) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beinamen. Karl V von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemals beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von

Weisen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof und gefiel dem König so wohl, daß man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens siebenmal so viel betrugen, und damals eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V für seinen Staats- und Cabinetssterndeuter trug, war so groß als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das Glück seiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, größtentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierin nicht zuviel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann seyn; und ein König

---

— 20 Bänden hinterlassen. Karl V vermehrte sie mit Mühe und großen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt und mit Miniaturgemälden reichlich verziert waren. Astrologische, chiromantische, geomantische, alchymistische und medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lecturen so sehr, daß in allen seinen Palästen und Lustschlössern Bücher seyn mußten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre u. s. w. im dritten Theil der Mém. de l'Acad. des Belles-Lettres. W.

wie Karl V war, würde gewiß nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Philosophie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs *) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes mœurs avoit — **) fiel auf einen jungen Prud'homme aus der Picardie, Namens Stephan Ducastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Re-

---

*) So hieß man damals alles was, nach dem neuern Styl, zur Noblesse de Robe gehört. W.

**) Der denjenigen für den Würdigsten hielt, der am meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte — sind Christinens eigne Worte. W.

gierung, zumal unter einem erst eilfjährigen Thronfolger. Er verlor sein Ansehen mit dem größten Theile seines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde schlecht bezahlt; und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode seines erhabenen Wohlthäters, ebenfalls ins Grab.*) Ducastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Credit, den ihm seine Ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen und drei unerzognen Kindern, in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die Hände nicht müßig in den Schooß zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freilich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nämlich selbst die Führerin eines Schiffs zu seyn, das in einem stürmischen Meer ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Land' und Ort. Sorgen und Bekümmernisse drangen haufenweis' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Pro-

---

*) Christine macht, in ihrer naiven altwälschen Sprache, viel Rühmens von dem vortrefflichen Charakter ihres Vaters. Fürsten und Herren ehrten ihn (sagt sie) nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht seinesgleichen gehabt hatte, sondern vornehmlich wegen seiner Tugenden. Er war ein ächter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur (sagt sie) seine allzugroße Freigebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigne Familie zum Fehler anrechnen wollen. W.

cesse von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte was er konnte Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den Meinigen nicht zuvorkäme.“ Die arme Frau brachte etliche Jahre in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daß sie sich oft kaum zu helfen wußte, zwang die eiserne Noth sie endlich eine Partei zu ergreifen, an welche sie in glücklichern Umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeit lang ganz aus der Welt zurück, verschloß sich in ihr Cabinet, und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lecturen, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen, und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahre alt, als sie diese neue Profession ergriff; und ließ sich's so angelegen seyn, das gute Weib! daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in dieses laufende 1405 Jahr, da ich noch nicht aufhöre, funfzehn

große Bände voll geschrieben habe, ohne die andern kleinen Dicties, *) die zusammen ungefähr siebzig Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann." Man sieht, die wackere wohlmeinende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg schien anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muse hätten. Die Prinzen hatten freilich, wie man aus der Geschichte weiß, gerade in diesen Zeiten ganz was anders, wiewohl gewiß nichts Unschuldiger's, zu thun. Gleichwohl ließ sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln singen: anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib, und zuletzt aus wirklicher Liebhaberei.

Unter der großen Menge von Liedern, welche sie in wenigen Jahren zusammenschrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin sie sich (wie sie selbst sagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinsetzte, und Liebesschmerzen besang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften Herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — so leicht, daß Leute denen ihr Thun und Lassen nicht genau bekannt war, eben so leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die Verleumdung ihrer nicht, wie sie im dritten Buch ihrer sogenannten Vision mit vieler Wehmuth selbst erzählt. „Wurde

---

*) Sie versteht unter Dicties oder Dits die kleinen Arten von leichter Poesie, die damals üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Englische Ditty ist wohl das nämliche Wort mit einer Englischen Endung. W.

mir nicht gar (spricht sie) in der ganzen Stadt nachgesagt, daß ich wirklich im Ernst verliebt sey? Aber ich schwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht und wußte nicht wer ich war, der dieß sagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geschöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathause oder irgendwo nur gesehen hätte — wie der liebe Gott mein Zeuge ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt wurde, daß ich, als eine die sich unschuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und sagte bloß: Gott, und er (nämlich der angebliche Liebhaber) und ich wissen am besten, daß nichts dran ist."*) — Wie die Verleumdung boshaft zu seyn pflegt, so mag sie wohl nicht ermangelt haben, sowohl über die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherlei Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II von England Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, herüber kam, um eine politische Eheverbindung zwischen der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, Isabelle, und dem jungen König seinem Herrn zu negociren. Salis-

---

*) Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m'ame, que icellui ne me cognosçoit ne savoit que je estoie; ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai) . . . Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens. W.

bury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dicties zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreizehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüberzunehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque universelle des romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie mit einander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romanen, sich bloß seines Rechts zu bedienen: indem er aus seiner eignen Einbildungskraft so viel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreißig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reizungen verloren

hatte, nicht zum Gegenstand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte keine Dichterin gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein großer Theil hievon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden, welche bei einer großen Naivetät noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen ließ, schien der Verbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lancaster vom Throne gestürzten und auf eine höchst grausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II, mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren, am nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV (in dessen Charakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Ducastel zu sich, und bewies ihm große Freundlichkeit

und Gnade; sondern ließ sogar die Mutter durch zwei Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeschickt hatte, unter großen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unsrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

. Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladung des Brittischen Königs so höflich ab als sie konnte; und ruhte nicht, bis sie, wiewohl nicht ohne viele Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so (sagt sie) schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne.“

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bei dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Philipp der Kühne, nahm den jungen Ducastel in seine Dienste, und setzte (wie es scheint) auch die Mutter in den Stand, eine Zeit lang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von neuem die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eigenen Tage. Aber der Herzog starb im Jahr 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl — wenn sie anders nicht ein wenig zu schnell war bloße Complimente für Ernst aufzunehmen, welches an

einem Charakter wie der ihrige eben nichts Unmögliches ist — wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orleans), eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedne Mailändische Herren, durch welche er ihr große Renten auf Lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixiren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschließen Paris zu verlassen, wiewohl ihr Auskommen daselbst so ungewiß war, und, außer den ewigen Processen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten; zumal da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicher Weise rentirte in den damaligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerei. Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subscription hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Großen, welche Liebhaberei für solche Dinge hatten, oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten, und freigebig genug waren dafür zu bezahlen; oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufließen zu lassen, welche meistens kärglich genug zugemessen wurden. Aber der größte Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch

sehr viel Uebriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweideutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freilich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen, und ihn (eben so wohlfeil) mit Beifall bezahlten. Freilich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürsten dieses Zeitalters verhältnißmäßig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Pension zu erringen: so wurde sie so unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus, daß es fast eben so viele Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdecret zu erbetteln.

Doch, die gute Christine war nicht einmal in dem Falle, dieß zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen muß sie gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karls VI Hofe gewesen seyn, weil sich aus den Registern der königlichen Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergibt: „daß der Damoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stephan Ducastel, gewesenen königlichen Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog König Karls, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle! besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, kraft eines offnen königlichen Briefs vom dreizehnten Mai 1411 die Summe von zweihundert Pfund, als ein Gnadengeschenk, bewilligt worden" — eine Summe, womit damals

mehr als zu Ludwigs XV Zeiten mit zweitausend auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost: aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Surcot *) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormaligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bei den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie, an mehr als Einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Toch-

---

*) Eine Art von Ueberkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beiden Geschlechtern gemein war. W.

ter, die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen, welches sich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Klosterstande widmete, und unter die Damen zu Poissy (Benedictiner-Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damaligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt dieß, in ihrer Vision, Dame Philosophie unter den Dingen an, weßwegen sie sich glücklich zu preisen habe. Ton premier fruit (sagte sie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tres grande beauté se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählten Umstände und Charakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Vision genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise des vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr Liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowohl wegen der Menge und Mannichfaltigkeit, als des verhältnißmäßigen Werthes der Producte ihres Geistes, unstreitig eine der ersten Stellen unter den Französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken Le Chemin de long étude betitelt, gedruckt und mit dem größten Beifall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von philosophischem Roman, worin, nach damaligem Geschmack, alles Vision und Allegorie ist. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Cumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt sich auf ihr Bette, und redet sie freundlich an: „Meine Tochter, spricht sie, ich habe Mitleiden mit deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Aeneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerin auf einer andern Reise seyn." — Sehr heilige Dame, antwortete Christine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im Mai, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich duftender Blumen geschmückte Ebne. — Da sehen sie neun Damen sich in einem krystallhellen Wasser baden. — Ist dieß nicht das Paradies der Wollust? ruft Christine aus. — Nein, erwiedert die Sibylle, es ist der Sitz der Musen, die erste Station auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaft graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sey immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und die Söhne der Götter, die Dichter, um sie her gelagert? Aber du sollst sie nur im Vorbeigehn anschaun; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist die-

ser Aufenthalt. — Die beiden Damen setzten ihren Weg unter allerlei Gesprächen fort, und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Station der Gelehrsamkeit an, welche Geographie genannt wird. Diese Station ist etwas groß, denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konstantinopel; von da nach dem Orte wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des großen Chans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelica, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester Johanns u. s. w., und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigste mit, was man damals von allen diesen Ländern wußte. Endlich langen sie in der dritten Station von Long-Etude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie Griechisch ist. Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, sagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen, und die göttlichen Geheimnisse daselbst beschauen könne. Stracks läßt sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes seyn, aber sie muß steigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unsterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daß, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht größer als

eine Fliege vorkommt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame, sagt sie, wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich sehe wohl, antwortete die Prophetin lächelnd, die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel emporführt, ist rein; komm, gib mir deine Hand! und ich will dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir so weh ist. — Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte Griechische Philosoph war damals noch der Einzige, der die Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Christinen alle himmlischen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen saßen auf diesen Thronen, deren Name war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehmals (o! der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden, Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wußten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveräne vom Thron, und regierten nun die Welt nach ihrer Willkür — schlecht genug.

Diese Probe mag genug seyn, uns einen Begriff von

einem Werke zu geben, das freilich für uns den Reiz nicht mehr haben kann, den es für das Publicum des fünfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Producten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben, welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Composition sehr reich, und macht, wenn man die Barbarei ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drei Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beispiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des fünfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit; es gab kein Buch wel-

ches ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können und worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geschmack und der Vorstellungsart der damaligen Zeit, glücklicher vereinigt gewesen wäre. — Nichts davon zu sagen, daß auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabei fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drei Griechische Prinzessinnen, sagt sie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brod, die Hauptstütze des menschlichen Lebens, zu danken haben; Minerva, die Kunst die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst Oel zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl u. s. w., Arachne, die Kunst Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andere Griechische Dame. Namens Pamphila, war die Erfinderin des Seidenbaus u. s. w. Kurz, Christine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geschlecht Ehre machen konnte: aber sie schonet auch der verschiednen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Charakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Costume dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damals in den Wochenstuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den größten Damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein Beispiel, das ihr besonders anstößig gewesen sey, und wobei sie in sehr naive Declamationen ausbricht. Sie legte

einst einen Wochenbesuch bei einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwei schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradirte ein Schenktisch mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer kostbaren Tapezerei von reichem Cyprischen Stoff ausgeschlagen; auf den Einfassungen schimmerte der Name und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bett war nicht weniger prächtig. Bloß die Betttücher, von der feinsten Rheimser Leinewand, hatten über dreihundert Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin stolzirte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesinrother Seide, und lehnte sich auf Kopfkissen mit dicken Quasten von guten Perlen. — „O Sitten, ruft unsre Dichterin unwillig aus! was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet das der König? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, dessen sie so sehr zu viel haben? u. s. w." Man sieht hieraus, daß die Ungleichheit schon in Karl VI Zeiten unmäßig seyn mußte. Denn daß der größte Theil des Volks damals in elenden Umständen war, ist unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beinahe alles was man von ihrer Geschichte weiß geschöpft ist, theilt sich in drei Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemälde von der Welt und ihren Wundern. Im zweiten wird Dame Meinung, mit ihren Einflüssen auf das Glück und Unglück der Menschen, vorgeführt. Im dritten erscheint ihr Dame Philosophie, als Arzt und Trösterin alles

menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damaliger Modetracht der Dame Philosophie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificirten Producte Epistre d'Othea à Hector, oder le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch, zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI, welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne, im Jahre 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster, die Wirkungen zügelloser Leidenschaften, die Maximen, welche ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und dergleichen, werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen unter mancherlei schicklichen, meistens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung und Anwendung sind. So zeigt sie ihm z. B. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verschont — um ihm Hochachtung für diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit seyn müsse sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus, der die Andromeda befreit, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reiz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemahlin tödtet — die unglücklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das kläg-

liche Schicksal von Piramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch malerische und auf eine festliche Art allegorische Darstellung zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat: Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV. Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reizenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karls des Fünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war, in keiner Betrachtung, geschickt eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind Enseignemens Moraux de Christine à son Fils, und an ihre Tochter Le Dit de Poissy gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive Art, wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Clopinels —

Vous etes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läßt — „Der böse Mensch! (ruft sie aus) wie er lügt!"

Nachdem ich so vieles bloß darum angeführt habe, um den Lesern einen anschaulichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich seyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Aeußerlichen zu sagen. Was uns ihre eigne Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sey (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné). Dieß ist's, was Dame Philosophie im dritten Theil der Vision, unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu seyn Ursache habe, als keine der geringsten anführt. Wenn eine so wackere Frau von ihrer Außenseite so viel sagt: so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin gibt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches, seinem Urtheil nach, das beste unter den Miniaturbildern die sich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handschrift 7395 der (ehmals) königlichen Bibliothek zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque des Romans, der

dieses Bild auch gesehen hat, scheint Boivins Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muß, damit ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäßige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihr Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein wenig offen ist, läßt etwas Weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violetfarbenen Leibchen, mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitude der sitzenden Frau, und drei andere Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es Christine in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der Cité des Dames beschrieben ist.

7.

Platon.

Ueber etwas, das er gesagt haben soll und nicht gesagt hat.

Ein schöner Gedanke eines Originalautors findet sich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht,

am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beispiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Platon, der in seinem Phädrus befindlich ist, einem von so manchen Italienischen, Englischen und Deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den wenigsten gelesenen und von noch wenigern verstandenen Dialog, worin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären was schön ist, in einer seltsamen metaphysisch-mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie initiirt wird, und wer weiß von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobei einem jungen Menschen, der sie zum erstenmale liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts Herrlicher's findet als metaphysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Phädrus, sondern bloß von der Verwandlung seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgang durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reiz an ihr entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten.“ — Dieß versichert uns ein (im Jahre 1775) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Name hier nichts zur

Sache thut: und wer sollte ihm auf eine so positive Versicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich gesagt? Gleichwohl sagt Plato von diesem allem nichts. Seine selbsteigenen Worte mögen Zeugniß dessen geben — (φρονησις οὐχ ὁρᾶται) Δεινους γαρ ἂν παρειχεν ἐρωτας, εἴτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες ειδωλον παρειχετο εις οψιν ἴον. „Die Weisheit würde die gewaltigste Liebe erwecken, wenn sie sich unsern Augen in einer Gestalt, die ein sichtbarer Abdruck ihrer geistigen Schönheit wäre, darstellen könnte."

Hätte der neuere Schriftsteller diese Platonische Stelle auch nur aus der Uebersetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, so würde er dem Original schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht im 14ten Abschnitt des ersten Buchs de officiis, und lautet so: formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quæ si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiæ. „Wenn das Ideal des Sittlichschönen mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, es würde (wie Plato sagt) eine erstaunliche Liebe zur Weisheit einflößen." — Denn wiewohl sich Cicero schon die Freiheit genommen hat, diesen Platonischen Gedanken anders zu wenden, so sagt er doch im Grunde beinahe eben dasselbe. Aber vermuthlich ist er noch durch mehr als Einen neuern Kopf gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtnisses, in einer Gestalt darstellte, worin er gerade zweimal nonsensikalischer erscheint als im Plato selbst. Denn Plato will nicht daß die Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, daß man, wofern sie dieß thäte oder thun könnte, sonst nichts mehr lieben würde als sie.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel einen jeden Schriftsteller, der die Gedanken eines andern anführt, behut-

sam genug machen möchte, allezeit vorher im Original nachzusehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen ist, lieber zu sagen was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, deren Name die Sache doch nicht besser macht; das was sie gesagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke, oder (was mir hier der Fall zu seyn scheint) nur ein Irrwisch seyn. Denn was sagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, dessen Bedingung eine Unmöglichkeit ist? Die Tugend kann nun einmal vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen sichtbar werden; und wem sie in dieser Sichtbarkeit keine Liebe einflößt, dem ist nicht zu helfen.

Ich weiß wohl daß nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmlischen Räumen oder in der Welt der Ideen existirt. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht besser. Denn immer bleibt es (seinen eigenen Begriffen zufolge) eine Unmöglichkeit diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle läßt man allenfalls einem Dichter hingehen oder bewundert ihn wohl gar darum: aber in dem Munde eines Philosophen sind sie unerträglich.

Uebrigens hat die Vorstellung der Tugend, die sich nackend sehen läßt, etwas Unschickliches und Widerliches, und ich zweifle sehr, ob ein großer Maler sich dazu verstehen würde, die personificirte Tugend gewandlos darzustellen. Es sind, däucht mir, nur zwei idealische Wesen, denen es anständig oder vielmehr zuständig ist, nackend vor unsern Augen zu erscheinen, die Wahrheit und die Schönheit. Selbst die Grazien, wiewohl die Gewohnheit sie unbekleidet (meistens zu ihrem großen Nachtheil) darzustellen, bei den Künstlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande, das ihnen Sokrates gab, mehr Grazie haben: wenigstens sollte der

Maler oder Bildner, der verwegen genug ist sie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugießen, daß man, so wie man sie erblickte, denken müßte, sie wüßten nicht daß sie nackend seyen.

8.

Pompejus.

Rechtfertigung eines schönen Wortes desselben.

Pompejus, der Große genannt, befand sich einst in dem Falle, daß er in dringenden Geschäften der Republik — (es war darum zu thun, die Stadt Rom in einer Theuerung mit Lebensmitteln zu versehen, und dieß war in einer so ungeheuern Stadt und bei ihrer damaligen Lage das dringendste aller Staatsgeschäfte) — zu einer Zeit, da die See sehr stürmisch war, zu Schiffe gehen sollte. Man stellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. „Es ist nöthig daß ich abreise, sagte Pompejus, daß ich lebe ist nicht nöthig."

„Dieß sieht wie ein bon-mot aus (sagt der nun ganz vergessene Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und Arbiter elegantiarum galt) aber, wenn man's näher besieht, findet sich daß es nichts sagt; denn es sagt etwas das sich selbst vernichtet. Wie kann ein Mann reisen wenn er nicht lebt?" Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Ein=

fall ist noch seyn soll, für ein bon-mot ansehen, bloß um das Vergnügen zu haben, ein schiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieser Tadel träfe, so müßte ein Soldat, um seine Schuldigkeit zu thun, allemal wo er Gefahr sähe davon laufen. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht wäre also, immer vor allen Dingen seine Person in Sicherheit zu bringen. Bei dieser Art zu räsonniren würden die Kriege nicht sehr blutig seyn — und unter dieser Bedingung könnten wir sie wohl für richtig gelten lassen.

Das Wort des Pompejus hat nur Einen Sinn, und dieß ist ein großer Sinn, gegen den nichts einzuwenden ist. Er will sagen: wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht: kann ich sie mit Sicherheit thun? Er thut sie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist am Ende der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen: aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

R.

1.

Die Wunderflasche des heil. Remigius.

1 7 8 0.

Der goldne Becher, womit Huon von Bordeaux, Herzog von Guienne (der fabelhafte Held eines alten wälschen Ritterbuchs und eines noch nicht sehr alten deutschen Gedichts), von dem Geisterkönig Oberon beschenkt wird, ist weder eine Erfindung, die der altwälsche Romancier aus seinem eignen Gehirn gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeschirrs, womit in den persischen Erzählungen der Kaufmann Abulkasem den ihm unbekannten Chalifen Harun Alraschid beschenkt. Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß das persische Mährchen, gesetzt auch daß seine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem Romancier bekannt gewesen. Wahrscheinlich hat ihm die Flasche des heil. Remy, oder Remigius, zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubniß der Unglaubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, sondern so historisch und glaubwürdig ist, als alle die übrigen Wunder, wovon die erbauliche Lebensgeschichte des besagten heili=

gen Bischofs wimmelt; deren Verfasser und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanschreiber oder Poet, sondern kein geringerer ist, als Messire Hincmar, Erzbischof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl des Kahlen Zeiten florirt hat, und, kraft eines dreifachen Titels, als Mönch, als Priester und als Erzbischof, der Mann nicht war, der so was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geschichte mit der Flasche ist diese. Als König Clovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß „quod vulgaris consuetudo Flasconem (flacon, Flasche) appellat, voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen gesprochen hatte, mit der Vorschrift: daß er, König Clovis, so lange auf den Feind losgehen sollte, als diese Flasche für ihn und die Seinigen, wem er davon geben wollte, Weins genug haben würde. „Und so trank nun der König, und die königliche Familie, und das zahlreiche Heer das mit ihm war, und stillten ihren Durst reichlich aus dieser Flasche, und die Flasche versiegte niemals, sondern füllte sich, durch Gottes Segen, den ihr der heil. Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle Weins darin verborgen wäre —“: also lauten, verdolmetschet, die eignen Worte des belobten Erzbischofs Hincmar, dessen Seele in Frieden ruhen möge! *)

Wie gesagt, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alte Verfasser des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen

---

*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numerosa turba populi, et exinde uberrime satiantur, et vas vini detrimentum non patitur, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. Hincmar in Vita S. Remigii. vid. Du Chesne Reg. Franc.

Hanap Oberons dem Bischof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher (wie den Leuten seines Gelichters gewöhnlich ist) sein Original noch zu übertreffen gesucht, und Oberons Gefäß ist also keine bloße Flasche, sondern ein Hanap d'or; und darf nicht daraus trinken wer will, sondern nur Personen, die sich im Stand der Gnade befinden; ist hingegen der Trinker im Stand einer Todsünde, so gibt's nicht nur nichts zu trinken für ihn, sondern

der Becher trocknet auf und glüht in seiner Hand.

Was das Horn von Elfenbein betrifft, welches jedermann, der nicht (wie der Romancier sagt) en Etat de Grace war, tanzen machte, so findet sich zwar nicht, daß der heil. Remigius auch so ein Horn gehabt habe, aber es gab doch, von dem berühmten Horn der Amalthea, bis zu dem Horn, was der Prinzessin Agrippina vor der Stirn wuchs, als sie von Andolosia's rothem Apfel gegessen, in dem Corpus der Geschichten, die sich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieser oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewohl wir nicht in Abrede seyn wollen, daß Oberons Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden ist. Wir bemerken dieß nur im Vorbeigehen, damit diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts gesehen haben, als das Horn und den Becher, sich nicht etwa einbilden, als ob der Verfasser den mindesten Anspruch an das Verdienst, sie erfunden zu haben, mache.

2.

Des Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.

1782.

Unsere Vorstellung von den Vorzügen und Verdiensten dieser beiden Damen würde ziemlich weit über das Wahre hinausgehen, wenn wir das Maß derselben nach dem außerordentlichen Ruhm und Ansehen, worin sie bei ihren Zeitgenossen standen, und zugleich auf dem Maßstabe, womit wir ähnliche Talente und Verdienste bei den unsrigen messen, bestimmen wollten. Ohne Zweifel muß ein Theil davon dem Geist und Costume des Jahrhunderts zugeschrieben werden, worin die schöne Literatur in dem größten Theil von Europa, besonders in Italien, Spanien und Frankreich, wieder aufzuleben anfing. Indessen steht doch diese Mutter mit dieser Tochter in ihrer Art allein; und ihr persönlicher Werth, nach Maß und Gewicht ihrer Zeit geschätzt, hatte wenigstens eben so viel Antheil daran, wenn sie (wie der Herr Marquis de Paulmy im 7ten Bände seiner Mélanges sagt) in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts aller der öffentlichen Hochachtung genossen, welche Personen ihres Geschlechts erwarten dürfen, sobald sie mit viel Verstand und viel Kenntnissen vorzügliche Talente und eine untadelige Aufführung verbinden.

Poitiers, eine der größten Französischen Städte nach Paris, und damals in blühendern Umständen als gegenwärtig, war die Vaterstadt der Dame Magdalene Des Roches, deren eigner Geschlechtsname Neveu war. Sie vermählte

sich mit Andreas Fradonnet, Herrn Des Roches, einem Edelmanne aus Bretagne. Sie schlugen ihren Wohnsitz zu Poitiers auf: und Katharine, die einzige Frucht dieser Ehe, war ungefähr 15 Jahre alt, als sie ihren Vater verlor. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glückliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den besten Erfolg belohnten. Von dieser Zeit an blieben sie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen gesehen. Das Fräulein Des Roches ging hierin so weit, daß sie bloß aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte Partien, die sich aufs eifrigste um sie bewarben, von der Hand wies.

Der harthäutigste unter ihren Verehrern, Namens Julius von Guersens, einer der beständigsten Liebhaber und der frostigsten Dichter seiner Zeit, als er alle andern Mittel das Herz seiner Unerbittlichen zu erweichen ohne Erfolg versucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung seiner selbst glücklicher zu seyn, und gab eine ausnehmend schlechte Tragödie, Panthea betitelt *), unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie Einige gethan haben), daß es mit Bewilligung dieser Damen geschehen sey; zumal da sie ungleich bessere Verse machten als der Sieur de Guersens, und dieser mit einer so heroischen Selbstverläugnung seine Umstände bei der schönen Madelaine schlecht verbesserte.

*) Die erste von sechsen dieses Namens, welche das Französische Theater aufzuweisen hat. Sie wurde im Jahre 1571 zu Poitiers gespielt und gedruckt.

Das Jahr 1579, wo sich, bei Gelegenheit der Grands Jours, die zu Poitiers gehalten wurden, die ansehnlichsten Magistratspersonen und berühmtesten Gelehrten daselbst zusammenfanden, scheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen Des Roches gewesen zu seyn. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo sich die vorzüglichsten Männer von beiden Classen fast alle Abende einfanden; und besonders zeichneten sich Scävola von Sainte = Marthe und Stephan Pasquier, zwei berühmte Namen dieser Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem seine Recherches de la France und seine Briefe die Reputation eines geschickten Rechtsgelehrten und guten Philologen erworben haben, stellte auch hübsche Lateinische und ziemlich schlechte Französische Verse; und wie Catull deren sehr artige auf den Sperling seiner Geliebten gemacht hatte, so hielt auch Pasquier es seiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einstmals auf dem Busen des Fräuleins Des Roches in Flagranti ertappt hatte. Das Sujet war eines der glücklichsten für eine poetische Tändelei; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, ist: daß die ganze gelehrte Gesellschaft, die bei diesem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm; und daß ein kleines Bändchen von Griechischen, Lateinischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen Versen daraus entstand, welche sämmtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenstand hatten. Da Mutter und Tochter alle diese Sprachen verstanden, so war gegen die Plaisanterie nichts einzuwenden; auch ließen sich's die beiden Damen so wohl gefallen, daß sie in sehr artigen Stanzen, die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten. Ich erzähle die Anekdote dem Herrn Marquis von P. nach; denn ich bin

noch nicht so glücklich gewesen, diese merkwürdige Versammlung von Poëtes Chante-Puces, wie er sie scherzweise nennt, selbst zu Gesicht zu bekommen.

Die Damen Des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schicksalen, die manches Klaglied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelsten und Besten hochgeschätzt, bis zum Jahr 1587, wo sie beide (wie sie sich oft gewünscht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und der nämlichen Krankheit starben.

Außer einer Menge von allerlei kleinern und größern Stücken in Prose und Versen, wovon verschiedne in den Annales Poetiques und in dem Parnasse des Dames zu finden sind, hat die Frau Des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras, und, in Gesellschaft mit ihrer Tochter, den Claudian in Französische Verse übersetzt. Die Gedichte dieser Damen sind vielleicht in Absicht des Feuers und der Stärke des Ausdrucks unter denen von Louise Labé; hingegen nähern sie sich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache schon um ein Merkliches der Epoche, welche Malherbe in der Französischen Poesie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonnet auf den Tod einer Freundin von der Mutter Des Roches, wiewohl wir nicht bergen müssen, daß es unter ihre besten Stücke gehört.

Las! Ou est maintenant ta jeune bonne grace
Et ton gentil esprit, plus beau que la beauté?
Ou est ton doux maintien, ta douce privauté?
Tu les avois du Ciel, ils y ont repris place.
O miserable, helas! toute l'humaine race
Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O Triste que je suis, o grande adversité!
Je n'ai qu'un seul appui en cette terre basse.

O ma chere compagne, et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu sur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si après notre mort le vrai amour demeure,
Abaisse un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel est mon pleur, ma plainte et mon regret.

3.

Marie von Romien.

1 7 8 2.

Ein Bruder dieses gelehrten Frauenzimmers (der sich Jaques Romieu, Gentilhomme Vivarois, Secretaire de la Chambre du Roy qualificirt) hatte die Unziemlichkeit begangen, instigante Diabolo, und einem alten grißgrämischen Oheim zu gefallen, eine — Satyre gegen das schöne Geschlecht zu schreiben, welche freilich nicht anders als ein sehr abgeschmacktes Werk seyn konnte!

Die Schwester glaubte sich verbunden, diese Sünde ihres Bruders aufs eiligste wieder gut zu machen, und ließ also ungesäumt einen Discours en Vers von der Präeminenz des Weibes über den Mann ausgehen, worin, wie man leicht denken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, die Mutter der Gracchen, nebst einer Menge andrer preiswürdiger Frauen, Jungfrauen und Märtyrinnen aller Nationen und Zeiten, besonders auch die Französischen, und unter diesen namentlich die Damen:

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergessen sind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verse des guten Fräuleins Marie von Romieu sind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — so beschaffen, daß sie einer so guten Sache zu Ehren wohl hätten besser seyn können. Die Laufbahn ist also noch offen, und der Preis noch zu gewinnen, wenn etwa eine von unsern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schwestern in Apollo Lust hätte, sich dieses Verdienst um ihr Geschlecht zu machen.

S.

1.

Hans Sachs.

Einige Lebensumstände desselben als Zugabe zu Goethe's Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend „Hans Sachsens poetische Sendung.“

1776.

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts drei Männer hervorzubringen, denen keine Stadt in Deutschland ein Triumvirat von gleicher Vortrefflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. Albrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 geboren; Wilibald Pirkhaimer im Jahr 1471, und Hans Sachs, der Dichter, im Jahr 1494. Die Eltern des letztern waren arme gemeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an allem theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz, und eine gute Erziehung zu danken *). Was hätten ihm vierundsechzig

---

*) S. was er selbst davon sagt in dem Gedichte: „Die Werke Gottes sind alle gut.“ Th. IV. S. 252. W.

Ahnen Besseres geben können? Wenn jemals ein Mensch zum Dichter geboren worden ist, so war's Hans Sachs. Die holdselige Meistersängerkunst (die zu seiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmsten Reichsstädten noch in großen und verdienten Ehren war) gab die erste Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeistes, den die Natur so reichlich über ihn ausgegossen hatte. Zu eben der Zeit, da er, nach Endigung seines Schullaufs das Schuhmacherhandwerk erlernte, empfing er den ersten Unterricht in der Kunst des Meistergesangs von Leonhard Nunnenbeck, dessen er in einem seiner Gedichte dankbare Erwähnung thut, ohne sich's, wie es scheint, nur bewußt zu seyn, wie unendlich er seinen Meister übertraf.

Von seinem siebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang, auf seiner Profession, alle Theile Deutschlands, mit dieser offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenstände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um sie getreulich, unverschönert und unverstellt, wieder zurückzuwerfen. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des reichen Schatzes von anschaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menschlichen Lebens, über den ein unbefangner Leser in seinen Werken erstaunen muß. Ueberall befliß er sich, neben dem Betrieb seines mechanischen Geschäfts, seinen Wissenstrieb zu befriedigen, und sich im Meistergesange, seiner Lieblingsleidenschaft, zu üben. „Ueberall (ich borge hier die Worte seines wackern biederherzigen *) Lebenbeschreibers) half er entweder die Sing-

*) M. Salomon Ranisch, Professor auf dem Gymnasio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu seinem Gegenstande verfertigte historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens zu danken haben. (Altenb. 1765.) W.

schule verwalten, oder sang den geübtern Meistern ein neues Lied zur Beurtheilung vor. Diese glückliche Liebe der Musenkunst hielt bei ihm allen andern Leidenschaften und aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenschaften der Jugend das Uebergewicht, und noch im hohen Alter erinnerte er sich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu seiner Wissenschaft sich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entschlagen, hingegen in der Uebung seines Nebenwerks sein einziges Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib gefunden habe."

Im Jahr 1519 ließ er sich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder, und verheirathete sich mit Kunigunde Kreutzbergerin, die der Gegenstand des herrlichen Liebesgedichts war, das wir am Schlusse mittheilen wollen, und das desto merkwürdiger ist, weil er's im 25sten Jahre seines Ehestandes gedichtet hat. Er lebte mit dieser Frau über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter; überlebte aber seine ganze Nachkommenschaft, außer vier Enkeln von seiner ältesten Tochter. Er war 66 Jahre alt, als er diese Gespielin seiner Jugend und Gefährtin seines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert sie herzlich in dem wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunde Sachsin (III. 1. 530.), legte sich aber dennoch vier Monate drauf eine andere Ehegehülfin, Barbara Harscherin, zu, mit der er den Rest seines Lebens bis ins Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es scheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in sein hohes Alter ob, und es ist falsch, was einige vorgeben, daß er jemals den Schulmeister gemacht habe. Er scheint ein geschickter, und unter seinesgleichen ansehnlicher Schuhmacher gewesen zu seyn, und immer sein gutes Auskommen gehabt zu haben.

Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelassenen Sinns und immer liebevollen Herzens war; aber gleichwohl mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß dieser so ungewöhnlich glücklichen Art von Existenz, ohne daß die natürliche Alterschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein 78stes Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung und Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte; wenn man ja seinen Zustand so nennen kann, wie ihn sein Schüler im Meistergesang, Paschmann, in einem Lobgedicht auf seinen geliebten Meister, beschreibt —

In dem Saal stund unecket
bedecket
Ein Tisch mit seiden grüne.
An selbem saß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß
der hatt ein'n großen bart fürbaß.
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein
und an Banken darneben
viel großer Bücher fein;

die alle wohl beschlagen
da lagen,
die der Alt Herr ansach.

Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
Und ihn grüsset von ferren,
den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern thut neigen
mit Schweigen
gegen ihn sein Haupt schwach
dann sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Gesicht rund
anschauet, u. s. w.

Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dieß abschreibe, über die Wangen rollt! — der Liebe, und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn du nicht?

Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt seyn. Denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter, und wir andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier,

und was ihm sonst aus seiner Zeit anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Kräften leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwischen mein ungenannter Landsmann, der mir schon vor mehrern Jahren durch seine Ehrenrettung Hans Sachsens *) zuvorgekommen ist!

Da in dem glücklichen Geiste unsers lieben Meisters alles was er sah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu dichten anfing, und erst im 78sten Jahre seines Lebens aufhörte; am Dichten seine größte Freude hatte; sich Beifall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb; und, was bei einem so biederherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb seyn mußte, da er wirklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein Wunder, daß er alle andern Deutschen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compositionen, so wie die meisten bis auf diesen Tag an innerm Werthe derselben, übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwei vollständige Ausgaben, eine in Folio von Joachim Lochner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 1579 nach und nach herauskamen, und wovon die drei ersten nur eine neue Auflage des schon im Jahre 1558, 60 und 61 von dem Augsburgischen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußlers Druckerei veranstalteten ersten Druckes der Hans Sachsischen Werke sind; die andere in fünf Theilen, in Quart, von Johann Krüger in Augsburg verlegt, und in der Reichsstadt Kempten bei Christoph Krausen gedruckt; wovon der erste Theil im Jahr 1612, und der letzte im J. 1616 erschien.

*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebensbeschreibung kenne. W.

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit ist wohl die eigentliche Ursache, warum er, der popularste unter allen Dichtern, die vielleicht jemals gelebt haben, nach und nach seiner Nation, deren Voreltern er einst so lieb und werth war, so gleichgültig und unbekannt geworden. Es wäre Schande für Deutschland, wenn diesem Mangel nicht abgeholfen würde.

Man vergleiche den Artikel von Jördens. Was Wieland sich in Ansehung Hans Sachsens vorgesetzt hatte, und der Erfolg davon, darüber wird in dem Leben Wielands Bericht erstattet werden.

Der Liebe Zank.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annum,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren als ich solt,
In rechter trew, freundlicher art.
Von ir nit mehr zu theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Gespräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Umbefangk,
Das nam ich an zu hohem Dank;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann*) mir war ir Jungfräwlich Ehr

*) wann wird bei unsern Alten häufig für dann, oder sintemal, weil, gebraucht; und so auch hier und weiter unten.

Lieber, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Herzen auch begert
Mein Leben mit ir zu beschließen,
Im Ehlichen stand ir zu geniessen.
Kürtzlich eins Tages sich zutrug,
Daß sie mir alle frewd abschlug,
Nimmer ich sie umfahen solt,
Kein Kuß sie mir mehr bieten wolt,
Wann sie besorgt vor mir ir Ehr;
Und dergleich Wort gab sie mir mehr.
Ich erschrack, sie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernst wär? Darauff sie sagt:
Es wär ir Ernst, und wolt das sagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich sie wiederumb würd umbfahn.
Erst that mir unter Augen schlahn *)
Das Elend mit grosser nachrew;
Dacht: ach weh meiner Lieb und trew,
Daß ichs so hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, seufftzt und weint,
Legt mich unmuthig in mein Bett,
Und also bey mir selber redt:
O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienst trug so hertzlich?
Wie ist sie worden mir so schmertzlich!
Der **) ichs so trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind,

---

*) schlahen für schlagen ist in Schwaben noch unter den Volk üblich.
**) statt: mit der.

Mein trew ich gar verloren spür,
Der Strohsack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Trost ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung ist gar ab und todt;
Nun wünschet ich und wolt auch Gott
Daß ich ir hätt doch nie gesehen!
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich samb halb und halb entschlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren schein;
Mit süssem Geruch trat herein,
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich gantz senfftiglich anredt:
Ach junger Gesell sey wolgemut,
Dein Sach die wird noch alle gut;
Weist du nit, daß Jungfrewlich Bild
In Lieb ist allzeit rauch und wild,
Und seine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't sie ir Scham und Zucht,
Darmit sie zu erretten sucht
Ir Ehr, ir'n allerhöchsten Schatz;
Auch förcht sie hart des Klaffers schwatz,
Die keiner Ehren auch verschonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,
Wenn sie hat eben dein Geblüt,

Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich seyn,
Jr rew darumb ist auch nit klein,
Daß sie dich hat so hart betrübt;
Jr Hertz sich auch in Schmertzen übt.
Laß alln Unmuth und Zweiffel fahren,
Dann sie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugesellt;
Ich hab dir sie selb ausserwählt,
Zu ei'm steten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles trawren seyn.

Mit dem die Göttin bald verschwund.
Ich erwacht, und im Hertzengrund
Ward ich erfrewt, und bald ufstahn. *)
Als ich mein Lieb ward sichtig an,
Redt ich sie an mit trawrigen worten
Die sich aber an allen orten
Entschuldigt, sie wär mir nit feind,
Hett die Wort nit so arg gemeint,
Ich solts halten trewlich, wie billich,
In Ehrn und Zucht wolt sie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon, **)
Und auch nit mehr wieder mich thon.
Also wurd unser Lieb und Trew
Wiederumb ganz beschlossen new,

*) ich ward ufstahn, eine vor Alters übliche Redensart, statt: ich stund auf.

**) verlassen.

Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß,
Daß unser Lieb grün, blü und wachs
In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis M. D. XLIIII. Am 1. Tag Septembris.

2.

Sallustius.

Eine Rechtfertigung dieses berühmten Geschichtschreibers hat Wieland geliefert in seiner Uebersetzung der Horazischen Satyren Bd. 1. S. 58. fgg.

3.

Sarpi.*)

Urtheil des Cardinals du Perron über ihn.

1777.

Der Cardinal du Perron, Bischof zu Evreux, nachmals Erzbischof von Sens und Grand-Aumonier von Frankreich unter König Heinrich IV, war unstreitig ein Mann von Talenten und großer Gelehrsamkeit, ein geschickter Geschäftsmann und Negociateur, der alles sagen und schreiben konnte,

*) Paolo Sarpi aus dem Servitenorden, geb. d. 14 Aug. 1552 zu Venedig, und gest. daselbst d. 14 Jan. 1623, der unsterbliche Geschichtschreiber der Tridentinischen Kirchenversammlung, dessen

was er wollte, kurz alles was man seyn muß, um aus einem Menschen von Nichts (wie die Franzosen sich ausdrücken) ein großer Mann in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieser große Staats- und Weltmann, Theolog, Philosoph, Poet (denn du Perron war dieß alles), von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Servitenmönch in Venedig und Theologus der Serenissima Republica, aber mit und unter dieser äußerlichen specie einer der trefflichsten Menschen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich sah ihn auf meiner zweiten Reise nach Venedig (sagt der Cardinal), Mr. de Messi zeigte mir ihn: ich bemerkte nichts Eminentes an diesem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menschenverstand, aber seine Gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen Menschen an ihm, ein klein bißchen mehr als Mönch.“*)

So konnten also Seine Eminenz nichts Eminentes an diesem Fra Paolo sehen; — ein bißchen mehr als einen alltäglichen Mönch, und das war Alles! — Und doch kannten Se. Eminenz unstreitig die Welt, und verstanden sich vor-

---

Geschichte der Römische Hof besonders durch die Jesuiten in üblen Ruf zu bringen suchte, weil sie zu widerlegen nicht möglich war, hat mehrere Biographen gefunden. Der beste darunter ist Griselini, aus dessen Memorie aneddote spettanti alla vita ed agli studj del sommo Philosopho e Giureconsulto F. Paolo Sarpi, Servita, Lausanne 1760. 8. Jagemann einen Auszug geliefert hat in Wielands Merkur 1793 Oct. und Nov. Das Interessanteste aus der neuesten Zeit ist Delbrücks Schilderung desselben.

*) Je le vis à mon second Voyage de Venise, et Mr. de Messi me le fit voir. Je ne remarquai rien d'eminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon sens, mais de grand sçavoir, point; je ne vis rien que de commun, et un peu plus que de Moine.
Perronniana, edit. de 1601. p. 218.

trefflich auf den couranten Werth der Menschen in Handel und Wandel. Vermuthlich gehört dazu, um den innern Gehalt eines Menschen auszufinden, ein gewisser innerer Geistessinn, den ein Mann wie der Cardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwohl finde ich in diesem, beim ersten Anblick lächerlichen, Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieser Weltmensch, so wie dort von Christus der Hohepriester Kaiphas, ohne es selbst zu wissen, von dem Mann Gottes ablegt. Er sah an Fra Paolo nichts von allem dem, was er an einem Mann, den er nach seinem Maßstab für groß halten sollte, suchte: er spricht also geringschätzig von ihm. Ich konnte nichts an ihm sehen, als einen gemeinen Menschen, einen Mann von gutem ehrlichen Menschenverstand — spricht er, und glaubt damit sehr wenig gesagt zu haben; merkt nicht, daß er was sehr Großes gesagt hat. Die vollkommensten Menschen haben selten etwas in ihrem Aeußerlichen, das sie sehr über andre hervorragen machen sollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet sich auch in ihrem Gesicht und ganzem äußerlichen Wesen; sie sind bloß da, ohne etwas anzukünden, zu fordern oder zu erwarten. Ohne eine besondere Veranlassung, die ihr Inneres in äußerliche Wirksamkeit setzt, sieht der feinste Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menschen, und guter hausgesponnener Menschensinn ist alles, was er ihnen zutraut. Gerade das war's, Herr Cardinal, was den ehrlichen Servitenmönch Sarpi zu einem so viel weisern, wärmern, edlern, kurz zu einem so viel bessern Menschen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freilich hätte du Perron nicht du Perron seyn müssen, um nicht so von der Sache zu denken. — Uebrigens gäbe ich was darum, zu wissen, was Fra Paolo zu irgend einem seiner guten Freunde davon

gesagt haben mag, wie ihm beim Anblick des Cardinals zu Muthe gewesen.

4.

Schärtlin.

1777.

Lebensbeschreibung des berühmten Ritters, Sebastian Schärtlins von Burtenbach, aus dessen eigenen und Geschlechtsnachrichten vollständig herausgegeben und mit Anmerkungen und Beilagen versehen. Frankfurt und Leipzig 1777.

Herr Christoph Siegmund von Holzschuher, ein gelehrter Nürnbergischer Patricier, macht hier mit einem der merkwürdigsten Deutschen Männer des sechzehnten Jahrhunderts den Anfang einer Folge von mehrern solchen Biographien, wozu er uns Hoffnung macht, sofern er die nöthigen Beiträge von andern patriotisch=gesinnten Edeln und Gelehrten, besonders aus denen noch viel zu wenig benutzten Hausarchiven unsrer edeln Geschlechter, erhalten werde. Gegenwärtiges Buch ist um so interessanter, da Ritter Schärtlin, so wie Götz von Berlichingen, sein eigner Biograph ist. Schärtlin reicht zwar, meinem Gefühl nach, nicht ganz an Götze, aber immer war er (wie ihn die drei Fürsten in ihrem Vorschreiben an Herzog Christopher zu Würtemberg charakterisiren) ein redlicher weidlicher Gesell, ein strenger mannhafter Ritter und Feldhauptmann, und, was ihm die meiste Ehre macht,

der Sohn und Erbe seines eignen Verdiensts. Denn er war ein novus homo, der sich seinen Weg mit seinen eignen Armen machen mußte. Davon, daß er sich (wie der H. v. H. in dem kurzen Abriß der ganzen Geschichte sagt) in seiner Jugend mit bestem Erfolg auf die Wissenschaften gelegt und Magister in Tübingen worden, seh ich in seinem ganzen Leben keine Spur; nicht ein einziger Magisterzug! Ueberall spricht und handelt ein braver, aus einem ganzen Stück geschnittner, aber höchst roher knollichter Schwabe, an dem von dem scharfen Gepräge der Natur nichts abgeschliffen worden; — und das war — in seiner Zeit wenigstens — nicht desto schlimmer, dächte ich! Nichts geht über die edle, kunstlose, rittermäßige Einfalt, womit er, recht wie ein alter Ritter der Tafelrunde, von großen Thaten, großen Gefahren, großen Wunden u. dgl. als von ganz alltäglichen Dingen spricht, ohne den kleinsten Zug von Ruhmredigkeit oder Eigendünkel oder Geringschätzung anderer, und immer mit einem herzlichen „Gott sey Lob und Dank!" wenn er aus großen Fährlichkeiten mit einem wohlgespickten Beutel wieder nach Hause kommt, und mit einem „Gott genad seiner Seele!" wenn er einen Feind zu Boden geschlagen hat. Ein Zug, der durchs Ganze durchgeht, und wie mich dünkt, den Mann, der sein Glück erst machen muß, bezeichnet, ist die genaue Ausrechnung, was er mit jeder seiner Thaten gewonnen oder verloren; aber angenehm ist dabei wieder die Treuherzigkeit, womit er das alles erzählt, und daß es ihm gar nicht einfällt, seinen Thaten edlere Motive, als sie wirklich hatten, unterzuschieben; sondern daß er gerade so von der Sache spricht, als ob er sich durch so und so viel hundert oder tausend Gulden, die er in diesem oder jenem Feldzug erobert, und womit er von Zeit zu Zeit zu Weib und Kindern nach Hause kommt, für alles

ausgestandene Ungemach, Wunden, Lebensgefahren u. s. w. reichlich belohnt halte. All dieß, und das ebenfalls durchaus durch sein ganzes Leben ziehende Hausvatergefühl — und die Treue und Dankbarkeit gegen jeden, der etwas zu seinem Glück beigetragen, und noch mehr andrer Züge der altdeutschen Redlichkeit, Weidlichkeit und Biederherzigkeit würden dieß Buch lieb und köstlich machen, wenn auch der Inhalt, wegen der merkwürdigsten Begebenheiten des sechzehnten Jahrhunderts, womit Schärtlins ganzes Leben verflochten war, für den Geschichtsliebhaber und Forscher weniger interessant wäre. Dem letztern überlassen wir, von dem historischen Werthe dieses Buchs, und besonders von dem was der gelehrte und unermüdete Fleiß des Herrn von Holzschuher bei dieser Ausgabe sowohl am Text als in den Anmerkungen u. s. w. geleistet, genauer zu urtheilen, und begnügen uns, dem letztern für dieses allen guten Deutschen und ehrlichen Schwaben gewiß willkommne Geschenk öffentlich unsern Dank zu erstatten, und ihn zur Fortsetzung einer so verdienstlichen Anwendung seiner Muße, so viel an uns ist, aufzumuntern. —

Eins hätt' ich beinahe vergessen — und das ist, Schärtlins gewöhnlicher Leibfluch: Potz blau Feuer! — welchen wir unsern jungen Kriegsmännern statt der hunderttausend blauen Kreuz-Donnerwetter, Kreuz-Bataillons u. s. w. zur Abwechslung hiermit bestens empfohlen haben wollen.

5.

Schicksalstragödie.

1803.

An einem kleinen zufälligen Umstand, an einem einzigen ungeziemenden, d. i. nach dem Aberglauben der Griechen Unglück vorbedeutenden Worte, das einem Aufwärter unversehens entschlüpft war, hängt in des Euripides Jon Tod oder Leben, und somit die Katastrophe des ganzen Stücks! Wenn nicht zu läugnen ist, daß zu Erfindung eines solchen Mittels die Katastrophe herbeizuführen, weder Genie noch Kunst gehört, so ist hingegen nicht weniger gewiß, daß nicht nur die entscheidenden Momente im Leben eines jeden Menschen, sondern selbst die größten Weltbegebenheiten, öfters an solchen kleinen, unbedeutend scheinenden, zufälligen Ereignissen hangen; und dieß ist zu Rechtfertigung eines Dichters hinlänglich, dem es überhaupt in seinen Dramen weniger um künstliche Erfindung nnd Anordnung der Fabel, als um das Ethos und Pathos der Personen, und um Situationen, die ein lebhaftes Interesse bewirken, zu thun war. Die alten Griechen glaubten eigentlich nicht an den Zufall, in dem Sinne, worin wir dieß Wort zu nehmen pflegen; auch das Zufällige, auch das Unversehene, geschah, ihrem Glauben nach, θειᾳ μοιρᾳ, durch göttliches Verhängniß; wenigstens glaubten sie dieß, sobald der Ausgang bewies, daß die Entscheidung eines wichtigen Umstands an einem solchen Spinnefaden gehangen hatte. Diese θεια μοιρα, dieses göttliche Schicksal, muß mit der Einmischung der poetischen Götter in menschliche Dinge, wo sie als mithandelnde Personen erscheinen, und, gleich den Men-

schen, aus besondern Bewegursachen nach bestimmten Zwecken handeln, nicht verwechselt werden. Dem Schicksal sind die Götter selbst unterworfen; so fern ist es, daß sie die Urheber desselben wären. — Aber was war denn der Begriff, den sich die Alten von diesem Schicksal machten? Sobald sie sich denselben klar zu machen suchten, gewiß kein andrer als eben derselbe, den wir Neuern mit diesem noch immer allgemein und täglich gebrauchten Worte verbinden — nämlich der Begriff des allgemeinen Zusammenhangs aller Dinge und Ereignisse in der Welt, insofern als er nothwendig, von dem Verstand und Willen der Sterblichen unabhängig, und eben darum unbegreiflich ist; eines Zusammenhangs, der gerade deßwegen, weil von dem Unerklärbaren und außer unsrer Vorsicht und Willkür Liegenden in demselben so häufig das Glück oder Unglück einzelner Menschen und ganzer Völker abhängt, ein dunkles Gefühl in uns erregt, daß etwas Göttliches in ihm sey, daß er das Werk einer unumschränkten, unerforschlichen Macht sey, welche zu hoch über uns throne, als daß es so schwachen und beschränkten Wesen, wie wir Sterblichen, möglich und ziemlich seyn könnte, sie zu fragen: was machst du? Aber daraus, daß dieses Schicksal unerforschlich ist, folget keineswegs, daß es auch blind sey, oder von den Griechen, und insonderheit von ihren tragischen Dichtern für blind gehalten worden wäre; d. i. daß sie sich vorgestellt hätten, die Umstände und Ereignisse, von welchen die Bestimmung des Glücks oder Unglücks der einzelnen Menschen abhängt, werden, wie durch ein Sieb, auf sie herabgeschüttelt. Gesetzt aber auch, sie hätten sich das Schicksal wirklich blind, regel- und absichtslos, und besonders auf das sittliche Verhalten der einzelnen Menschen ganz und gar keine Rücksicht nehmend gedacht, wie sie dessen neuerlich beschuldigt werden,

so ist doch ganz irrig, wenn behauptet wird, die tragischen Dichter der Alten hätten die Helden und Heldinnen ihrer Fabeln als bloße Automaten und blinde Werkzeuge eines blinden Schicksals dargestellt. Man muß wenig mit ihren Werken bekannt seyn, um so etwas vorzugeben, wovon der Augenschein gerade das Gegentheil lehrt. Daß ihre Helden nicht wie Rasende gegen die allmächtige Nothwendigkeit anrannen, wird ihnen wohl niemand zum Vorwurf machen wollen; aber überall sehen wir sie, so viel und so lange es Menschen möglich ist, mit ihrem Schicksal ringen, und, nach Maßgabe ihres individuellen Charakters, alles anwenden, was Muth, Klugheit, Standhaftigkeit und Kraftanstrengung vermögen, um über ihr widriges Glück Meister zu werden, oder, wofern sie unterliegen müssen, wenigstens edel und anständig zu fallen. Die Sache verdient eine gründliche und ausführliche Erörterung. *)

6.

Anna Maria von Schurmann.

1777.

Nicht eben als eine gelehrte Dame führe ich sie auf — denn wenn sie nichts als das gewesen wäre, so möchte sie an den unermeßlichen Lobsprüchen, womit sie in ihrem Leben von den Saumaise, Naude, Heinsius, Huygens, Gruter,

*) Der Anfang zu derselben ist seitdem gemacht durch H. Blümner: über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos. Leipzig 1814, und durch die Dissertation von C. J. G. Schmidt (Prof. und Conrector in Schulpforta) de notione fati in Sophoclis Tragoediis et fragmentis expressa. Pars prior. Leipzig 1821.

Caets, Balzac und tausend Andern, durch ganz Europa, in Prosa und Versen, bis zur Abgötterei beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben! Sondern, weil sie nach dem ganzen Umfang ihrer Naturgaben, Talente, Kenntnisse und, was mehr als dieß alles ist, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens, wirklich eine der vollkommensten und außerordentlichsten Personen war, die ihr Geschlecht in irgend einer Zeit aufzuweisen gehabt hat.

Sie ist geboren im Jahr 1604 zu Köln, hat den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre letzten Jahre aber in der kleinen Labadistischen Ecclesiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle außerordentlichen Personen ihres Geschlechts thun sollten) in dem Stand einer freiwilligen und unbemakelten Jungfrauschaft gelebt, und ist im Jahr 1678 in eine bessere Welt übergegangen. — Ihr Vater, Friedrich von Schurmann, war ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, ihre Mutter aus dem edlen Geschlecht von Herst im Jülich'schen. Ihr Großvater hatte Antwerpen, wo seine Voreltern über hundert Jahre in den ansehnlichsten Würden gestanden, der reformirten Religion wegen verlassen müssen, und sich nach Deutschland gezogen.

Bisher kannte ich unsre Maria bloß aus ihren von Friedrich Spanheim im J. 1648 zuerst und von T. C. D. Löberin 1749 zuletzt herausgegebenen opusculis, welche meistens aus Lateinischen und Französischen Briefen bestehen, die pour la rareté du fait mit etlichen Hebräischen und Griechischen verbrämt sind, und aus den Nachrichten, die ich in Bularts Académie des Sciences et des Arts und einigen andern literarischen Compilationen fand. Hieraus hatte ich nun so viel herausgeklaubt, als mir dienlich schien, um von diesem achten

Wunder der Welt, dieser zweiten Minerva und achten Muse (wie die Viri Eruditissimi et Clarissimi ihrer Zeit sie nannten, ehe sie das unverzeihliche Verbrechen beging eine — Separatistin zu werden) einigen Begriff geben zu können. Ich erzählte nur von ihren seltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geschicke für die schönen Künste, und wie sie so schön habe zeichnen und Miniaturmalen, und aus Papier schneiden, und in Wachs bossiren, und in Kupfer ätzen können, und wie sie Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch und Aethiopisch gelernt, und in der ganzen philologischen Polyhistorei, worein man damals das non plus ultra der Gelahrtheit setzte, erstaunliche Profectus gemacht; und wie ihr die Herren Curatoren der Universität zu Leyden in jedem Auditorio eine eigene geheime Loge bauen lassen, damit sie allen öffentlichen Lectionen, Disputationen, Doctor-Promotionen u. s. w. ungesehen beiwohnen könnte; und wie sie gerne Spinnen gegessen habe; und wie sie nach und nach so berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herren, die Rivete und die Spanheime und die Salmasien, und sogar der ehrliche Carmelitermönch, Ludwig Jacob a Sancto Carlo, in seiner Bibliothek berühmter Schriftstellerinnen, und der wohlberedte Minoritenmönch, Bruder Hilarion de Coste, in der Vorrede zu seinen Eloges des Dames illustres, nicht genug von ihren Wundergaben singen und sagen können.

Da glückte es mir, das einzige Buch, woraus man wirklich kennen lernen kann, was Anna Maria von Schurmann war, nämlich ihre in Lateinischer Sprache geschriebene *ΕΥΚΛΗΡΙΑ*, oder Erwählung des besten Theils; Tractat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten ist: Eins ist noth; Maria hat das beste Theil erwählt (ein Buch, das sich sehr rar gemacht hat), zu Handen zu bekommen: und als

ich hinein guckte, und nur etliche Blätter davon gelesen hatte, siehe da fand ich, daß alles, was die Viri plurimum Reverendi, Amplissimi, Doctissimi etc. von ihr geschrieben, dummes Zeug sey, Caricatur und Verunstaltung eines der herrlichsten Werke Gottes; und daß das Beste sey, aus diesem Buche, worin eine wahrhaft englische Reinigkeit, Unschuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worin sie, ohne alle Prätension, in der unzweideutigsten Sprache des Gefühls und der Innigkeit, die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, und ihrer literarischen Nachtwandlungen, und ihrer zufälligen Verhältnisse mit den Viris Clarissimis, die gerade das, was allein an ihr schätzbar war, nicht zu schätzen wußten, und ihrer Bekanntschaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigstens) apostolischen Menschen, Johann de la Badie, Yvon, du Lignon u. s. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle guten Menschen Freude haben müssen, und auch solche, die das erwählte Theil dieser Maria für Schwärmerei halten mögen, wenigstens von der herrlichen Natur dieses liebenswürdigen Geschöpfs einen ganz andern Begriff bekommen werden, als aus ihren opusculis, die größtentheils gerade die schlechtesten Excretionen ihres Gehirns, oder bloßes Spielwerk eines gelehrten Gedächtnisses sind, oder aus den Lobreden und Lobgedichten solcher Leute, die so wenig Sinn für das Wahre hatten, daß sie gerade von dem Augenblick an Böses über den Engel blasphemirten, da sie alle die Krusten, womit eine falsch berühmte Gelehrsamkeit sie überzogen hatte, von sich warf, und sich in ihrer eignen natürlichen Gestalt darstellte.

Ich gebe also diesen Auszug aus der

Eukleria.

Dieß ziemlich seltene Buch war, seiner Veranlassung nach, eine Apologie des Fräuleins von Schurmann gegen die strengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewunderer, deren Orthodoxie es sehr übel fand, daß eine Dame, von deren großen Gaben, Kunstfertigkeit, Gelehrsamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab, und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte (denn die Namen ändern sich wie andre Moden), eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w., kurz eine Person wurde, die, mit dem eben gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete, kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn, in der absoluten Bedeutung, die dieß Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt, und ihn überhaupt besser verstanden, herzlicher geliebt, und mehr um seinetwillen gethan und gelitten hätten, als die ganze Synode zu Dortrecht und alle Provincial-Synoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht u. s. w. zusammengenommen. Inwiefern sie hierin recht oder unrecht gehabt, ist eine Untersuchung, die nicht hieher gehört. Ich werde mich daher in diesem Auszuge mit Vorbeigehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie, bloß auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben kann. Jedoch kann ich nicht umhin, all das Gute,

was ich schon von dem Geiste dieses Buchs gesagt, zu wiederholen, und zu bekennen, daß ich nicht begreife, mit welchem Herzen, ja nur mit welcher Stirne, der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern seinesgleichen, den einfältigen reinen Sinn dieser von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverstehen, und seelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Mensch (zu welcher äußerlichen Gemeinschaft er auch immer gehören mag) nichts als die Gesinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, philosophiren, poetisiren, rhetorisiren u. s. w., wirklich in ihrem eignen Herzen lebendig hegt, in ihrem Leben thätig erweist, und in andern Menschen auch lebendig machen zu können wünscht. Als der Abbé von St. Pierre seine gutherzigen Projecte für „Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfahrt allen Menschen" zur Welt gebar, sagte der Premierminister Fleury: es sind Träume eines guten ehrlichen Mannes — und ließ den guten Mann ruhig fortträumen. Wenn nun die Schurmann auch wirklich damit umgegangen wäre, alle Katholiken, Augsburgische Confessionsverwandte, Calvinisten, Mennonisten, Quäker, Socinianer u. s. w. zu Alt-Christen umzuschaffen, zu Christen von der Art, wovon geschrieben steht: „daß sie des heiligen Geistes voll waren, und Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen; und waren Ein Herz und Eine Seele; und niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein, und war keiner unter ihnen der Mangel hatte, denn man gab jeglichem was ihm noth war."*) Wenn, sag' ich,

*) Geschichte der Apostel, Kap. 2 u. 4.

die Schurmann auch mit so einem Entwurf umgegangen wäre: so hätte immerhin ein Mandeville beweisen mögen, daß dessen Ausführung, so wie die Sachen stehen, weder möglich noch verträglich wäre; daß die Lyoner Fabriken und die Pariser Putzmacherinnen dabei zu Grunde gehen müßten; daß die großen Herren keine Kriege mehr führen könnten; daß die Schifffahrt und der Handel in beiden Indien sehr darunter leiden dürften u. s. w. — Aber Mandeville selbst hätte doch bekennen müssen, daß es Träume einer Christin seyen, daß die damaligen Baccalauren (die itzigen sind hoffentlich billiger) unrecht gehabt, Ketzereien und Skandale daraus zu machen, und daß eine Jungfrau von sechzig Jahren unmöglich unschuldigere Träume haben könne.

Da die ehemaligen Freunde der Schurmann so übel damit zufrieden waren, daß sie in ihren alten Tagen die lebendige Quelle der — Schul- und Büchergelehrsamkeit verlassen, und (was die Herren ohne Schamröthe kaum denken konnten) eine Schwärmerin, eine Labadistin, geworden war; so ist der Schurmann Hauptgedanke in ihrer Apologie, zu zeigen: wie es zugegangen ist, daß sie, in ihrer Jugend, unvermerkt und beinahe ohne ihr Zuthun, dahin gekommen, in der gelehrten Republik Aufsehen zu machen: wie aber ein angebornes Sehnen nach dem was der Seele wahren Genuß und Befriedigung in ihrem innersten Grunde gibt, sie bei den Eitelkeiten der damaligen Modegelehrsamkeit, womit sie einen Theil ihres Lebens hingebracht, niemals habe ruhig seyn lassen, sondern sie von allem, was bloßer Schein und Schattenwerk und Wortkram und Dunst der Eigenliebe ist, immer abgerufen, und von Stufe zu Stufe endlich zu Erwählung dessen, was nach ihrer Ueberzeugung der beste Theil war, gezogen habe. Dises zu entwickeln, und, indem sie von ihrer Sinnes-

änderung Rechenschaft gibt, zu zeigen, „daß solche kein Werk einer fiebrischen Schwärmerei, sondern in der ersten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zustand ihrer Seele gegründet gewesen, und durch vorherige Gesinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden" — und daß eine so gesinnte, so vorbereitete (auch selbst durch einen Zusammenfluß unwillkürlicher äußerer Umstände vorbereitete) Seele sich nothwendig dahin habe lenken müssen, wo sie die Realität von all dem gefunden, wovon sie vorher außer sich nur die Prätension oder leeres Hörensagen, und in sich selbst nur eine schwache Dämmerung gesehen, bei welcher sie jedoch dem wachsenden Licht immer unverwandt entgegengegangen; — und endlich zu zeigen, wie sie diese Realität bei Labadie und seinen Gehülfen und im Schooß ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächt-apostolischen Gemeine wirklich gefunden; dieß, mit den dahin einschlagenden historischen Umständen, macht den Inhalt der neun Kapitel aus, in welche der erste Theil ihrer Eukleria abgetheilt ist. *)

Die interessantesten Züge für meinen Zweck sind im 2ten Kapitel der Eukleria enthalten, welches zur Aufschrift hat: „Kurze und besondere Darstellung meines vergangenen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der Gott-

---

*) Zu Altona bei Cornel. van der Meulen gedruckt und aus 207 S. in kl. 8. bestehend. Den zweiten Theil, der 12 Jahre nach dem ersten, kurz vor ihrem Tode, zu Amsterdam bei Jacob van de Velde auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich nicht auftreiben können, und kann also von dessen Inhalt nichts weiter sagen, als daß er die Fortsetzung der Geschichte der Labadieschen Gemeine und ihres eignen Antheils an derselben und vermuthlich fernere Apologie ihrer Widersacher enthält. W.

seligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künste und Wissenschaften zu excoliren angefangen."

Gottesfurcht und Eifer für die Religion scheint ein gemeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her gewesen zu seyn. Sie sagt in dieser Rücksicht viel Gutes von ihren Eltern und von deren besondern Sorgfalt, sie nach den Grundsätzen des Christenthums zu erziehen, und vor allem, was die Unschuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren. Ihre besondre Disposition zur Frömmigkeit äußerte sich schon in ihrem zartesten Alter. „Ich erinnere mich noch unter anderm (sagt sie), daß ich, als ein Kind von vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd gegangen war, Wiesenblumen zu pflücken, und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches hinsetzten, und die Magd mich die Antwort auf die erste Frage des Heidelberger-Katechismus hersagen ließ — bei den Worten: daß ich nicht mein, sondern meines getreuesten Heilandes Jesu Christi eigen sey: eine so herzliche Freude und ein so süßes inniges Gefühl von Liebe zu Christo in meinem Herzen empfunden, daß alle folgenden Jahre meines Lebens das lebendige Andenken dieses Augenblicks nicht haben auslöschen können." Sie setzt diesem noch ein Beispiel hinzu: in ihrem eilften Jahre sey ihr beim Lesen eines Märtyrerbuchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen brennendes Verlangen nach dem Märtyrerthum angekommen, daß sie das allerangenehmste Leben um einen solchen glorreichen Tod mit Freuden hätte vertauschen mögen. Und es sey ihr hernach, ihr ganzes Leben durch, nichts Unerträglicher's und des christlichen Namens Unwürdiger's vorgekommen, als die Gesinnung des Erasmus, da er in seinen Schriften an den Dr. Ec[illegible] zu erkennen gegeben: die Ehre für die Wahrheit Märtyer zu werden übersteige die Sphäre seines Ehrgeizes,

und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch (setzt sie hinzu), hatte ich ein herzliches Verlangen, so weit meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheuchelt fromm zu leben. Aber was ich nicht unbemerkt lassen kann, ist, daß es damals Niemandem eingefallen, meine Frömmigkeit, so ungewöhnlich sie bei den meisten jungen Personen meines Standes ist, als das Vornehmste, was an mir zu loben wäre, anzusehen" u. s. w.

Unsre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufsicht eines (wie sie sagt) vortrefflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drei Jahren konnte sie schon fertig Deutsch lesen, ohne daß sie sich erinnerte, daß es ihr im mindesten sauer geworden. Fast eben so früh zeigte sich an ihr ein ganz sonderbares Geschick zu allerlei künstlichen Handarbeiten, so daß sie als ein Mädchen von kaum sechs Jahren, ohne einigen Unterricht noch Beispiel, allerlei Figuren so zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuschneiden wußte, daß keine von ihren erwachsenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf begriff sie die Kunst Tapisserie-Arbeit zu sticken (arten Phrygiam) in drei Stunden, nachdem sie sich vorher nur etwa sieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißblei zu zeichnen.

Die gute Dame, indem sie sich in ihrem 66sten Jahre dieser ihrer ersten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabei: „wenn sie so gesessen und Blumen und Insecten mit Wasserfarben gemalt habe (das dann doch noch immer die unschuldigste Art von Malerei sey), hätte sie zwar nicht sel-

ten, während daß ihre Hand mit dieser irdischen Uebung beschäftigt gewesen, sich in ihrem Geiste mit himmlischen Gedanken unterhalten; aber sie müßte doch gestehen, daß sie manchmal so erpicht auf ihre Arbeit gewesen, und ihren ganzen Kopf und ihr Herz selbst so voll davon gehabt, daß sie Gott darüber wo nicht völlig aus dem Gesichte verloren, doch wenigstens nicht so leicht und anhaltend weder in sich selbst noch in dem Spiegel seiner Geschöpfe habe anschauen können, als sonst." Sie spricht von allen ihren Kunstfertigkeiten nur wie man von den Spielen seiner Kindheit spricht; setzt aber scherzend hinzu: weil sie jetzt doch einmal daran sey, sich mit Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und, um nichts von ihren ehemaligen Glückseligkeiten zu verschweigen, wolle sie noch einiger Beispiele ihrer so hoch und weltgepriesenen Kunst Erwähnung thun. Und darauf spricht sie von drei Bildnissen, die sie, ohne Jemands Hülfe noch Anweisung, mit einem bloßen Taschenmesser aus Buxbaumholz geschnitten, wovon eines ihre Mutter, eines sie selbst, und das dritte ihren Bruder (von dem sie in dem ganzen Buch häufig mit wärmster Liebe und Hochachtung spricht) vorgestellt, und welches letztere von dem berühmten Maler Honthost, dem es ihr Bruder gewiesen, in ganzem Ernst über 100 fl. geschätzt worden. Sodann (fährt sie fort) muß ich eins Bildnisses von mir selbst erwähnen, so ich, vermittelst eins Spiegels, aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre wie Albertus Magnus auf seine redende Bildsäule, aber noch 30 Tage verwendet, weil ich in dieser Kunst vieles selbst erfinden mußte, da ich's von niemand lernen konnte. — Weil ich mir nicht getraue der Beschreibung, die sie von diesem irem Meisterstück macht, in der Geschwindigkeit durch eine Uebersetzung genug zu thun, so möge mir erlaubt seyn,

ihre eignen Worte herzusetzen: *) Oculi meos non solum in minori forma imitabantur, sed ad vividum pupillæ nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capsa vertebatur, ipsi soli se vertere videbantur. Crines cerei non nisi suis extremitatibus subtilissimis capiti inhærebant; ita ut illud corollis libere, ut videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras pilorum tenuissimorum quasi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (ut hoc unum tantum de vano ejus ornatu addam) gemmulæ, quæ collum cingebant, ita artificiose (novo sc. meo invento) naturam mentiebantur, ut mihi contrarium verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione artem a natura discernendam exhibui (cum id a

---

*) Der Inhalt ist dieser: „die Augen dieses Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen sehr geglichen, sondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels hätt' es, wenn man die Capsel schnell gedreht, geschienen, als ob sich auch die Augen von selbst drehten. Die wächsernen Haare wären so fein gearbeitet gewesen, daß sie nur mit ihren subtilsten Spitzen im Kopfe gesteckt, und also wie natürliches Haar ausgesehen, und dem Ansehen nach freiwallende Locken gebildet hätten. Eben so unendlich fein hätte sie auch die Augenwimpern mit hartnäckigen Fleiß herausgebracht, und die Perlen um den Hals hätten, durch einen von ihr erfundenen besondern Kunstvortheil, so vollkommen wie natürliche ausgesehen, daß ihr niemand glauben wollen, sie seyen von Wachs, bis sie auf Verlangen einer Gräfin von Nassau eine davon mit einer kleinen Nadel durchstochen." Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet, et molles imitabitur ære capillos, infelix operis summa. Ob unsre Künstlerin in diesem Stücke glücklicher gewesen, davon sagt sie nichts; ich zweifle aber um so weniger daran, als diese höchste Feinheit und fleißige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig ist, in Miniaturwerken, wo dieses war, gerade das ist, was dem Ganzen Leben und Wahrheit gibt. W.

me peteret ingeniosa Nassaviæ Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es ist (in meinen Augen wenigstens) liebenswürdige Menschlichkeit, daß unsre Maria, da sie gelegenheitlich von diesem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo sie noch Martha war, mit vielem Kaltsinn zu sprechen angefangen, daß sie (sage ich) unvermerkt warm darüber wird, und sich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerstörung derselben erinnern kann. — „Aber (fährt sie fort) was hatte ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Verlust meiner kostbaren Zeit mir unwissenderweise selbst die Reue gekauft, die hernach auf die Zerstörung desselben folgte, da eine meiner Tanten (nicht lange nachdem es fertig war), indem sie es recht genau besichtigen wollte, es aus ihrer unbehutsamen Hand fallen ließ und dadurch zernichtete." Sie gesteht, als sie folgende Verse unter das Bild gesetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
aut vultus solido sculpere in ære meos;
En nostram effigiem quam cera expressimus; atque
materiæ fragili mox peritura damus.

habe sie sich dieses Bild ihres Lebens (so wie wir alle mit dem Leben selbst zu thun pflegten) zwar als zerbrechlich vorgestellt, aber doch nicht gedacht, daß es so bald würde wirklich zerbrochen werden; und sie wäre daher durch seine Zerbrechung, tanquam graviusculo atque improviso aliquo casu, in einigen Mißmuth gesetzt worden; da es ihr hingegen bei später Erinnerung desselben lächerlich vorkommen, daß sie (sind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr gewesen, die selbst nur σκιᾶς ὄναρ (wie Euripides von dem Menschen sagte), nur der Traum eines Schattens, oder

ein Schatten in einem Traume sey, ihr Herz habe hängen und sich über dessen Verlust habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erste Empfindung davon mag gewesen seyn, so viel ist gewiß, daß die Tante nichts von ihrer Liebe verlor. Denn sie ist ohne allen Zweifel eine von den zweien Mutterschwestern, von denen sie im 6ten Kapitel mit so vieler Liebe spricht und Gott dafür preiset: „daß er ihr Gelegenheit gegeben, diesen guten Damen (deren die eine 89, und die andre 91 Jahre alt worden, beide aber über 20 Jahre vor ihrem Tode den Gebrauch der Augen verloren) in ihrem hülfebenöthigten Alter nützlich zu seyn, und daß er sie mit diesen ihren Mutterschwestern und dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geschwistern übrig geblieben, durch ein so enges und süßes Band der Liebe zusammengebunden, daß die zwanzig Jahre, die sie mit einander eine Familie ausgemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht hätten.

Sie bricht das Wenige, was sie bisher von ihrer Geschicklichkeit zu den bildenden Künsten gesagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, so schwärmerisch sie vielleicht manchem vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hieher zu setzen, weil sie einen der stärksten Züge des Charakters dieser englischen Seele enthält. Ich übergehe, sagt sie, andre Dinge dieser Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verlieren angefangen, so wie sich das göttliche Bild des Lebens Jesu meiner Seele darstellte; und da ich von diesem Augenblick an kein andres der Nachahmung würdig schätzte, und es gleichwohl nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, so ging ich damit um, eine so viel mir möglich wäre vollkommene Abbildung desselben, zu meinem und anderer Nutzen, schriftlich zu verfassen. — Aber, die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir

bei diesem Werke nie selber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieses göttlichen Gegenstandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich male die Sonne nur mit einer Kohle ab. Ich fand also, das Leben der Christen sey das beste Bild des Lebens Christi, aber wie selten in diesen unsern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge dessen lebhafteste Züge an unsern Hirten (Labadie und seinen Gehülfen nämlich) wahrnahm, glaubte ich, mit diesen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunst vertauschen zu müssen. Sie schließt diese Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: wahrlich, wir würden alle Kunstgemälde wenig schätzen, wenn wir in allen Geschöpfen, denen ihr Urheber etwas von seinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers

und jedes Gräschen strahlt den gegenwärt'gen Gott, *)

ihn selbst mit Geistesaugen sähen, und mit wahrem Gottessinn als gegenwärtig schmeckten und fühlten. Alles was sie, diesen Gedanken auszuführen hinzusetzt, ist sehr schön — so wie an dem Gedanken selbst etwas sehr Wahres ist. Und gewiß, kein Maler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieses hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Praxiteles der Griechen Ideen göttlicher Schönheit gezeugt, und ihre Hand gestärkt, wenigstens die Schatten davon in Marmor und Elfenbein nachzubilden; dieses Gefühl allein hat, in neuern Zeiten, einen Buonarotti, einen Raphael, Correggio, und (um noch einen in seiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schooß=

---

*) Præsentemque Deum quælibet herba docet.

jünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieses tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur wirkte bei dem letztern dieses mühsame Arbeiten, diese Unzufriedenheit mit seinem Pinsel, welche machte, daß er acht Tage immer verbesserte und wieder auslöschte, und die nur ein Mensch, wie de Piles, fähig seyn konnte für pesanteur d'esprit zu halten. Aber der höchste Grad dieses Gefühls bringt keine Künstler noch Kunstwerke mehr hervor, sondern verschlingt die Seele, und gibt ihr Verachtung und Ekel gegen allen künstlichen Versuch es in Worten oder irgend einem andern kalten und leblosen Stoffe nachzubilden. Dieß war der Fall, worin sich die Schurmann in den letzten Jahren ihres Lebens befand; und es kann in diesem Erdenleben nur mit wenigen außerordentlichen Menschen so weit kommen. Es ist Anticipation eines zukünftigen Standes, die vielleicht wenig guten Menschen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt ist, die aber, so lange die Menschen nicht wie die Engel Gottes sind, noch seyn können, in dem Leben eines jeden andern als eines Einsiedlers oder Abgesonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten, so möchten alsdann Künste und Wissenschaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahin fahren; der Verlust würde nicht groß seyn.

7.

Algernon Sidney.

1778.

Dieser Brittische Cassius, wie ihn der Dichter Thomson nennt, stammte von einem sehr alten und an großen Männern fruchtbaren Geschlecht ab. Er war der zweite Sohn Roberts, Grafen von Leicester, aus der Ehe mit Dorothea, der ältesten Tochter Henry Pyrrey's, Grafen von Northumberland, die sein Vater im Jahre 1618 heirathete. Sein eigentliches Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es wohl das 1622ste gewesen seyn. Sein Vater trug große Sorge, ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn deßwegen mit, da er im Jahre 1632 als Gesandter nach Dänemark ging. Eben dieses that er auch im Jahre 1636, während seiner Gesandtschaft am Französischen Hofe: wo er sich (wie aus einem Briefe seiner Mutter erhellt) bereits durch die Lebhaftigkeit seines Witzes und die Anmuth seines Umgangs auf eine sehr vortheilhafte Art bemerklich machte. Wir finden sonst keine weitere Nachricht von seiner Erziehung; aber sein Werk von der Republik, und die Grundsätze, denen er in seinem Leben gefolgt, lassen nicht zweifeln, daß er schon in seiner Jugend aus den Schriften der alten Griechen und Römer diese republicanische Sinnesart und diesen herzlichen Haß gegen Tyrannei und Tyrannen eingesogen, der ihn sein ganzes Leben durch beseelt, und wovon er endlich das Opfer geworden.

Nach dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am Ende des Jahrs 1641, erhielt er das Commando über eine

Compagnie zu Pferde beim Regiment seines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieses Königreichs war. Er reiste mit seinem ältesten Bruder, Lord Viscount Lisle, dahin, und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch sein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahre 1643 erhielt er vom König Erlaubniß wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden August zu Lancashire landete, wurde er auf Befehl des Parlaments nach London in Verhaft gebracht, und zur Annahme eines Commando's daselbst vermocht.

Den 10 Mai, im Jahre 1644, machte ihn der Graf von Manchester, Generalmajor verschiedener Grafschaften, zum Capitän einer Compagnie zu Pferde bei seinem eigenen Regimente. Sein Bruder Lord Viscount Lisle, welcher kurz darauf General-Lieutenant von Irland und Befehlshaber über die dortigen Völker wurde, gab ihm das Commando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daselbst zu dienen, und aus dem geschriebenen Tagebuche des Grafen, seines Vaters, sieht man, daß er gleichfalls General-Lieutenant der Cavallerie von Irland und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor seiner Reise in dieß Königreich das Gouvernement von Chichester hatte, und der Schlacht bei York und verschiedenen andern Actionen beigewohnt.

Den 2 Mai empfing der Oberste Sidney den Dank vom Parlament für seine guten Dienste in Irland, und wurde nachher zum Gouverneur von Dover bestellt. Im Januar 1648 wurde er zu einem von König Karls Richtern ernannt, ging aber nicht in ihre Versammlung. Warum er dieß nicht that, wissen wir nicht. Indessen ist offenbar, daß er sowohl aus Neigung, als Grundsätzen, ein eifriger Republicaner, und deßwegen ein eben so abgesagter Feind von Olivier Cromwell war, sobald dieser die höchste Gewalt im Staat an sich zog,

als er vorher, und so lange er Hoffnung hatte, der Verfassung Englands die Gestalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freistaats gewinnen zu sehen, ein erklärter Gegner der unbeschränkten Monarchie gewesen war.

Als aber nach der Abdankung des Protectors Richard Cromwell das Parlament im Mai 1659 wieder aufgerichtet, und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beides als Menschen und als Christen, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde, oder Versammlung der Lords, in Sicherheit zu stellen, so stimmte er mit hierzu, und wurde selbst zu einem von den Räthen des Staats, und den 5 Jun. darauf ernannt, mit Sir Robert Honeywood und Bulstrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwischen dem König von Schweden und Dänemark Frieden zu negociiren; wiewohl Whitelocke Mittel fand, sich von diesem Auftrag wieder los zu machen, und einen andern an seiner Statt ernennen zu lassen.

Alsbald nachher alle Umstände sich zur Wiedereinsetzung König Karls II anließen, schrieb der Oberste Sidney in der Nachschrift eines Briefes an seinen Vater: „ich sage itzt „nichts von meinen eignen Entschließungen in Rücksicht auf „die Ereignisse, die theils schon vorüber sind, theils täglich „noch erwartet werden. Das Wahre davon ist: ich weiß sie „selbst noch nicht. Die Sache ist zu schwer, als daß ich in „so großer Entfernung darüber urtheilen könnte: zumal da „ich nicht weiß, was in meiner Macht oder Wahl stehen „wird. Wenn ich keine neuen Befehle empfange, werd' ich „so eilfertig als möglich zurückkommen, und dann den Weg „gehen, welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen, oder „ihre besten Freunde mir rathen, und das so lang ich kann, „ohne die Grundsätze der Ehre oder des Gewissens zu belei-

„digen; wiewohl ich überzeugt bin, daß mir weder von Ew. „Gnaden, noch den übrigen, deren Meinungen ich achte, so „etwas kann zugemuthet werden. So lange ich hier bin, „dien' ich England, und werde mit allem nur möglichen Be„dacht und Eifer das Interesse desselben zu erhöhen schuen, „und den Vorschriften derer nachleben, die es regieren. Die „Bestimmung andrer Punkte verspar' ich bis zu mündlichen Un„terredungen."

Die Restauration des Königs (wie diese Epoche in der Englischen Geschichte genennet wird) erfolgte bekanntlich den 8 Mai 1660, und aus einem Briefe, den Sidney an seinen Vater den 16 Julius aus Stockholm erließ, zeigt sich, daß er und seine Collegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß nach England zurückzukehren erhielten, daß er aber für seinen Theil, ungeachtet der persönlichen Freundschaft des Generals Monk, sich in großer Verlegenheit befand, da er, so wie die Sachen stunden, weder mit Anstand seinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Ursache hatte, sich in England für sicher zu halten, ungeachtet der General Monk (der, als das vornehmste Werkzeug der Restauration, damals alles beim Könige vermochte) immer viel persönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äußert die nämliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22 Julius, und bittet seinen Vater um Anweisung, wie er sich in seiner sehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leicester ist vom 30 August datirt, und enthält unter andern Folgendes: „ich halt' es für undienlich, und fast gar für „unsicher, daß du itzt nach England zurückgehest. Denn „Powel wird dir gesagt haben, daß er bei seinem Aufenthalte „hier gehört: du solltest von der allgemeinen Begnadigung „ausgeschlossen seyn, und ob ich gleich nicht weiß, was du

„gethan, oder hie und da gesprochen haben magst, so hab' ich „doch verschiedentlich gehört, daß man von dir so eine schlimme „Meinung als von irgend einem, sogar von denen hat, welche „den letzten König zum Tode verurtheilt haben. Als ich „noch glaubte, es fände keine andere Einwendung gegen dich „statt, als daß du von der Gegenpartei gewesen: sprach ich „mit dem General Monk zu deinem Besten, und erhielt die „Antwort: du wärest übel beim König angeschwärzt worden; „er wolle aber sein Möglichstes für dich thun. Ich wollte „darauf noch mit jemand sprechen — du magst rathen, wen „ich meine; — allein seitdem habe ich solche Dinge von dir „gehört, daß auch bloß in der Ungewißheit ihres Grundes „wohl niemand seinen Mund für dich aufthun möchte. Ich „will dir einige Punkte erzählen, und du wirst wohl thun, „wenn du dich deßwegen rechtfertigst. Es heißt: die Universität zu Kopenhagen hätte dir ihr Album geschickt, damit du „etwas hineinschreiben möchtest, und du hättest dann diese „Worte

— Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem;

„hineingeschrieben, und deinen Namen darunter gesetzt. Wenn „dieß wahr ist, so kann's nicht anders als öffentlich bekannt „seyn. Auch heißt es: ein Minister, der eine gewisse Lady „Laurence zu Chelsea geheirathet, itzt aber zu Kopenhagen „wohnt, wäre dort mit dir in Gesellschaft gewesen, und hätte „zu dir gesagt: ich glaube, Sie waren keiner von den Richtern des letzten Königs, oder schuldig an seinem Tode? — „Was? — hättest du gesagt: — Schuldig? — Nennen Sie „das Schuld? — Es war die gerechteste und bravste That, „die je in England oder irgendwo geschehen ist, und darauf

„hättest du noch verschiedene Reden von eben der Art ausge„stoßen. Ferner heißt es: als du erfahren, daß man damit „umgehe, dich in Verhaft zu nehmen, hättest du dem König „von Dänemark selbst davon Nachricht gegeben, und gesagt: „ich höre, daß man Willens sey, sich meiner zu bemächtigen; „aber wer will das? Est-ce notre bandit? und dadurch sollst „du den König gemeint haben. Ueberdieß will man dich in „heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Person „und Familie haben sprechen hören, welches dir schwerlich ver„geben oder vergessen werden wird, dafern du dich nicht recht„fertigen kannst. Denn solche persönliche Beleidigungen machen „tiefere Eindrücke, als öffentliche Handlungen im Krieg oder „Frieden u. s. w." — Das Resultat von dem allen war, daß ihm sein Vater rieth, bis auf weitern Bescheid, sich in Hamburg aufzuhalten.

Nachdem er sich einige Zeit unter den Musen Italiens und ihren Kunstwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich, sich seinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf seiner Reise besuchte er den ehemaligen Parlamentsgeneral Ludlow, einen der rechtschaffensten Männer seiner Partei (selbst nach dem Geständniß der gegenseitigen) und seine übrigen Freunde auf ihren Ruhesitzen in der Schweiz, bei denen er sich etliche Wochen aufhielt, und sich ein rechtes Geschäfte daraus machte, sie öffentlich als seine Freunde zu erkennen und ihnen so viel gute Dienste zu leisten, als er konnte.

Von seinem Aufenthalt in den nächstfolgenden Jahren ist nichts bekannt, außer daß er sich im Jahre 1665 in Augsburg befunden, wohin (wenn den Memoirs des General Lud-

low hierin zu glauben ist) König Karl II zehn Männer abgeschickt haben soll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

Er blieb bis ins Jahr 1677 außerhalb seines Vaterlandes, nämlich so lange, bis er endlich durch Vermittlung des Sir Henry Saville, damaligen Englischen Abgesandten am Französischen Hofe, vom Könige begnadigt wurde, und demzufolge die Erlaubniß erhielt wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahre 1678 bewarb er sich um die Parlamentsstelle der Stadt Guilford in Surrey; allein da der Hof sich seiner Wahl widersetzte, hielt er es, unerachtet er nicht unterließ seinen Wählern das unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieser Sache, mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, vorzustellen, doch nicht für dienlich, seine Bewerbung durchsetzen zu wollen. Eben so unglücklich war er im nächstfolgenden Jahre bei seiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Sussex, weil die Sache schon vorher von Sir John Pellham, und der Familie der Sidneys, welche die Hitze und den Muth seines Geistes bei solchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil seines Bruders, Heinrich Sidney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahre 1683 wurde er angeklagt: als sey er in dem bekannten Rye House Complot *) verwickelt gewesen, und wurde deßwegen, als der Proceß des Lords Russell geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte sich, er würde sich gehörig zu vertheidigen wissen,

*) S. Hume's Gesch. von Großbritannien Bd. 2. S. 243 d. Uebers.

Staatl. Bibliothek Passau

wenn sie irgend einen Beweis gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch dieses oder jenes, das er etwa sagen möchte, Stärke zu geben, sey er nicht Willens. Auf diese Art war seine Untersuchung sehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower, wurde aber vermittelst eines Habeas corpus den 7 November 1683 dem Kings-Bench-Gericht überliefert, und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen seines ungerechten und grausamen Charakters in der Englischen Geschichte gebrandmarkte Jefferies war damals Lord-Oberrichter, und diesem schon mit dem Blute so vieler Unschuldigen und Edeln befleckten Unmenschen war es ein Leichtes, eine parteiische Jury dahin zu bringen, die Unschuld selbst schuldig zu finden. Nie ist ein Proceß tumultuarischer und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider Sidney aussagte, war der Lord Howard; weil aber das Gesetz zwei Zeugen erforderte: so fiel man auf ein seltsames Mittel, um diesen Mangel zu ersetzen. Als man das Studirzimmer des Gefangenen durchsuchte, fanden sich einige Abhandlungen über die Regierung, worin er Grundsätze behauptete, welche zwar der Freiheit günstig, aber doch so beschaffen waren, daß (wie Hume sagt) die besten und gehorsamsten Unterthanen in allen Zeiten dieselben bekannt haben: nämlich, den Urvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Gesetz erlaubte Freiheit dem Tyrannen zu widerstehen, den Vorzug der republicanischen Verfassung vor der Regierung einer einzigen Person u. s. w. Von diesen Schriften behauptete man, daß sie so gut wären, als ein zweiter Zeuge. Der Gefangene antwortete: sie hätten keinen andern Grund, warum sie ihm diese Papiere zuschrieben, als die Aehnlichkeit der Hand; ein Beweis, den man in gerichtlichen Untersuchungen niemals an-

nähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfasser wäre: so hätte er sie doch nur bloß zu seinem eigenen Vergnügen aufgesetzt, und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Person gezeigt. Wenn man sie recht wohl ansähe, so würde man aus der Farbe der Dinte finden, daß sie schon vor vielen Jahren geschrieben wären, und sie würden ganz unstatthafter Weise als Zeugniß von einer jetzigen Verschwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Gesetz ausdrücklich zwei Zeugen forderte; so könnte Ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendsten Umstände aussagte. Alle diese Gründe, ob sie gleich der Gefangene mit großem Muth und Stärke am Verstande vortrug, verschlugen nichts. Parteiische, gewissenlose, und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn schuldig, und er empfing also sein Todesurtheil. Die Vollziehung desselben aber wurde, ungewöhnlicher Weise, drei Wochen länger aufgeschoben, um dem allgemeinen Unwillen, den seine Inquisition, als ein Verfahren von der ungeheuersten Ungerechtigkeit, erregt hatte, Zeit zu lassen, sich wieder zu setzen. In dieser Zwischenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, seinen Neffen durch Heirath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe seiner Rechtfertigung und eine Appellation an Se. Majestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferies sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben, so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm alezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7 December 1683 auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhafts hatte er einigemal nach Predigern von der Independen-

ten-Partei geschickt, und sich mit ihnen als ein Christ auf sein bevorstehendes Schicksal vorbereitet. Jetzt ging er dem Tod mit der Unerschrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der sich den Marcus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er sprach wenig, und sein Gebet war sehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf Einen Streich abgeschlagen, und der Leichnam des folgenden Tages bei seinen Voreltern zu Penshurst (dem alten Familiensitze der Sidneys) beigesetzt. Das Papier, das er vor seiner Hinrichtung den Sheriffs übergab, enthält eine kurze Vorstellung des gesetzwidrigen Verfahrens seiner Richter, und der in seinem Manuscripte enthaltenen Grundsätze. Es endet sich mit diesem merkwürdigen Schlusse: „Gott vergebe diese bösen Praktiken (er hatte zuvor von denenjenigen „gesprochen, die an ihm ausgeübt worden) und wende all das „Unheil ab, das die Nation durch sie bedroht. Der Herr „heilige dieses mein Leiden in mir, und, wiewohl ich als ein „Opfer von Götzen falle, dulde er nicht, daß Götzendienst in „diesem Lande Wurzel fasse! Segne dein Volk und rette es! „Erwecke die Kraftlosen; leite die Willigen; stärke die Wankenden; und gib Weisheit und Lauterkeit Allen! Ordne alle „Dinge zu deiner größten Verherrlichung, und gib, daß ich „so sterbe, wie es demjenigen ziemt, der durch sein besonderes „Verhängniß auserwählt worden ist, als ein Zeuge deiner „Wahrheit, und (nach dem selbsteignen Bekenntniß meiner „Widersacher) für diese gute alte Sache zu sterben, der ich „von meiner Jugend an angehangen, und für welche du dich „oft und auf eine wundervolle Weise selbst erklärt hast." — Das Motto, welches er, während des Parlamentskrieges mit Karl I gewöhnlich statt Schild und Wappen führte, Sanctus amor patriae dat animum, war also kein Motto, wie so manche

Mottos, die man aus Ostentation, oder, Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerspiel von dem Leben derer, die sie führen, sind. Diese heilige Liebe zum Vaterlande war die einzige Leidenschaft seines Herzens; er lebte für sie, und noch im Tode war's ihm süß, für sie zu sterben.

Das Gefühl dessen, was die Nation der Unschuld und dem Andenken dieses edlen Mannes schuldig sey, war fünf Jahre nach seinem Tode noch so lebendig und wirksam, daß die Acte vom 13 Februar 1688/9, wodurch das Parlament den ganzen Proceß seiner Inquisition und Verurtheilung als für gesetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der ersten Handlungen des Parlaments nach der Revolution gewesen ist.

Die Mühe, die sich der bekannte Sir John Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigsten Patrioten unter Karls II heilloser Regierung, und unter ihnen auch dem Obersten Algernon Sidney, durch beurkundete Beweise, daß sie Pensionen von Ludwig XIV angenommen, einen Flecken anzuschmitzen — und die mancherlei Schreibereien pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, sind vielleicht wenigen unbekannt. Die ganze Sache ist kaum der Erwähnung werth. Auch zugegeben, daß es mit diesen Urkunden seine Richtigkeit habe, so hat doch der verhaßte Triumph, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Russell und Sidney dadurch erhalten zu haben vermeint, einen sehr schwachen Grund. Wenn Sidney auch Pension von Ludwig XIV gezogen hat (und es war wirklich sehr wenig), so ist doch unerwiesen, und wird wohl ewig unerwiesen bleiben, daß er sich darum zu einem Sklaven des Französischen Hofes gegen sein Vaterland verkauft habe. Dieser hatte freilich dabei andre Beweggründe und Absichten als die Patrioten; aber

die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben, oder mit Karls II Art zu regieren äußerst unzufrieden seyn mußten, konnten (wenigstens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauern, die republicanische Verfassung wieder herzustellen, oder wenigstens eine eingeschränktere Regierungsart, als die willkürliche Monarchie der Stuarte, festsetzen zu helfen, und den Umständen nach für dienlich und nöthig erachten, sich den Weg, von Frankreich unterstützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthusiasten für bürgerliche Tugend und politische Freiheit zu seyn; oder vielmehr eben darum, weil sie es waren, konnten sie, ohne Nachtheil ihres Charakters, sich durch Zeit und Umstände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuschlagen, die sie unter glücklichern Umständen verworfen hätten.

Der Charakter, den Bischof Burnet von Algernon macht, wiewohl er mit einem ziemlich rauhen Pinsel und in der gesudelten Manier, die diesem Prälaten gewöhnlich war hingekleckt ist, und von einem Manne herrührt, der nicht fähig war einem Independenten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist mir gleichwohl lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm sagt, beinahe wider Willen aus seiner Feder geflossen zu seyn scheint; ungefähr wie sich in Bileams Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er war (sagt der „Bischof in seiner Geschichte) ein Mann von dem außerordentlichsten Muthe — standhaft bis zur Hartnäckigkeit; aufrichtig, aber von einem rauhen stürmischen Temperament, „das keinen Widerspruch ertragen konnte. Er schien ein „Christ zu seyn (wenn ein Mann wie Algernon Sidney etwas „zu seyn scheint, hochwürdiger Herr, so ist er's!), aber auf „seine eigene Weise (eben darum weil ihm's Ernst damit „war), er glaubte, es müßte wie eine göttliche Philosophie

„in der Seele seyn (ein großer Sinn, undeutlich ausgedruckt), „aber er war gegen allen öffentlichen Gottesdienst, und gegen „alles was wie eine Kirche aussah (doch wohl cum grano „salis ?). Er hielt steif an alten republicanischen Grundsätzen, „und war so ein Feind von allem, was wie eine Monarchie „aussah (sollte heißen: was wie willkürliche Gewalt aussah), „daß er sich Cromwelln heftig entgegensetzte, sobald er zum „Protector gemacht war. Er hatte die Geschichte der bürger„lichen Regierung in allen ihren Zweigen mehr studirt als „irgend ein Mann den ich kenne."

Es befinden sich unter den Familienpapieren der Sidneys zu Penshurst noch verschiedene Tractate in Lateinischer und Italienischer Sprache, und ein Versuch über tugendhafte Liebe, Englisch geschrieben, von ihm; aber seine Discurse über bürgerliche Regierung allein werden seinen Namen verewigen, und sind hinlänglich, uns wegen des Verlusts von Cicero's sechs Büchern de Republica zu trösten — sagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772, und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Urcontract gänzlich so denken kann, wie Sidney) völlig seiner Meinung, „daß dieses Werk eines der edelsten „Bücher ist, die der menschliche Verstand jemals hervorge„bracht hat."

T.

1.

Tafelrunde.

1777.

La Table Ronde, eine runde Tafel, verfertigt von dem Zauberer Merlin für den Brittischen König Uter Pandragon (Vorfahren und heimlichen Vater des Königs Artus), war das Symbol eines besondern und in der Folge hochberühmten Ritterordens, der von ihr seinen Namen erhielt. Die alten Romane der Ritter von der Tafelrunde sprechen so verschiedentlich von dieser Wundertafel, daß es schwer ist, sich einen rechten Begriff davon zu machen. Sie hatte, wie es scheint, die Eigenschaft, daß sie immer für so viele Ritter, als an ihr zu sitzen berechtigt waren, groß genug war. Wem diese Ehre zukommen sollte, dessen Name zeigte sich, wunderbarer Weise, in goldner Schrift, auf dem Stuhle, der für ihn an die Tafel gesetzt wurde: dieser Name blieb alsdann, und verschwand nicht eher, als mit dem Tode des Ritters, oder wenn er sich der Würde eines Genossen der Tafelrunde, durch Verletzung der Ordensgesetze, verlustig gemacht. Solchergestalt hatte

dieser Orden vor andern bis auf diesen Tag das Vorrecht, daß er weder gekauft, noch nach Gunst und Willkür ausgetheilt, sondern, von Noth und Schicksals wegen, nur den Wackersten und Besten zu Theil werden konnte. Als einsmals ein Ritter, dem es nicht zukam, sich eines leeren Stuhls an der Tafelrunde bemächtigen wollte, versank plötzlich der Stuhl sammt dem Ritter in die Erde, und beide wurden nicht wieder gesehen. Von dem Tage an versuchte es keiner mehr, dessen Name nicht auf dem Stuhle, worauf er sitzen sollte, deutlich zu lesen war. Bald nachdem Artus sich mit Genievra vermählt hatte, wurde die Tafelrunde (die vorher zu Cardeuil in Wales gestanden) durch Zauberei nach Kramalot, dem gewöhnlichen Sitze dieses Königs, versetzt. Nach dessen Tode aber scheint sie wieder verschwunden zu seyn, und so dieser berühmte Ritterorden mit Artus, seinem Wiederhersteller, aufgehört zu haben. Dieser Orden hatte seine eignen bestallten Sires-Clercs, oder Annalisten, welchen oblag, über die Thaten und Abenteuer der Ritter Protokoll zu führen. Der Oberste unter ihnen, oder der Kanzler und Geschichtschreiber des Ordens, hieß Arrodian von Köln. Die Verfasser der Bibliothèque universelle des romans vermuthen, daß dieses Arrodians Chronik vom König Artus und seinen Rittern und der Roman gleiches Namens das nämliche Werk, und also Arrodian der wahre Verfasser dieses letztern sey. Ich finde aber vor der Hand keinen hinlänglichen Grund zu dieser Vermuthung. Denn wenn auch das am Schlusse besagten Romans beigefügte Verzeichniß von 32 Rittern dieses Ordens mit ihren Wappenschildern und Devisen von Arrodian herrührt, welches doch selbst noch bezweifelt werden kann; so beweiset sich damit noch lange nicht, daß der ganze Roman vom König Artus, wie man ihn gegenwärtig hat, das wahre

unveränderte und von keinem spätern Romancier nach der Mode seiner Zeit zugeschnittne und brodirte Original dieses Ordens-Kanzlers sey. Zu wünschen wäre, daß man sich mehr Mühe geben möchte, so viele Handschriften dieser alten Rittergeschichten als nur immer möglich aufzutreiben, weil deren Untersuchung und Vergleichung doch vermuthlich mehr Licht geben würde als man jetzt hat, das Historische vom Fabelhaften, oder doch wenigstens das Alte und Aechte von spätern Zusätzen, sicherer zu unterscheiden.

Artus, König in Britannien, wird von den alten Chronikern ins fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt. Der Theil von England, über den er herrschte, heißt in den Romanen der Tafelrunde das Land oder Reich Logres. Seine Geschichte ist der Hauptinhalt des alten Französischen Romans: Du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde (Paris 1488. Vol. III. f.) Der fruchtbare Englische Dichter, Sir Richard Blackmore, hat diesen König Artus zum Helden eines großen epischen Gedichts gemacht, das nicht ohne Werth ist, wiewohl der grämliche Pope den guten Blackmore in seiner Dunciad garstig figuriren läßt.

Genievra war des Königs Artus Gemahlin und Tochter des Königs Laodagant von Carmelide. Ihre Liebeshändel mit Lancelot vom See, Sohne des Königs Ban von Benoit, einem der berühmtesten Ritter der Tafelrunde, machen den interessantesten Theil des besondern Romans aus, der seinen Namen führt, und von welchem die Bibliothèque universelle des Romans aus einer kostbaren alten Handschrift einen weitläufigen Auszug gibt. Diese Liebeshändel waren eine lange Zeit jedermann bekannt, den König Artus, den sie am

nächsten angingen, ausgenommen. Als er aber endlich die Untreue seiner Gemahlin und dieses Lancelots, den er immer für seinen besten Freund und treuesten Ritter gehalten hatte, erkundete, verursachte dieß böse Händel, die endlich in einen großen Krieg ausbrachen, worin beinah alle Ritter der Tafelrunde und König Artus selbst ums Leben kamen. Die schöne Genievra ging in ein Kloster, um Buße zu thun, und Lancelot, mit seinem Bruder Hector de Mares, wurden Einsiedler.

2.

Tarpa.

Was dieß für ein Ding ist.

1780.

Im zehnten Kapitel des 11ten Buches vom Gil-Blas de Santillane sagt der Poet Fabricio Nunez von einem gewissen Haushofmeister, der, seiner Unwissenheit ungeachtet, den Kunstrichter machte: quoiqu'il ait un babil imposant, ce n'est point un connoisseur. Il ne laisse pas de se donner pour un Tarpa. — Der neueste Uebersetzer des Gil-Blas gibt dieß: „Ein mächtiger Schwadronör ist er, aber nicht Kenner. Dem„ungeachtet macht er den Schnittler" — und setzt in einer Note unterm Text hinzu: „Im Original steht Tarpa. Ich „bekenne öffentlich, nicht zu wissen, was dieß eigentlich sey; „weder Sobrino noch Victor haben mir hierüber das min„deste Licht verschafft. — Wie mein Englischer Vorgänger „sich's bequem zu machen und zu sagen: he sets up for a

„Tarpa, fand ich nicht rathsam“ (der Engländer hatte seine guten Ursachen!). „Hin und her über das Tarpa sinnend, „fiel mir das Italienische Tarpare (verschneiden, abstümpfen) „ein, wovon sich jenes Wort füglich herleiten ließe u. s. w. „Tarpa bedeutet alsdann einen Kunstrichter gewöhnlichen „Schrots, der alle Feinheiten und Schönheiten eines Werks „des Witzes so lange verschneidet und verstümpft, bis sie sei„nem Stumpfsinn gänzlich angemessen sind u. s. w.“ — Und nun fährt der Uebersetzer in seiner Note fort, ganz diensame Sachen über die Bedeutung der Worte, Schnittler und Krittler, zu sagen — um derentwillen aber freilich seine Ableitung des Worts Tarpa von dem Italienischen tarpare allen ehrlichen Schulcollegen in ganz Germanien nicht weniger ein herzliches Lachen zubereitet haben würde, falls solchen wackern Leuten eine Deutsche Uebersetzung eines Französischen Romans in die Hände käme. Ich weiß nicht, ob ihm etwa jemand das Räthsel schon aufgelöst hat; auf allen Fall will ich's hier thun. Wer Tarpa sey, darüber konnte ihm freilich weder Victor noch Sobrino Licht verschaffen; aber ein gewisser alter Lateinischer Autor, Namens Horatius, hätt' es thun können. Denn ich wollte, wenn ich Corporal Trim wäre, meine Reitmütze drauf setzen, daß Le Sage (der in dem ganzen Werke voll dergleichen Anspielungen ist, und seinen Schulsack immer auf der Schulter trug) unter diesem Tarpa keinen andern meinte noch meinen konnte, als den nämlichen Tarpa, dessen Horaz in der 10ten des 1sten Buchs seiner Satyren in folgenden Versen erwähnt:

Turgidus Alpinus jugulat dum Memnona, dumque
Diffingit Rheni luteum caput, haec ego ludo,
Quae nec in aede sonent certantia, judice Tarpa,
Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Zu besserm Verständniß dieser Verse merkt der alte Scholiast an: daß damals die Dichter zu Rom (die dramatischen nämlich) ihre Werke im Tempel des Apollo oder der Musen fünf dazu von Polizei wegen bestellten Kunstrichtern vorlesen, und den Beifall derselben (vermuthlich galt die Mehrheit der Stimmen dabei) erhalten haben mußten, eh' sie auf den Schauplatz gebracht werden durften. Zu Horazens Zeit war Spurius Metius Tarpa einer dieser Kunstrichter, und man hat nicht die mindeste Ursache zu vermuthen, daß er seinem Amte nicht mit Ehren vorgestanden. Le Sage, der (ohne deßwegen weniger Bel-Esprit zu seyn) dieß so gut wußte als sein Schulmeister, wollte also durch Tarpa keinen Schnittler oder Kunstrichter von gewöhnlichem Schrot, sondern einen Kunstrichter vom ersten Rang, oder was man sonst einen Aristarch zu nennen pflegt, andeuten. — Sapienti pauca!

3.

Tibull.

Wielands Charakteristik dieses Elegikers s. in seiner Uebersetzung der Horazischen Briefe Bd. 1. S. 89 u. 106.

4.

Tresor de l'ame.

Auszüge eines so betitelten merkwürdigen Buches aus dem 15ten Jahrhundert.

Es gibt Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch

Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Mährchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Mährchen von dem größten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Mißbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmährchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Mährchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der sogenannte Tresor de l'ame, oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich seyn sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in Lateinischer Sprache geschriebenen, ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammengetragen, und unter gewisse Rubriken gebracht hat; mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sey nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autoren gezogen wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von den auffallendsten ausheben und so viel möglich seine Manier

beizubehalten suchen; wenn es anders bloß Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichsten und albernsten Wunderdinge mit einem so naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, daß er entweder ein sehr guter Poet, oder, wenn er alles selbst glaubte, eine gar einfältige Seele gewesen seyn muß.

Folgende Geschichte hat nach der Muthmaßung des Herausgebers der Melanges tirés d'une grande Bibliothèque (dem wir die Bekanntschaft mit diesem Buche schuldig sind) zur Erfindung des sogenannten Rosenkranzes *) Gelegenheit gegeben, von welchem sonst in diesem Buche keine Spur zu finden ist. Ein andächtiger junger Mönch hatte sich's aus besonderer De-

---

*) Der Rosenkranz ist eine Art von Andachtsübung, wobei in einer gewissen Ordnung das Ave Maria oder der Englische Gruß, das Vater unser und der Glaube, oder das Apostolische Symbolum, hergesprochen, und sehr oft, theils hinter einander theils wechselsweise, wiederholt werden. Das älteste Modell zu dieser Art zu beten, konnte der Erfinder desselben, wer er auch seyn mag, in den Acclamationen des Römischen Senats bei Bestätigung der spätern Kaiser gefunden haben, wo gewisse Lob- und Gebetsformeln so und so oft wiederholt wurden; z. B. Auguste Claudi, die Götter erhalten dich (wurde sechzigmal wiederholt); Claudi Auguste, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürsten gewünscht (wurde vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, dich bedurfte das gemeine Wesen (vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, du bist ein guter Senator, du bist ein ächter Fürst (wurde achtzigmal wiederholt); Claudi Auguste, befreie uns vom Aureolus (wurde fünfmal wiederholt); Claudi Auguste, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmal); Claudi Auguste, erlöse uns von der Zenobia und Victoria (wurde siebenmal wiederholt); Claudi Auguste, Tetricus ist nichts gewesen (auch siebenmal); Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii conf. Flav. Vopisc. in Tacito c. 5. u. s. w. W

votion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild, den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam, und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel, daß er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister: es würde der heiligen Jungfrau eben so angenehm seyn, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sich's, daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einstmal in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen diese auf einmal von ihm ab, weil sie die Jungfrau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saß, und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daß sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sich's, daß er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beispiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmal ein Clericus, sagt er, der leider ein so ruchloses Leben führte, daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bei allem dem hatte er noch so viel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnamen derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Marie hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis

von seiner Ehrerbietung so wohl auf, daß sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung und Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Namens Beatrix, war Küsterin in einem gewissen Stift von Klosterfrauen, und trug immer ganz besondere Sorge, die Marienbilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einstmals setzte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, daß sie über die Klostermauer stieg, um auch einmal zu ve suchen, wie sich's in der Welt lebte. Wirklich trieb sie es darin sieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; denn unsre liebe Frau hatte die Gütigkeit, und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über: dergestalt, daß, wie sie nach sieben Jahren, voller Reue über ihr geführtes Sündenleben, ins Kloster zurückkam, sich's sogleich zeigte, daß man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daß die heilige Jungfrau, nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs, auch darüber nicht gleichgültig ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschickter Maler hatte übernommen, ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füßen tritt, zu malen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu schön, und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können; und es glückte ihm in beiden über alle Maßen. Beelzebub fand sich sebst so wenig geschmeichelt, daß er aus Ingrimm über seine Häßlichkeit auf den Maler losstürzte und ihm den Hals umdrehen wollte: aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bilde sehr wohl zufrieden war, nahm den Maler in ihren Schutz, und der Teufel mußte mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann, oder die Excommunication, ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsetzliche Sache; zum Beweis führt er zwei erschreckliche Begebenheiten an, welche zweien Excommunicirten zugestoßen seyn sollen. Der eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten; aber kaum war der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel auf einmal davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ernulphus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein andrer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brod aus seiner Hand zu fressen; aber sobald der unglückliche Mann excommunicirt war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen, eh' es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem sich dieses Werk, allem Ansehen nach, herschreibt, hatte bei Anführung dieser beiden Exempel eine ernsthaftere Absicht als — moderne Leser lachen zu machen. Die schrecklichste Folge des Bannfluchs bestand darin, daß der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden, verlassen werden mußte. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brod, einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Koran, Datan und Abiram, von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unsäglich groß waren, und gleichwohl lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen: so war der Klerisei viel daran gelegen, dem Volk den äußersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Excommunicirten einzudrücken; und wie konnte dieß besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel

erzählte, daß die Wirkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere, die bei einem excommunicirten Menschen leben, erstrecke, so daß sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können, oder wenigstens durch den Instinct selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unserm wohlmeinenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die Zehnten der Klerisei. „Wer seine Zehnten richtig gibt, sagt der theure Mann, dem gedeiht sein zeitlich Gut. Cäsar berichtet uns *) daß einst ein Ritter war, der sich's gar fast zu Herzen nehmen thät seine Zehnten fleißig abzutragen, und hätt große Andacht zu

---

*) Hier ist zu einer Probe des Styls diese Stelle, wie sie im Original lautet. Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à sa part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu'il avoit acoustumé de payer pour la disme, se dist: Si Dieu m'a tollu (oté) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou après, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et commença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. La! dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une anée. Or povés voir que Dieu est courtois, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leurs dismes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir à plenté de biens et ils se dampnent qui pis vault. W.

solchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen sehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, also daß dem Priester allemal ein ganz Fuder Weins zu seinem Theil am Zehnten ward. Es begab sich aber einstmals daß der Wein mißrieth, und der ganze Weinberg nit mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter gesah daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehnten zu geben pflag, sprach er zu sich selbst: obschon mir unser Herre Gott genommen hat was er mir sonst zu schicken pflag, will ich doch Ihm nichts nehmen von seinem Zehnten, sondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit darnach ging der Priester in den Weinbergk und sah daß er voller Trauben war. Begab sich demnach zum Ritter und begann ihn zu schelten, daß er seinen Wein noch nit gelesen hätt; und der Ritter antwortete, er sey schon gelesen, und hab ihm seinen Zehnten bezahlt. La! verjähte der Priester, er sieht nicht so aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen sie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn so voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätte. Daraus möcht ihr sehen, daß unser Herre Gott honnet ist, und sich nichts umsonst thun läßt, und sollet wissen, wenn Leute Bschoris machen und ihre Zehnten schlecht bezahlen, daß solche Leute gemeiniglich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am schlimmsten ist, fahren zur Hölle noch obendrein."

Der Herausgeber der besagten Melanges schließt seinen Auszug aus diesem Seelenschatz mit der Anmerkung: daß man sehr Unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwissenheit und Einfalt der heutigen Klerisei oder gar der katholischen Kirche zur Last legen wollte; und wir sind allerdings seiner Meinung, wenn seine Meinung ist,

daß heutigs Tags wie damals und damals wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewußt haben, daß ein Mährchen weder mehr oder weniger als ein Mährchen ist.

Indessen sey uns (wiewohl wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gern denen überlassen, denen am meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beiden) steht immer mit Zeiten und Umständen in Verhältniß. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äußerst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig seyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich, und gar nicht zu dulden sind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freilich der ruchlose Clericus, der aus besonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen schont, die ihren Namen führen, sehr anstößig seyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so aberglaubisch sie immer seyn mochte) beinahe das Einzige war, was zügellose Menschen respectirten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daß der gewaltthätige Clerc doch noch so viel Respect vor ihrem Namen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf diesen Nutzen desselben viel zu gut zu thun. Es ist damit ungefähr wie mit der Quacksalberei. Die hilft zuweilen auch, wenigstens für den Augenblick: aber welche verständige Obrigkeit wollte deßwegen unwissende Marktschreier und Empiriker gegen die wahren Aerzte in ihren Schutz nehmen, oder diesen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freie Hand und offnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr

Zutrauen als zu wahren Aerzten hat, in Contribution zu setzen, und mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertincturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unsern Zeiten ist es mit der Aufklärung schon so weit gekommen, daß man ihr, wofern sie nicht schädlich werden soll, den freiesten Lauf und Fortgang lassen muß. Der Fürst, der den Wissenschaften Gränzen setzen will; der Leuten Gehör gibt, denen daran gelegen ist daß ein Volk ewig dumm bleibe, und sich bereden läßt, es sey den Menschen besser, sich mit verbundnen Augen führen zu lassen, als mit offnen selbst zu sehen: der kennt weder das wahre Interesse seines Staats, noch sein eigenes, und muß wohl sehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

U.

Uebersetzungen.

1790.

a.

An Herrn ***.

Ich habe mich über meine Meinung von der Uebersetzungskunst und den Pflichten eines Uebersetzers schon so oft mit Wort und That erklärt, daß ich Ihnen über beides nicht viel mehr zu sagen habe, als daß ich bisher noch keine Ursache gefunden, meine Gedanken über diese Gegenstände zu ändern. Mich dünkt, es lasse sich nichts Allgemeiner's darüber festsetzen, als daß man das ausländische Werk, es sey nun antik oder modern, so getreu nachzubilden suchen müsse, als es nur immer geschehen kann, ohne unserer Sprache Gewalt, oder dem Geist und Charakter des Autors selbst bei den Lesern Schaden zu thun. Denn auch hier gilt die Maxime, der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig. Mit allen

allgemeinen Regeln kommt es doch immer in Sachen des Geschmacks, so wie in andern menschlichen Dingen, bei der Anwendung auf feines Gefühl und richtiges Urtheil, und fast immer auf das nie genug einzuschärfende ein wenig mehr oder minder an, welches oft den Unterschied zwischen Wahrheit oder Caricatur, naiv oder platt, zierlich oder geziert, sublim oder unsinnig u. s. w. ausmacht. In dieser Rücksicht kann man, däucht mich, mit Grunde sagen, daß Virgil anders als Homer, Ovid anders als Virgil, Lucian anders als Xenophon, Ariost anders als Tasso, kurz, daß beinahe jeder gute Schriftsteller auf seine eigene Art übersetzt werden müsse. Nicht selten muß der Geschmack bestimmen, wie weit die Treue des Uebersetzers gehen darf, und wo es sogar eine Art von Pflicht gegen seinen Autor wird, sich von dessen Diction oder Construction zu entfernen — das was er sagen wollte, bestimmter oder kürzer oder anständiger zu sagen als er es selbst gethan hat, oder was er in seiner Sprache mit drei Worten deutlich genug sagen konnte, in zwei- oder dreimal so vielen zu sagen um besser verstanden zu werden u. s. w. Aber eine der wesentlichsten Pflichten ist unstreitig diese: daß man den Styl, oder die Manier seines Autors von der Sprache genau unterscheide, und jene nur in sofern nachzubilden suche, als es geschehen kann, ohne der Grammatik, dem Gebrauch und dem Genius der Sprache, in welche man übersetzt, zu nahe zu treten. Dieß, wenn ich nicht sehr irre, mein H., ist der eigentliche Punkt, wo unsere Meinungen sich von einander entfernen: denn ich kann mich durch keine Gründe überzeugen, daß es z. B. erlaubt seyn könne, unserer Sprache die mindeste Gewalt anzuthun, um der Kürze, Kernhaftigkeit, Stärke und Rundung, die einen allgemein erkannten Vorzug der Diction in Pope's Versuch über den

Menschen ausmachen, so nahe als möglich zu kommen. Da Sie indessen hierüber anderer Meinung zu seyn scheinen, so dächte ich, wir ließen das Publicum, oder die Majorität derjenigen, die wir als competente Richter in Sachen der Sprache und des Geschmacks anzusehen haben, den Ausspruch thun; und Sie hörten, wie jener alte Maler hinter seinem Vorhang unter dem Schutze des Incognito, was Kenner und Nichtkenner von der Probe sagen werden, die ich hier aus dem kleinen Stücke Ihrer Uebersetzung des Essay on Man, zugleich mit dem Originale ausheben und abdrucken lassen will. —

Great Nature spoke; observant Man obey'd,
Cities were built, Societies were made;
Here rose one little state; an other near
Grew by like means and join'd thro' love and fear.
Did here the trees, with ruddier burdens bend,
And there the streams in pure rills descend?
What War could ravish, Commerce could bestow,
And he return'd a friend who came a foe.
Converse and Love mankind might strongly draw,

So sprach Natur: achtsamer Mensch gehorchte.
Nun wurden Städt' erbaut, Gesellschaft ward
errichtet. Hier entstand ein kleiner Staat;
ihm nach erhob, durch gleiche Mittel sich
ein andrer, der, aus Liebe oder Furcht,
mit jenem sich verband. Bog schönre Luft
die Bäume hier, und flossen Ströme dort
in reinern Bächen? Was konnt rauben Krieg,
konnt Handel geben; wer als Feind kam, kehrt
als Freund zurück. Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen stark das menschliche Geschlecht,

When Love was Liberty and Nature Law,
Thus states were form'd; the name of King unknown,
Till common intrest plac'd the sway in one,
'Twas Virtue only, or in Arts or Arms,
Diffusing blessings, or averting harms,
The same which in a Sire the sons obey'd,
a Prince the Father of a People made.

Als Liebe Freiheit war, Natur Gesetz.
So bildeten sich Staaten; unbekannt
war Königsname, bis gemeines Wohl
die Herrschaft einem Einz'gen übergab.
Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg
ausgießet Segnungen, abwendet Harm,
die Tugend, die der Sohn im Vater ehrt,
schuf Fürsten auch zu Vätern ihres Volks.

Da Treue und Genauigkeit im Uebersetzen Ihnen wichtig genug sind, um Ihnen, im Collisionsfalle, Sprachrichtigkeit, Eleganz und Wohlklang aufzuofern: so müssen Sie mir schon erlauben, es mit Ihnen etwas genauer zu nehmen als mit einem Uebersetzer, der außer der Treue auch noch den Grazien gehuldigt hat, und im Vorbeigehen zu bemerken, daß ich die Worte „Bog schönre Luft die Bäume hier" für keine getreue Uebersetzung von „did here the trees with ruddier burdens bend" kann gelten lassen; — daß das Verbindungswort and vor he return'd a friend u. s. w. ohne Nachtheil der Deutlichkeit eines ohnehin im Originale selbst, der Gedrungenheit zulieb, nicht allzudeutlich ausgedruckten Satzes, ausgelassen werden konnte, und daß die Verse, „nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg u. s. w." den schöner ausgedrückten Sinn des Originals nicht ganz erreichen. Pope nimmt hier

das Wort Virtue in derselben Bedeutung, die das Wort Arete bei den alten Griechen hatte, da es den Inbegriff aller der Eigenschaften und Talente, wodurch man sich um die menschliche Gesellschaft im Frieden oder im Kriege verdient macht, und in einer noch weitern Bedeutung jede vorzügliche Kunstfertigkeit, jedes nützliche oder schöne Talent, bezeichnete. Ich würde dem Texte näher zu kommen glauben, wenn ich diese vier Verse etwa in folgende sechs umsetzte:

Nur höheres Verdienst, es sey im Frieden
den Staat durch Künste zu beglücken, oder
im Kriege Unheil von ihm abzuwenden,
dieselbe Tugend, der in einem Vater
die Söhne huldigten, war's, die den Fürsten
zum Vater eines ganzen Volkes machte.

Um Ihnen also nicht zu schmeicheln, däucht mich, Sie würden mit dem Behelfe einer beobachteten größern Genauigkeit vor einem kritischen Areopagus nicht auslangen, wenn Sie dadurch so harte und selbst durch keine höheren Schönheiten zu vergütende Abweichungen von dem Deutschen Sprachgebrauche und der schönen Schreibart entschuldigen wollten, wie z. B. diese sind:

So sprach Natur: achtsamer Mensch gehorchte
— — — — Was konnt rauben Krieg
konnt Handel geben —
— — — Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen stark das menschliche Geschlecht.

Ich gestehe Ihnen, es würde mir leid seyn, die Deutsche Literatur, in deren Morgenröthe ich zu leben anfing, noch vor meinem sechzigsten Jahre ihrem Niedergange schon so

nahe zu sehen, als sie es seyn müßte, wenn sich unser Publicum irgend ein Götter- oder Menschenwerk in einer solchen Sprache gefallen ließe, wie die obige, oder die folgende Stelle:

Who first taught souls enslav'd and realms undone
th' enormous faith of many made for one?
That proud exception to all Nature's laws
t'invert the world and counterwork its Cause!
Force first made conquest, and that conquest, Laws,
till superstition taught the Tyrant awe,
then shar'd the Tyranny, then lent it aid,
and Gods of Conqu'rors, slaves of subjects made.

Wer lehrte Sklaven erst, zerstörten Reichen,
den ungeheuern Glauben: viele sind
gemacht für Einen? diese stolz' Ausnahme
von allen der Natur Gesetzen, um
Welt umzukehren, gegen ihren Schöpfer
zu streben? Erst eroberte Gewalt,
gab dann Gesetze, bis der Aberglaube
verehren lehrte den Tyrannen, dann
auch Theil nahm an der Tyrannei, ihr half,
aus Siegern Götter schuf, aus Völkern Sklaven.

Es liegt in dem Eigenthümlichen der Englischen Sprache, daß Pope, ohne Nachtheil der Klarheit und Eleganz, so viel Ideen in so wenig Worte, und so viel Antithesen in so wenig Verse zusammenpressen und ründen konnte. Sie, mein H., fühlten, wie billig, diese Concinnität, welche den sinnreichen Englischen Versekünstler charakterisirt, und strebten ihr im Deutschen nach: ein rühmlicher Vorsatz! nur war das

erste Gesetz, das Sie sich vor der Ausführung selbst auferlegen mußten, daß es nicht auf Unkosten der Sprache und Eleganz geschehen dürfe. Aber was noch das Schlimmste ist: Pope gewinnt am Ende doch wenig oder nichts durch das, was die Leser bei Ihrem Streben nach seiner Gedrungenheit verlieren. Zum Beweise kann die Vergleichung Ihrer metrischen Uebersetzung der obigen Stelle mit der folgenden dienen, welche so wörtlich als möglich, und doch, wenn ich nicht irre, darum weder steif noch undeutsch ist:

„Wer lehrte unterjochte Seelen und umgestürzte Reiche zuerst den ungeheuern Glauben, Viele seyen für Einen gemacht? diese übermüthige Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, um die Ordnung der Schöpfung umzukehren und ihrem Urheber entgegen zu arbeiten! Ueberlegene Stärke machte Eroberungen, Eroberungen Gesetze: bis der Aberglaube dazu kam, und den Tyrannen mit Ehrfurcht ansehen lehrte, dann die Tyrannei mit ihm theilte, sie unterstützte, und aus Eroberern Götter, aus Unterthanen Sklaven machte."

Freilich ist Ihre jambische Uebersetzung kürzer und sagt im Grunde nicht weniger: aber was würde aus unsrer Sprache werden, wenn man einem Uebersetzer die Freiheiten zugestände, welche Sie sich genommen haben, um die acht epigrammatischen Verse des Engländers in zehn deutsche überzutragen? Wer kann „diese stolz' Ausnahme von allen der Natur Gesetzen, um Welt umzukehren" ertragen? Ich sehe wohl, daß Sie der Jamben wegen nicht sagen konnten: „diese stolze Ausnahme von allen Gesetzen der Natur um die Welt umzukehren" — aber worin bestünde auch die Kunst gute Verse zu machen, wenn der Bequemlichkeit des Autors

erlaubt würde, Worte nach Belieben zu verstümmeln, zu versetzen, des Artikels, da wo er unentbehrlich ist, zu berauben, und was dergleichen mehr ist? Auch der strengste Richter erlaubt ja wohl einem Dichter, der sich seiner Einbildungskraft, seines Herzens und seines Ohres zu bemächtigen gewußt hat, zumal in einem langen mühsamen Werke, eine kleine Anomalie, wenn noch dazu eine Schönheit dadurch gewonnen wird: aber es bleibt darum nicht weniger eine große Regel, daß der Dichter sich selbst nichts erlauben noch herausnehmen, und desto strenger gegen sich selbst seyn soll, je mehr er sich auf die Nachsicht seines Publicums verlassen darf.

---

b.

Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.

(Erste Ausgabe.)

1782.

Diese Uebersetzung ist eine merkwürdige Erscheinung an unserm literarischen Himmel, und ich danke ihrem Urheber für das ungemeine Vergnügen, womit ich sie gelesen habe, öffentlich. Das Verdienst, welches sich Voß dadurch um unsere Literatur gemacht hat, ist den großen Schwierigkeiten gleich, die er aufs glücklichste überwunden hat. Die Uebersetzung ist so getreu, daß man sie beinahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen Uebersetzungen Homers voraus hat, und worin ihr allein die italiänische des Abts Salvini an die Seite gesetzt werden kann. Bei dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frei von affectirten Gräcismen,

seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen u. dgl., ist überhaupt schön versificirt, und so fließend, daß niemand, der nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit diese Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. — Der Umstand, daß Voß Zeile für Zeile übersetzt hat, wird dadurch, daß er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert, zu einem sehr wichtigen Vorzug, und jeder andere, dem der Genius Homers nicht so sichtlich beigestanden hätte, würde unter einer so schweren Aufgabe erlegen seyn. — Kurz, Homer hat noch in keiner mir bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verloren; und wer die Odyssee nicht Griechisch lesen kann, findet hier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der Unterschied — selbst für den kalten Kunstrichter — von keiner Erheblichkeit ist.

1790.

Denjenigen, welche die antike Manier und Diction, wodurch die Voßischen Uebersetzungen der Griechen so getreue Copien ihrer Originale werden, nicht modern genug finden, muß ich sagen: daß meines Bedünkens nur zwei Wege sind, die Werke eines Homer, Hesiodus, Theokrit u. s. w. in unsere Sprache überzutragen — entweder so, daß man von dem eigenen Charakter und Styl des alten Dichters, der sich eben so sehr in seiner Diction als in seiner Vorstellungsart ausdrückt, so viel zu erfassen und nachzubilden suche, als nur immer mit den wesentlichsten Regeln der lebenden Sprache, in welche übersetzt wird, bestehen kann; oder so, wie zu vermuthen ist, daß der alte Grieche gesprochen haben würde,

wenn er (alles Uebrige gleich) unser Zeitgenosse gewesen und in unsrer modernen Sprache gedichtet hätte. Das letztere that Pope in seiner Uebersetzung Homers, und erreichte dadurch seinen Zweck, dem Hofe und dem großen Haufen der Elegants und Dilettanten seiner Nation und Zeit zu gefallen, und zugleich seine Mühe auf eine beispiellose Art bezahlt zu bekommen, sogar über seine eigene Erwartung. Der gute alte Homer verlor freilich nichts dabei als die reine Hälfte dessen, was ihn zum Homer machte: aber sein Uebersetzer tröstete sich darüber mit dem soliden Gewinn an Ruhm und klingender Münze, der ihm selbst auf diesem Wege zu Theil wurde. Voß hat gezeigt, daß es ihm nicht nur sehr möglich, sondern gewiß ohne alle Vergleichung leichter seyn würde, uns einen modernisirten Homer u. s. w. zu geben, als eine Uebersetzung, in welcher so wenig als nur immer möglich von allem dem, was z. B. die Homerität des alten griechischen Barden ausmacht, verloren gehen soll: und da er diesen letzten Weg gewählt hat, so konnte er keine andre als die sehr verdienstliche Absicht haben, diejenigen, die das Original nicht eben so fertig lesen können als irgend einen deutschen Dichter, für diese Entbehrung möglichst zu entschädigen, und sie, auch durch das Medium unsrer Sprache, trotz aller sich entgegenthürmenden Schwierigkeiten, so viel von des alten Dichters eigenem Styl und Charakter sehen zu lassen, daß ihnen bei Lesung seiner Ilias und Odyssee so zu Muthe sey, als ob sie den alten Vater Homer selbst, nicht ein glattgeschornes, nach der neuesten Mode frisirtes, gekleidetes und herausgeputztes, kurz, in einen modernen Elegant travestirtes Homerchen vor sich sähen. Aber um dieses möglich machen zu können, müssen wir ihm, däucht mich, nothwendig die Freiheit zugestehen, sich so viel als es die Natur unsrer

Sprache nur immer zuläßt, eine eigene Homerische Sprache aus ihr zu bilden; eine Sprache, die freilich in Deutschland nirgends so gesprochen, aber doch von jedem Deutschen verstanden wird; eine Sprache, worin es lächerlich wäre, einen Doolin oder Ahdim in Stanzen zu besingen oder Tasso's Jerusalem übersetzen zu wollen, die aber ganz dazu gemacht ist, uns den alten Homer wie er ist, mit dem möglich mindesten Verlust, zu genießen zu geben. Was wir ihm zu diesem Zweck eingestehen, setzt freilich ein großes Zutrauen in seinen Geschmack, seine Beurtheilungskraft, seine gründliche Bekanntschaft mit beiden Sprachen, kurz in alle Talente, Geschicklichkeiten und Kenntnisse voraus, die zu einem Uebersetzer Homers, der so viel leisten soll, erfordert werden: aber wir sind auch berechtigt zu diesem Vertrauen, und ich bin versichert, daß Voß, weit entfernt es zu mißbrauchen, strenger gegen sich selbst seyn wird, als irgend ein billiger Aristarch es gegen ihn zu seyn wagen dürfte. Ob wir aber durch dieses Zutrauen auf unserer Seite schon alles gethan hätten, und ob es nicht eine Art von edler Pflicht sey, dem Manne, der ein so großes, so viele Anstrengung, so hartnäckigen Fleiß, so viele Aufopferung von Zeit und Kräften erforderndes Werk unternimmt, wenigstens so viel Aufmunterung dazu zu geben, als in unsrer Macht steht? — ist eine andere Frage, die ich hier nur beiläufig anrege, und deren Bejahung hoffentlich mit einer großen Mehrheit der Stimmen durchgehen wird.

---

c.

Uebersetzung des Lucrez.

Eine poetische Uebersetzung des Lucrezischen Gedichtes von der Natur in unsrer Sprache ist vielleicht das größte aller Wagestücke, zu deren Unternehmung die Musen einen höchstbegünstigten Liebling, oder die rächenden Erinnyen irgend einen Unglücklichen, qui minxit in patrios cineres aut triste bidental movit, treiben können. Um sich einen glücklichen Ausgang eines so gefahrvollen Abenteuers versprechen zu können, wäre es wohl nicht zu viel, wenn der Unternehmer alle Talente, die in demjenigen sich zusammenfinden müssen, der den Namen eines Dichters mit Ehre tragen soll, mit einem sehr hellen philosophischen Geiste, und mit einer ausgebreiteten, tiefen, aus den Quellen selbst geschöpften Kenntniß der alten, besonders der Epikureischen, Philosophie vereinigte. Zu allem diesem müßte dann noch eine vieljährige vertraute Bekanntschaft mit Lucrezen selbst hinzukommen; eine Bekanntschaft, die nur aus einem unermüdeten Lesen und Studiren seines Werkes entstehen kann. Der Uebersetzer müßte sich, ehe er noch die Hand ans Werk legte, das System, die Vorstellungsart und das Eigene in der Sprache des Lucrez so deutlich und geläufig gemacht haben, daß in dem ganzen Gedichte nichts Dunkles für ihn wäre; er müßte sich auch alle die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen er während der Ausführung einer solchen Unternehmung zu kämpfen haben werde, sehr deutlich vorgestellt, und sich selbst mit aller Kraft, die zu ihrer Besiegung nöthig ist, ausgerüstet gefühlt haben: und, wenn nun auch alle diese Bedingungen erfüllt wären, so würde die Ausführung noch immer die Arbeit vieler Jahre seyn, und die Vollendung derselben bis zum möglichsten

Grade der Vollkommenheit vielleicht sein ganzes Leben beschäftigen müssen.

Doch, ich bin vielleicht zu streng, indem ich von einem Uebersetzer des Lucrez fordere, was ich an seinem Platze von mir selbst gefordert hätte, und was mich mehr als einmal von dem Gedanken, mir dieses Verdienst um unsre Sprache und Literatur zu machen, zurückgescheucht hat. Denn es fand sich nach einigen gemachten Versuchen, daß ich, einem mäßigen Anschlag zufolge, ein halbes Jahrhundert zu dieser Arbeit hätte anwenden müssen, wenn ich mir selbst auch nur einigermaßen ein Genüge thun wollte.

So streng scheint nun freilich unser Publicum nicht zu seyn! Indessen, wie viele Nachsicht es auch gegen die menschlichen Schwachheiten eines Werkes, das seinen Beifall erlangt hat, tragen mag: so macht es doch an den Uebersetzer irgend eines berühmten Alten, der die Absicht hat gelesen zu werden, verschiedene Forderungen, die, beim Lichte besehen, nicht viel milder als die meinigen sind; und es macht sie, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwer ihre Erfüllung sey, und ohne irgend eine Entschuldigung gelten zu lassen, die durch die Antwort — „wer hieß Euch etwas unternehmen, dem Ihr nicht gewachsen seyd?" — zum Schweigen gebracht werden kann. Es fordert z. B. von demjenigen, der den Lucrez in Versen übersetzt: daß sich sein ganzes Werk mit Vergnügen, mit Leichtigkeit oder doch nur mit mäßiger Anstrengung des Verstandes lesen lasse, ohne daß man den Uebersetzer, geschweige die saure Mühe, die ihm die Arbeit gekostet, merke. Es fordert daher eine immer richtige und fehlerlose, von den Gesetzen des Sprachgebrauchs nie, oder doch nur selten (und auch alsdann nicht um der bloßen Bequemlichkeit des Autors willen) abweichende, reiche, fließende

und geschmeidige Sprache; eine immer kräftige, edle, zierliche Diction, ohne Schwulst und Ziererei, und von Steifheit eben so weit entfernt als von jener uneleganten Nachlässigkeit, die nichts als die Eilfertigkeit und Geschmacklosigkeit eines Schriftstellers verräth, und eben so unerträglich ist, als wenn ein Mensch ungekämmt und ungewaschen, in einem schmutzigen schlotternden Anzug sich in gute Gesellschaft mengen wollte. Endlich kann sich jeder Uebersetzer eines alten oder neuen Dichters versichert halten, daß die Leser ihm keinen Dank dafür wissen werden, wenn er sich die traurige Mühe gibt, sie mit übelorganisirten, hinkenden, unlesbaren und Ohrenzwang verursachenden Hexametern zu unterhalten. Der ungelehrte oder wenigstens unzünftige Theil der lesenden Welt hat so gut Ohren als der strengste Prosodist; und wiewohl die meisten Leser dieser Classe keinen deutlichen Begriff von Hexametern haben, so fühlen sie doch sehr gut, ob Wohlklang in den einzelnen Zeilen und Numerus in den Perioden ist oder nicht: der gelehrte Theil hingegen findet es, wie billig, sehr übel, daß jemand, der keine guten Verse machen kann, und nicht Ohr genug hat zu merken ob seine Verse schlecht oder gut sind, sich einer Kunst anmaße, wozu er weder von Natur noch durch Unterricht und Fleiß tauglich ist.

Außer diesem großen Publicum gibt es noch ein kleineres, an dessen Befriedigung einem Uebersetzer des Lucrez nicht weniger gelegen seyn darf; und dieß besteht aus den Gelehrten, die das Original kennen und seinen ganzen Werth zu schätzen wissen. Wenn diese zu schonender Nachsicht gegen die Fehler, die der Dichter

entweder übersehn hat, oder, weil
er Mensch, wie andre, ist, nicht stets verhütet,

vielleicht geneigter als andre sind, weil sie die Größe und Schwierigkeit der Unternehmung besser kennen: so ist es auf der andern Seite auch desto schwerer ihren Beifall zu erhalten, weil sie am besten wissen, was zu leisten war, und was geleistet werden konnte. Diese fordern von dem Uebersetzer eines Lucrez nicht nur alles was jene verlangen, die nicht sowohl eine schöne Copie als ein Aequivalent für das Original erwarten: sie fordern auch Treue und Genauigkeit in der Nachbildung der Gedanken des Autors; sie wollen im Ganzen und im Detail überall, so viel nur immer möglich ist, nicht den Uebersetzer, sondern das Original selbst sehen; und wiewohl sie sehr gut wissen, wie viel dem verschiedenen Genius der Sprache sowohl, als der Rücksicht, die der Uebersetzer auf Geschmack und Sitten seiner Nation und seiner Zeit zu nehmen hat, zugestanden werden muß: so wollen sie doch den Styl des Originals, das Eigenthümliche des ersten Urhebers, seinen ganzen Geist, und wenigstens etwas von seiner individuellen Manier, in der Nachbildung wiederfinden.

Unglücklicher Weise haben sich, seit einiger Zeit, verschiedene Versemacher, von einer glänzenden Autorität verführt, das Uebersetzen alter Autoren in Hexameter oder andere reimfreie Versarten, durch allerlei eigenmächtige Dispensationen von den Gesetzen unsrer Sprache, hauptsächlich durch ungewöhnliche, auffallende und theils an sich selbst, theils durch den gar zu häufigen Gebrauch unerträglicher Versetzungen der Worte, zu erleichtern gesucht. Ein mir unbekannter Uebersetzer des Lucrez hat also, was sich andere, was selbst ein Dichter und Philolog wie Voß (freilich mit mehr Bescheidenheit und Geschmack) sich erlaubte, auch ihm für erlaubt gehalten; und da er aus Erfahrung fand, wie viel leichter ihm nun die sonst so unsäglich mühsame Arbeit, den Lucrez

in Deutsche Hexameter zu übersetzen, von den Händen ging: so begreift sich leicht, wie es kam, daß er eine poetische Licenz (die, wenn sie in hundert Versen höchstens einmal vorkäme, vielleicht geduldet werden könnte) unvermerkt für ein Privilegium ansah, und dadurch das Maß seiner übrigen Versificationssünden so voll machte, daß seine Uebersetzung schon dadurch allein unlesbar wird. Denn welches Deutsche Ohr kann eine solche Art zu construiren dulden, wie z. B.

— — denn alles was ist verweslichen Ursprungs
muß der Vergangenheit Alter || lange schon haben verzehret:
aber wenn alles was ist, aus dem was war erneuert,
stets fortdauert: so muß von Natur es seyn unverweslich;
also kann kein Wesen || kehren in Nichts zurücke.

oder:

Nun, wohlan, weil gelehret ich habe, nichts könn' erschaffen
werden aus Nichts, noch kehren ins Nichts das Geschaffne
zurücke;
so vernimm auch welche Körper — — —
dennoch, wie bekennen du mußt, sind wirklich vorhanden.

Ueberhaupt hat der Ungenannte in allen Arten der Vergehungen gegen die Regeln der schönen Organisation des Hexameters, z. B. in Versen, die in der Mitte in zwei Halbverse zerfallen (dergleichen hier in vier Zeilen zwei vorkommen), in Vernachlässigung des schönen Verhältnisses der kleinern Einschnitte und des symmetrischen Baues der Perioden, in willkürlicher Correption und Production der Sylben ohne Rücksicht auf den Accent u. s. w. — so viele zum Theil ansehnliche und hochbelobte Vorgänger, daß es ihm (unter vorausbedungener Besserung) zu verzeihen ist, wenn er solchen

Mustern sicher folgen zu dürfen wähnte. Aber aus allen diesen Licenzen gegen Sprachgebrauch, Prosodie und Versekunst zusammengenommen, mußte natürlicherweise eine Versification herauskommen, die man gerne mit der alltäglichsten Prose vertauschen würde und noch viel dabei gewonnen hätte. — Indessen beweiset, meines Erachtens, diese meistens tadelhafte und nicht selten den auriculis des Königs Midas selbst unerträgliche Versemacherei nichts Entscheidendes gegen die Fähigkeit unsers Ungenannten: denn es hängt bloß von seinem Willen und hartnäckigen Fleiß ab, bessere Hexameter zu machen; mehrere Stellen lassen mich hieran nicht zweifeln.

Es wäre überflüssig, zumal nach dem, was oben gesagt worden, mich über die Pflichten auszubreiten, die ein Uebersetzer des Lucrez, mit allen andern Uebersetzern, besonders der Werke des Griechischen und Römischen Alterthums, gemein hat. Treue und Deutlichkeit sind die ersten und wesentlichsten: eine Treue, die, so viel als es nur immer möglich ist, den Sinn und Geist des Originals wie ein reiner Spiegel darstellt, und sich an die Worte desselben nur insofern bindet, als es ohne Nachtheil der Sprache, in welche man übersetzt, und des Autors, der durch eine ängstliche und buchstäbliche Uebersetzung fast immer entstellt und verunziert wird, geschehen kann.

In dieser Rücksicht kann man sich vielleicht an keinem Alten mehr versündigen als an Lucrez. Die Kenner stimmen darin überein, daß ihn kein anderer Römer an Reinigkeit der Sprache übertroffen habe; Quintilian schreibt ihm sogar elegantiam in sua materia, d. i. in einer der Eleganz nicht sehr empfänglichen Materie, zu. Indessen geht doch Lambinus (welcher freilich zu viel Verdienste um den Text des Lucrezischen Werkes hat, als daß ihm einige Parteilichkeit

nicht zu verzeihen wäre) offenbar zu weit, wenn er den Lucrez für den elegantesten und zierlichsten aller auf uns gekommenen Lateinischen Dichter erklärt. Denn gewiß werden mir auch die wärmsten Verehrer desselben eingestehen: daß er in dem, was man Poesie des Styls heißt, überhaupt vom Virgil weit übertroffen wird; daß er hierin sich selbst nicht gleich ist; daß seine Uebergänge, die alle Augenblicke bei ihm vorkommenden Formeln, „dicam, tu percipe, tum porro, huc accedit, postremo, denique, praeterea, nunc age, in his rebus, quod quoniam docui," u. dgl. seinem Vortrag keine große Anmuth geben; daß er sehr oft nach dem ersten besten Ausdruck greift, kurz, daß etwas in seiner Diction und Versification ist, das man nicht Nachlässigkeit zu nennen wagt, aber das doch zeigt, er sey zu voll und begeistert von seiner Materie gewesen, um sich durch eine große Aufmerksamkeit auf die Zierlichkeit der Einkleidung seiner Gedanken und die Auspolirung seiner Verse im Erguß seiner Gedanken aufhalten zu lassen. Zudem muß doch auch billig in Anschlag gebracht werden, daß er der erste Römische Dichter war, der es wagte, das trockene System eines Griechischen Materialisten in eine noch ziemlich rohe und zum Vortrag abstracter Speculationen, wissenschaftlicher Erörterungen, Beweise und Disputen wenig ausgebildete Sprache, überzutragen; und daß (selbst den Vater Ennius nicht ausgenommen) Rom damals noch keinen Dichter besaß, der ihm den Weg gebahnt und ein Muster, was die Römische Sprache in diesem Fache fähig sey, gegeben hätte. Daher läßt sich denn auch ganz wohl begreifen, daß — ungeachtet Lucrezen überhaupt das Verdienst einer bewundernswürdigen Deutlichkeit im Vortrag dunkler Sachen für Leser, die der alten Sprachen und Philosophie kundig sind und eine etwas feine Nase haben, nicht

abgesprochen werden kann — Quintilian ihm doch nicht zu viel thue, wenn er ihn difficilem nennt; und ich wenigstens unterschreibe, aus Erfahrung, was Freret, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Literatoren unsers Jahrhunderts, irgendwo von ihm sagt: „Lucrèce lui-même a besoin, en plusieurs endroits, que le lecteur veuille bien se prêter à l'inexactitude et au defaut de précision, que la contrainte du vers repand quelque-fois sur ses expressions."

Aus allem diesem erhellet, däucht mich, daß ein Uebersetzer — der sich vor dem Vorwurf scheuet, welchen Vatry den meisten Uebersetzungen macht, „daß sie dem großen Haufen der Leser keine sonderliche Hochachtung für Gräciens und Latiums Schriftsteller einzuflößen geschickt seyen" — sich zwar nicht zur Ungebühr herausnehmen soll, den Lucrez verschönern zu wollen: aber daß er es hingegen den Manen des Dichters nicht weniger als seinen modernen Lesern schuldig sey, ihm alle vorerwähnten Flecken, so viel möglich, abzuwischen, und die Treue, die er dem Original zu leisten hat, nicht so weit zu treiben, daß er, wo Lucrez nur durch den Zwang des Verses dunkel ist, ohne alle Noth auch dunkel sey; ihm auch in seinen brüsken und einförmigen Uebergängen und in den prosaischen Formeln, womit er sich an seinen Lehrling so oft zu wenden pflegt, Fuß vor Fuß folge; und fast immer schwerfällige, oder hinkende, oder sonst mißtönende Verse mache; weil Lucrez zuweilen etwas harte Verse macht, oder sich häufige Licenzen gegen die Sprache und Nettigkeit des Ausdrucks erlaube, weil Lucrez doch auch materiai, lunai statt materiae und lunae, oder consumse statt comsumsisse sagt.

Im Gegentheil, es ist vielleicht das einzige Mittel, wodurch ein Uebersetzer seine unfreiwilligen Vergehungen gegen

einen Autor, der so manche unerreichbare Schönheiten hat, vergüten, und den Leser, der doch immer auch bei der besten Uebersetzung viel verliert, einigermaßen entschädigen kann, wenn er vielen Fleiß auf die Klarheit und Eleganz der Diction und auf die Harmonie der Verse wendet.

Man sieht, daß ich hiermit die vermeinten Verschönerungen nicht gut heiße, womit ein Uebersetzer zuweilen sein Original, aus purer Freigebigkeit, beschenkt, und dadurch von uns andern Lesern oft wenig Dank verdient. Dieß ist auch unserm Ungenannten nicht selten begegnet. Er besorgte, ganz unnöthig, der trockne Vortrag Lucrezens möchte uns lange Weile machen, und glaubte ihn hier und da durch kleine poetische Kunstgriffe aufstutzen, beleben und egayiren zu müssen. Aber, nach meinem Gefühl, hat Lucrez nichts dabei gewonnen. Von dieser Art sind z. B. die öfters vorkommenden Apostrophirungen, in Stellen wo Lucrez ganz kalt und ruhig fortråsonnirt: als z. B.

v. 64. 65.

— zu zerbrechen die Riegel deiner Veste, Natur,

ut arcta Nuturae primus portarum claustra cupiret.

v. 132. 33.

sondern dein Wesen, Natur, vertreiben, und du, Vernunftkraft,

sed Naturae species, ratioque —

und v. 226—34. die Apostrophe an die Venus, die Erde, die sanften Flüsse, die fernherrauschenden Ströme, die Heitre; wo Lucrez, der hier keine Begeisterung fühlte, sich weit schicklicher und dem dogmatischen Tone seines ganzen Werkes angemessener, begnügt, bloß zu fragen:

Praeterea, quaecunque vetustate amovet aetas
si penitus perimit, consumens materiam omnem,
unde animale genus generatim in lumina vitae
redducit Venus? aut reductum daedala Tellus
unde alit atque auget, generatim pabula praebens?
Unde mare, ingenui fontes externaque longe
flumina suppeditant? unde aether sidera pascit?
Omnia enim debet mortali corpore quae sunt
infinita aetas consumse anteacta diesque.

Ferner, bei Dingen, die endlich vor Alter den Sinnen entschwinden,
wenn bei solchen die Zeit den Urstoff gänzlich verzehrte,
sprich, woher brächte denn Venus der Thiere Geschlechter und Arten
immer wieder? Wo nehme die Bildnerin Erde den Stoff her,
jedes nach seiner Art zu nähren und wachsen zu machen?
Sprich, wie ersetzten unsterbliche Quellen und Ströme dem Meere
was es verdünstet? Womit ernährte der Aether die Sterne?
Denn so müßte ja wohl der Zeiten unendliche Folge
längst die sterblichen Körper zermürset und aufgezehrt haben.

Ich gebe diese eilfertig hingeworfene Dolmetschung für kein Muster; aber lesbarer und getreuer ist sie doch als die vorcitirten Verse des Ungenannten.

Zu den undankbaren Verschönerungen rechne ich auch das unschickliche Ausbilden und Coloriren solcher Naturdinge, welche Lucrez, dem es gerade um nichts weniger als um poetische Floskeln zu thun war, bloß mit ihrem rechten Namen nennt. Z. V.

Warum sehn wir nebst dem die Rosen im Frühling uns lächeln?
Warum vergoldet die stärkenden Felder der Sommer? Warum
träufelt die Freude nur im nässern Herbste der Weinstock?

So poetisirt nun freilich Lucrez, qui nil molitur inepte, nicht! Er sagt ganz schlicht:

Praeterea cur vere rosam, frumenta calore,
viteis autumno fundi sudante videmus?

Warum sehn wir die Rose im Lenz', das Getreid' in der wärmsten
Jahrszeit, die Frucht des Weinstocks im feuchtern Herbste nur reifen?

Denn ihm ist's nicht um das müßige Coloriren so bekannter Gegenstände, sondern um die Schlußfolge zu thun, die er aus dieser Anordnung der Natur zieht.

Noch anstößiger ist die Verzierung in folgender Stelle (v. 278. f.)

Brennende Hitze die sehn wir auch nicht, Kälte nicht, Stimmen,
herzerhebende Stimmen nicht, u. s. w.

Wie müßig und geschmackwidrig ist hier das Beiwort herzerhebend? Lucrez sagt schlechtweg — nec voces cernere quimus.

Kann man doch auch die Wärme, die Kälte, die Töne nicht sehen!

Gleich darauf läßt ihn der Ueberseßer sagen:

Endlich, du hängst am scheitervollen Gestade dein Kleid aus,
Sieh! es wird feucht; du breitest es aus an der Sonn', und es trocknet;

Lucrez ließ sich nicht einfallen, eine so alltägliche Erfahrung mit einer so unzeitigen Emphase vorzutragen; er sagt ganz simpel:

Denique fluctifrago suspensae in littore vestes
uvescunt, eaedem dispansae in sole serescunt.
Eben so werden Gewänder, am wellenbrechenden Ufer
aufgehängt, feucht, und trocknen der Sonne entgegen gespreitet;

Ich wiederhole es, die einzige gute Art den Vortrag des Lucrez zu verschönern, ohne ihm die eigenthümliche Trockenheit des Styls nehmen zu wollen, ist, daß man ihm alle nur mögliche Klarheit, mit etwas mehr Nettigkeit und weniger Nachlässigkeit in der Diction, gebe. Und dieß ist gerade, was unser Uebersetzer so wenig geleistet hat, daß er, im Gegentheil, sowohl was die Deutlichkeit als die Eleganz betrifft, sehr oft hinter dem alten Dichter zurückbleibt. Nicht als ob er den Sinn des Textes nicht meistens gefaßt hätte: sondern weil er öfters das, was Lucrez sagt, sich selbst nicht deutlich genug gemacht hat, um es auf mehr als eine Art in Worte kleiden, und also immer diejenige Einkleidung wählen zu können, die den Satz, welcher vorgetragen, oder bewiesen, oder widerlegt werden soll, dem Leser am verständlichsten macht; meistens auch wohl, weil es ihm an Geschmeidigkeit und Biegsamkeit fehlt, sich in den Fesseln eines regelmäßigen Hexameters mit Freiheit, Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, ohne sich durch den künstlichen Sylbentanz (wie unser Bodmer den poetischen Rhythmus nannte) an richtiger Copirung des Gedankens und Ausdrucks seines Autors hindern zu lassen. Ich will indessen nicht behaupten, daß eine scharfe Kritik bei genauer Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original nicht

hier und da Stellen finden könnte, wo der Uebersetzer den Sinn desselben nicht ganz getroffen hat; wie z. B. in folgender — Lucrez (v. 317. seq.) sagt:

— — — — tum, portas propter, ahena
Signa manus dextras ostendunt attenuari
saepe salutantum tactu praeterque meantum.

Dieß übersetzt der Uebersetzer:

und es zeigt am gegossenen Thore die eherne Bildsäul'
daß der Vorübergehenden, die grüßen, öftre Berührung
mit der Hand sie verringre.

Das sagt Lucrez nicht. Der nicht schwer zu errathende Sinn seiner Worte ist: man sehe öfters, wie die rechte Hand der ehernen Götterbilder, die neben den Tempel- oder Hausthüren zu stehen pflegten, bloß vom häufigen Berühren der hinein- oder heraus- oder vorbeigehenden Personen, welche diesen Göttern durch Berühren oder Küssen der rechten Hand ihre Devotion bezeugten, abgerieben würden. Diese Stelle müßte etwa so übersetzt werden:

— — — auch zeigen die ehernen Götterbilder
neben den Pforten uns ihre, vom bloßen Berühren der Lippen,
die im Vorbeigehn sie grüßen, ganz abgeriebenen Hände;

Jetzt will ich nur noch zwei für jeden, der sich an Uebersetzung des Lucrez wagen will, sehr wesentliche Fragen berühren.

Es fragt sich nämlich: ob es nicht besser wäre, einen so schweren, und (wenigstens dem ungleich größten Theile seines Werkes nach) so unpoetischen Autor lieber in Prosa als metrisch zu übersetzen? — und, falls die Entscheidung für das

letztre ausfiele: ob der Hexameter, oder der zehn- und eilfsylbige Jambus die schicklichere Versart dazu sey?

Auf die erste Frage erkläre ich mich, ungeachtet alles dessen, was sich zu Gunsten der Prosa sagen läßt, für die metrische Uebersetzung, aus zwei Ursachen: erstens, weil Lucrez doch nicht selten viel Poesie des Styls hat, ja an mehrern Stellen, von wahrer Musenbegeisterung (von Platons μανια ἀπο των Μουσων) ergriffen (z. B. im Eingang des 2ten und des 3ten Buchs, und in der herrlichen Rede, die er gegen das Ende des 3ten [v. 944.] der Natur in den Mund legt), sich bis zum Erhabnen emporschwingt, und uns glauben macht, er habe poetische Kraft genug in sich gehabt, wofern die Liebe zu Epicur und seiner Philosophie ihm eine weniger dogmatische aber desto poetischere Behandlung seines Gegenstandes erlaubt hätte, es dem Virgil selbst schwer zu machen ihn zu übertreffen; zweitens, weil die Versification — wenn sie das wirklich ist, was sie seyn kann und soll, nämlich wenn sie durch die Declamation dem Ohr eine Art von Musik wird, und wenn der Uebersetzer (was freilich eine indispensable Bedingung ist) alle mögliche Aufmerksamkeit und den hartnäckigsten Fleiß auf dieselbe verwendet — gar viel dazu beiträgt, ein Werk, wie das Lucrezische, genießbarer zu machen. Wiewohl ich sehr besorge, daß, auch mit allem, was der talentvollste Kopf leisten könnte, eine Uebersetzung des Lucrez immer nur von einer kleinen Zahl der Leselustigen, selbst unter den Gelehrten, mit so viel Dankbarkeit aufgenommen werden möchte, als derjenige, der einen großen Theil seines Lebens mit höchster Anstrengung seiner Kräfte dieser Unternehmung gewidmet hätte, sich billig sollte versprechen dürfen.

Was die zweite Frage betrifft, so gestehe ich, daß der jambische Vers unsrer Sprache überhaupt natürlicher ist als

der Hexameter, und daß es in dieser Rücksicht leichter scheine, sehr gute Jamben als sehr gute Hexameter zu machen. Auch kommt vielleicht in Betrachtung, daß die Englische Uebersetzung des Creech und die Italienische des Marchetti, beide in dieser Versart geschrieben, dem jambischen Uebersetzer nicht selten die Arbeit erleichtern könnten. Wenn ich aber dagegen in Anschlag bringe, 1) daß uns der jambische Vers den Gebrauch vieler Wörter untersagt, die sich entweder gar nicht, oder oft nur mit größter Mühe und Schwierigkeit in diese Versart hineinzwängen lassen; da doch für den Uebersetzer des Lucrez nichts nöthiger ist, als den ganzen Reichthum der Sprache zu seiner Disposition zu haben; 2) daß der Hexameter mehr Geschmeidigkeit hat und der Rede einen größern Spielraum gibt als der Jambus; und daß er eben darum 3) in einem so langen Werke das Ohr weniger ermüdet und angenehmer unterhält als jener: so würde ich für meinen Theil, wenn Jahre und Kräfte mir ein so halsbrechendes Abenteuer noch zu wagen erlaubten, mich (wiewohl mir der jambische Vers leichter ist) zum Hexameter entschließen. Denn der Einwurf, daß gute Hexameter so schwer zu machen und schlechte ganz unausstehlich seyen, würde mich deßwegen nicht rühren, weil ich schlechte Verse in jeder Art von Metrum, mit Molière's Misanthrop, hängenswürdig finde; und weil ich aus Erfahrung weiß, daß es keine kleine Kunst ist, auch nur leidliche, geschweige denn vortreffliche Jamben *) zu drechseln. Indessen unterwerfe ich diese meine Meinung dem Urtheil der Kenner, und vornehmlich dem Antrieb der Muse, die, sobald sie einen Liebhaber des Lucrez zum Uebersetzer desselben weiht, ihm gewiß auch die Art der

*) Die Rede ist hier bloß von der Vortrefflichkeit der Versification. W.

Modulation und des Rhythmus, worin er die große Mutter Natur besingen soll, eingeben wird.

Wieland deutete damals, im J. 1792, auf einen Uebersetzer des Lucrez hin, dessen Proben ihn bedauern ließen, daß er nicht die Hoffnung machen könne, den ganzen Lucrez von ihm übersetzt zu erhalten. Seit jener Zeit erhielt das Publicum von demselben Uebersetzer noch andere Proben durch Goethe in der Farbenlehre, und durch Herder in der Adrastea, und im J. 1821 erhielten wir endlich von diesem Uebersetzer, dem ehrwürdigen von Knebel, doch den ganzen Lucrez. T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Mit dem Lateinischen Text nach Wakefields Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig 1821. Alles, was Wieland forderte, ist hier erfüllt von einem Manne, der einen großen Theil seines Lebens dieser so mühevollen als verdienstlichen Arbeit gewidmet hat, und der nicht müde wurde, seine schon beendigte Arbeit von neuem zu beginnen, um sie auch zu vollenden. Mehr als zwiefach hat er Horazens Bedingung des nonum prematur in annum erfüllt; und wer dieß nicht wüßte, würde es der Uebersetzung bald abmerken.

---

d.

Uebersetzung des Ariosto.

1774.

Eine Uebersetzung von Ariosts Orlando Furioso, in achtzeiligen Stanzen,*) worin die Vers- und Reimart der Ita-

*) Von Werthes.

lienischen Ottave rime vollkommen beibehalten wird, ist unstreitig eine der verwegensten und mühsamsten Unternehmungen, an die sich ein Deutscher Dichter wagen kann; ja, in Ansehung der Armuth unsrer Sprache an Reimen, und des großen Vorzugs, den die Italienische überdieß an Geschmeidigkeit vor der unsrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine solche Uebersetzung, wenn sie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben soll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwohl hat sich ein junger Dichter gefunden, der uns mit einem Versuch solcher Uebersetzung überrascht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich vielleicht zu nachsichtig gegen seine Arbeit macht; wiewohl ich (zumal, wenn ich ihn mit seinem Original vergleiche) wünschen möchte, sie weniger unvollkommen zu sehen; so halte ich doch für billig, ihm das, was er geleistet hat, zum Verdienst anzurechnen, und immer für viel zu halten, daß es ihm noch so gut gelungen ist. Was ich am meisten an seinem Versuche zu loben finde, ist, daß er dem besondern Individual-Charakter der Ariostischen Poesie, oder dem, was ich (nach der Analogie von Yoriks Correggity) die Ariostheit des Ariosto nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen ist, und dadurch einigermaßen ersetzt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, sobald er sich vornahm, in Ottave rime zu übersetzen.

Indessen kann ich nicht umhin, zu wünschen, daß er der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime übersetzt zu haben, lieber entsagen möchte. Es ist wahr, diese Versart gibt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter nichts als Augen und Ohren braucht; überdieß liegt unstreitig eine gewisse Musik in dieser Art zu

reimen, die für die Italiener vermuthlich darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügen des Ohrs empfindlicher sind, als irgend ein anderes Volk. Auch die überwundene Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles übrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr, und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmack Ariosts, oder Tasso's, beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von Uebersetzung eines Ariosto ist, von sehr geringem Gewichte. Der gewisseste Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des Styls, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen diese verloren, so kann uns ein Uebersetzer zwar einen rasenden Roland liefern, aber nicht den vom Ariost, und diesen sollten wir doch haben! Eine flüchtige Vergleichung der Stanzen des Uebersetzers mit dem Original ist hinlänglich, meine Besorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreifachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so schönen, warmen und kräftigen Ausdruck Ariosts getreu zu bleiben. Ich gestehe, daß es mir selbst, und vielleicht jedem andern unmöglich seyn würde, unter der nämlichen Bedingung es besser zu machen (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe): aber eben dieß scheint mir einen unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den Ottave rime abstehen sollte. Vielleicht wäre die Versart des neuen Amadis zu einer Uebersetzung Ariosts zugleich die bequemste und angemessenste. Aber demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beim ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am meisten

musikalischen Sinn und Aufmerksamkeit auf die Gesetze des poetischen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfordert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Parteilichkeit gezogen werden dürfte, als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen!

Uebrigens habe ich wohl nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da es wohl wenige mehr geben wird, denen wenigstens nicht so viel davon bekannt seyn sollte, daß die Italiener dieses poetische Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen, und auf ihren Ariost, als Originalgenie, wenigstens so stolz sind, als die Engländer auf ihren Shakespear. Bei denjenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen, und die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein so großer Geist, als Galileo Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab, ein günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so weniger betrügen kann, da Galilei nicht bloß ein großer Sternseher, sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner aller schönen Künste, und selbst ein geistvoller Autor war. Doch wozu haben wir Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Ariosts Orlando, es sey daß man ihn als ein Werk des poetischen Genius, oder bloß als unterhaltende Lecture betrachte, wenig seinesgleichen hat. Und wenn auch dieß nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Uebersetzung desselben dem Deutschen Publicum zu empfehlen: so scheint mir der bloße Vortheil, der unserer Sprache dadurch zugehen würde, schon wichtig genug, um dem Uebersetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienst um seine Nation einzugestehen.

---

e.

Uebersetzung des Tasso von Gries.

1798.

Es ist der Fortschritte, welche die Musenkunst seit 50 Jahren in Deutschland gemacht hat, würdig, daß wir Werke unternehmen und gelingen sehen, deren glückliche Ausführung noch kurz vor der Hälfte dieses Zeitraums niemand zu erleben hoffen durfte.

Tasso's befreites Jerusalem ist ein Ulyssesbogen, den, seit Dieterichs von Werder erstem Versuch, mehrere Deutsche vergebens zu spannen versucht haben. Ich müßte mich sehr irren, oder die Bestehung dieses schönen poetischen Abenteuers ist für Gries aufbehalten, der sich, wenigstens in meinen Augen, aufs vollständigste dazu legitimirt hat.

Ganz gewiß muß ein Dichter, der uns nicht bloß den Stoff, sondern auch die Form seines Originals geben will, das befreite Jerusalem in Ottave rime übersetzen, und um dieß nur in dem Grade von Vollkommenheit zu bewerkstelligen, den man mit Recht von einem Nachbildner fordern kann, muß er beinahe Tasso selbst seyn. Wer z. B. den 16ten Gesang in der Urschrift lieset, wird über die Schwierigkeiten erschrecken, die sich demjenigen entgegenthürmen, der diese Zaubergemälde in unsrer Sprache copiren wollte; und wer die Uebersetzung von Gries mit dem Original vergleichen kann, wird nicht weniger erstaunen, jene Schwierigkeiten so meisterhaft überwunden zu sehen. Noch mehr zu verlangen, wo mehr zu leisten in der That physisch unmöglich scheint, wäre Ungerechtigkeit; doch zweifle ich nicht, daß Gries selbst, dessen feinem Gefühl, Gewandtheit des Geistes und hart=

näckigem Fleiß ich alles zutraue, in der Folge manche Stelle noch glätter zu poliren, und seiner Nachbildung hier und da noch mehr das Ansehen eines Originals zu geben vermögend seyn wird. *)

*) Wir haben seitdem Ariosto und Tasso von Gries und Streckfuß, den Tasso auch von Hauswald in Stanzen übersetzt erhalten, und auch A. W. Schlegel hat Proben einer solchen Uebersetzung des Ariosto geliefert. Es wird also nun wohl an der Zeit seyn, das, was Fernow in einer Abhandlung über die Nachahmung des Italienischen Verses im Deutschen (im Prometheus von L. v. Seckendorf und J. L. Stoll Bd. 1. Heft 4. S. 32. fgg.) gesagt hat, zu prüfen; der Mühe werth ist es gewiß.

V.

1.

Villehardouin.*)

1780.

Gottfried von Villehardouin war eine seltsame Composition von einem äußerst unwissenden, aber braven, nichtsscheuenden, loyalen Rittersmann, von einem, nach damaliger Art orthodox-abergläubischen stockdumpfen Christen, und von einem ganz nahe an kannibalische Wildheit angränzenden Altfranken. Doch in allem diesem hat er nichts Besonderes; das waren die übrigen ritterlichen Herren, die sich zu dem Kreuzzuge, bei dem er sich befand, verbunden hatten, allesammt so gut als er. Vermuthlich würden sie auch keine bessern Geschichtschreiber abgegeben haben; denn Platteres kann man sich schlechterdings nichts denken als seine Manier

*) Verfasser der Histoire de la conquête de Constantinople ; am 17 Jul. 1203.

zu erzählen. Die Französische Sprache war freilich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch sehr plump, ungelenk und ungeschliffen; indessen war's doch die nämliche, in welcher König Thibaut seine lieblichen naiven Minnelieder sang, und so viele andere Dichter die artigsten Lays und Fabliaux machten.

Gottfried von Villehardouins Sprache ist also weniger die Sprache seiner Zeit als seines Standes; die Sprache eines Mannes, der weder reden noch schreiben gelernt hat, und keine andern Werkzeuge zu führen weiß als seine Lanze und seinen Degen. Aber das, was ihn demungeachtet interessanter macht als den zierlichsten Schönschreiber, ist die Vorstellungsart eines Edelmanns aus der wirklichen Ritterzeit, der, unbekümmert um die geheimern und politischen Springfedern der Weltbegebenheiten, und so unwissend als sein Reitknecht in der Geschichte und Geographie seiner Zeit, den ganzen Erdboden für nichts als einen großen Tummelplatz ansieht; von einer Staatsrevolution im Morgenländischen Kaiserreich nur wie von einem guten Abenteuer spricht; nicht einmal den Namen des Fürsten weiß, für den er Leib und Leben wagt; und auf Ansuchen eines unbekannten Menschen, der sich für eines Kaisers Sohn ausgibt, nach Konstantinopel zieht, um einen Kaiser zu entthronen, wie Lancelot oder Parcifal auf Ersuchen eines fußfälligen Fräuleins ausreiten, irgend einen ungeschlachten Riesen oder Heiden in seinem Schloßhof aus dem Sattel zu werfen. — Vielleicht ist es manchem angenehm, ein Paar kleine Kapitel von den 257, woraus das ganze Werk besteht, zur Probe zu sehen.

Das XXXV. Kapitel.

Or oiez une de plus grant merveilles et des greignors aventures que vos onques oissiez al cel tems. Or (fut) un Empereor en Constantinoble, qui avoit nom Sursac (Isaac Angelus) et si avoit un Frere qui avoit a nom Alexis, qui il avoit rachaté de prison de Turs. Icil Alexis si prist son frere Empereor, si li traist les iaulz (yeux) de la teste et se fist Empereor. En tel raison com vos avez oi. En si le tint longuement en prison et un suen fil qui avoit nom Alexis. Ici filz si eschappa de la prison et si s'enfui en un vassel trosque à une cité sout mer qui eut nom Ancone. Enki s'en alla al Roi Phelippe d'Alemaigne, qui avoit sa seor à fame, si vint à Verone en Lombardie et herberja en la ville et trova des Pelerins assez qui s'en alloient en l'ost; et cil qui l'avoient aidié à s'eschapper, qui etoient li distrent; Sire, veez ci un Ost

„Nun höret eine von den „größten Wundergeschichten „und besten Abenteuern, die „ihr je gehört habt zu dieser „Zeit. Denn da war ein „Kaiser in Konstantinobel, „Namens Sursac (Isaac) und „der hatte einen Bruder, hieß „Alexis, den er gelöst hatte „aus der Gefangenschaft der „Türken. Dieser Alexis fing „seinen Bruder den Kaiser, „riß ihm die Augen aus dem „Kopf, und machte sich zum „Kaiser, solchermaßen wie ihr „eben gehört habt. Und so hielt „er ihn lang im Gefängniß „und seinen Sohn, dessen „Namen war Alexis. Dieser „Sohn entwischte aus dem „Gefängniß, und entfloh in „einem Nef bis zu einer Stadt „am Meer, deren Name war „Ancona. Von dorten ging „er zum König Phelipp von „Allemannien, der seine Schwester zum Weibe hatte, kam „dann nach Verona in der „Lombardei, und herbergete

en Venise près de nos, des meillors Chevaliers del monde, qui vont oltre mer. Quar lor criez merci, que il aient de toi pitie et de ton pere, qui à tel tart i estes deserité; et se il te voloient aidier, tu feras quanque ils deviseront. Lors espoir en prendrai et il dit que il fera mult volontiers, et que oist conseils est bons.

„in der Stadt, und fand der „Pilgramme nicht wenig, die „zum Heer (der Kreuzfahrer) „zogen; und die Männer die „ihm geholfen hatten aus dem „Gefängniß waren da und „sagten zu ihm: Sire, sehet „da ein Kriegsheer zu Venedig, „nicht weit von uns, aus den „besten Rittern in der Welt, „die über Meer ziehen. Dem= „nach rufet sie um Hülfe an, „daß sie Mitleiden haben mit „dir und deinem Vater, die „ihr mit solcher Unbild enterbt „worden seyd; und wenn sie „dir helfen wollten, so solltest „du thun alles was sie dir „sagen würden. Da faßte er „wieder Muth, und sagte, er „wollte es recht gern thun, „und der Rath sey gut.“

Das CCXXXII. Kapitel.

Plünderung von Konstantinopel.

Et les autres gens qui furent espandus parmi la ville gaaignirent assez et fu si granz la gaaiez fait, que nus ne vos en sauroit dire la fin,

„Und die übrigen, die in „der Stadt zerstreut waren, „erbeuteten fast viel, und war „die Beute die da gemacht „ward so groß, daß niemand

d'or et d'argent et de vassellement et de pierres precieuses et de samiz et de dras de soie et de robes vaires et grises et hermines et tos les chiers avoirs qui onques furent trové en terre. Et bien tesmoigne Ioffroi de Villehardoin li Marschaus de Champaigne, a son escient por la verité, que puis que li siecles fu estarez ne fu si tant gaaigné en un ville.

„ausſprechen konnte die Menge „Goldes und Silbers und „Silbergeſchirrs und Edel„geſteins, und Sammet und „ſeidne Kleider, und Röcke „von feinem Grauwerk und „Hermelin, und alle die köſt„lichen Sachen, die je auf „Erden gefunden worden. Und „dieß bezeuget hiemit Gott„friede von Villeharduin, der „Marſchalk von Champagne, „wiſſentliche wie es denn die „Wahrheit iſt, daß ſeitdem „die Welt erſchaffen worden, „keine ſo große Beute gemacht „worden iſt in keiner Stadt.“

Die Beſchreibung der viehiſchen Unthaten, die dieſe mit dem heil. Kreuz gezeichneten frommen (ſich ſo nennenden) Chriſten bei dieſer Plünderung und Verwüſtung der Hauptſtadt der Morgenländiſchen Chriſtenheit verübten, macht einem die Haare zu Berge ſtehen, wiewohl man ſich nichts Kaltblütiger's denken kann, als die Gelaſſenheit, womit Villehardouin davon ſpricht. Dafür aber hatten die wackern Leute auch vorher gar andächtig gebeichtet und communicirt, und glaubten durch dieſe nämliche Eroberung der Stadt Konſtantinopel, die in ihren Augen bloß eine rechtmäßige Beſtrafung des mörderiſchen und unrechtmäßigen Beſitzers Murzuflus war, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, und den herrlichen troſtvollen Ablaß zu gewinnen, den ihnen

Papst Bonifaz III zu diesem Ende reichlich übermacht hatte. Aber das Allertollste, und was die unbegreifliche Barbarei dieser Zeiten am stärksten bezeichnet, ist dieß: daß diese Plünderung von Konstantinopel nicht etwa eine unvorgesehene Folge der unaufhaltbaren Wuth des Kriegsvolks, sondern eine unter den Heerführern selbst wohl überlegte und abgeredete Sache war, und daß sie vorher einen förmlichen Theilungstractat unter einander geschlossen, vermöge dessen einer von ihnen das Kaiserthum und zwei Drittheile von Konstantinopel, die Venezianer *) das übrige Drittel der Stadt und ungefähr das beste Drittel des Reichs haben, das übrige unter gewissen Bedingungen zwischen den andern Interessenten und dem neuen Kaiser, die in der Stadt selbst gemachte Beute aber unter allen zu gleichen Theilen getheilt werden sollte. Auch hielten sie als ächte Biedermänner so scharf über diesem Vertrag, daß der Graf von St. Pol einen von seinen Rittern, der etwas von der Beute zurückbehalten, ohne weiters aufhängen ließ. Denn damals hatte der Adel das Vorrecht, nicht gehangen werden zu dürfen, noch nicht erlangt; und der ganze Vorzug, dessen sich ein Ritter in solchem Falle von einem Villain zu erfreuen hatte, war, daß er zum Zeichen seines ehrenvollen Standes mit dem Schild am Hals aufgeknüpft wurde.

---

*) Die einzigen, die im ganzen Handel nicht dupe waren, oder vielmehr die ehrlichen Franken dabei an der Nase zogen.

2.

Ludwig Vives.

1777.

Auch dieser für sein Zeitalter große und wichtige Mann ist nun vergessen! wie es denn nach dem natürlichen Laufe der menschlichen Dinge nicht anders seyn kann, und denen die jetzt groß und wichtig sind, oder zu seyn sich dünken lassen, in etlichen Generationen, längstens, nicht anders ergehen wird. Denn die Zeugungen der Menschenkinder sind wie die Blätter auf den Bäumen, sagt Vater Homer, die eine fällt ab, und die andere kommt — und die nicht mehr da sind, werden vergessen, und bald nicht mehr vermißt, denn ihr Platz ist (besser oder schlechter) ausgefüllt, und die Folgen dessen, was sie gethan haben, werden nicht mehr gesehen, weil die ehemals wirkende Ursache nicht mehr gesehen wird. —

Vives war einer von dem einst berühmten literarischen Triumvirat seiner Zeit; Budeus und Erasmus (hieß es) wären seine Mitregenten. Er selbst (so wie die beiden andern) war wohl zu klug, sich solcher Würde anzumaßen, wenigstens zu klug, sich's anmerken zu lassen. — Aber solche Männer haben immer (wie dort Julius Cäsar) ihre Schmeichler und Caudatarien (Schwänzlinge), serva pecora, die ihnen vor den Augen des gaffenden Volks das Diadem anbieten, und rufen: lang lebe der König! —

Ich könnte, wenn ich den Baillet abschreiben wollte, eine feine olla potrida von Urtheilen über die Verdienste des Vives und seiner Schriften zusammenschütten, Urtheile, wo zum Theil der eine schwarz nennt, was dem andern sehr weiß

vorkömmt, und wo doch immer beide ein wenig recht haben, so ausgemacht es auch ist, daß ein Ding nicht schwarz seyn kann, wo und wenn es weiß ist. Aber wozu der Unrath? Darin stimmen alle, deren Urtheil einiges Gewicht hat, überein, ihm gebühre einer der obersten Plätze unter den tapfern Männern, die zur Verjagung der mönchischen Barbarei, Wiederherstellung des bessern Geschmacks in der Art zu studiren und zu schreiben, und Verbreitung des Lichts einer gesundern Philosophie, besonders über den ganzen Umfang der Schulwissenschaften und des Erziehungswerks, die so lange mit Finsterniß umhüllet gelegen, am meisten beigetragen haben. Sein Werk de Causis corruptarum Artium, der Tractat de Initiis, Sectis et Laudibus Philosophiae, die Introductio ad Sapientiam, hauptsächlich aber das Buch de tradendis disciplinis (welches Morhof mit Recht ein goldnes Büchlein nennt) verdienen noch immer das Lob, so ihnen der vortreffliche Conrad Geßner (in seiner Bibliothek unter der Rubrik Johann Ludwig Vives) ertheilt, „daß Gelehrte selbst daraus weiser werden könnten.“ Man kann sich also leicht vorstellen, was sie in einer Zeit wirken mußten, wo die Sprache des gesunden Verstandes so neu, und das Licht (dessen wir itzt so gewohnt sind, daß wir — nichts mehr dabei sehen) wiederkehrender Tag zu denen, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, und gleichsam himmlische Erscheinung und Glorie war. Die Schriften des Vives (und das nämliche gilt auch von denen der übrigen Reformatoren der Philosophie und Literatur im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) sind nicht bloßer Nachhall der Griechen und Römer, die man damals wieder zu studiren anfing. Es sind nicht zusammengestoppelte Gedanken der Alten, und Cruditäten einer gefräßigen Polyhistorie; sondern Producte eines durch die Alten genährten, geübten und ge-

stärkten, eines durch ihren vertrauten Umgang erweckten, weiser gewordenen, aber selbst arbeitenden, und sich selbst ausbildenden Geistes; eines Geistes, der sich über die dumpfe Region der Vorurtheile erhoben hat, eine freie Luft athmet, um sich herschaut, sich aller seiner Kräfte bewußt ist, und mit Macht in seine eigne Zeit einwirkt. Und wenn sie auch nichts enthielten, was Studirende heutiges Tages nicht aus unsern Zeitgenossen eben so gut, oder zum Theil besser lernen könnten, so wären sie dennoch aus eben dem Grunde zu empfehlen, warum es nothwendig höchst nützlich seyn müßte, mit Männern von solcher Geistesstärke, Weisheit, Wahrheitliebe, Freiheit und Richtigkeit des Geschmacks umzugehen — oder noch eigentlicher, warum man von einem geschickten Manne, in welchem Fach es sey, der das, was er ist, durch sich selbst wurde, und sich durch unendliche Schwierigkeiten durcharbeiten mußte, allemal mehr lernen kann, als von einem, der in der dritten oder vierten Generation auf ihn folgt, und auf dem schon gebahnten Wege mit weniger Mühe und Kraft weiter als jener gekommen ist. Ich kann mich daher nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit den Wunsch zu äußern, daß einige Gelehrte und Buchhändler zusammenstehen, und uns eine Auswahl der besten Schriften (wozu auch die Briefe gehören) der besten Köpfe aus der zweiten Hälfte des funfzehnten und ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in einer Folge von Bänden, in einer bequemen und netten Ausgabe, allenfalls auf Subscription, zu liefern sich entschließen möchten — da die Werke dieser Männer sich meistens so vergriffen haben, und großentheils auch so unbequem für uns homunciones des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt sind, daß es beinahe von keinem Nutzen seyn kann, sie den Studirenden zu empfehlen, da die wenigsten

Gelegenheit finden derselben habhaft zu werden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß nicht alle gutdenkenden Gelehrten in und außer Deutschland ein solches Unternehmen auf alle mögliche Weise zu fördern und aufzumuntern willig seyn sollten.

Jetzt noch ein paar Worte von der Lebensgeschichte unsers Vives. Er wurde zu Valencia in Spanien geboren; setzte seine daselbst angefangenen Studien zu Paris fort, ging sodann nach Löwen, lehrte da mit großem Beifall (in einem Alter von 25—26 Jahren) Philosophie und Humaniora, erwarb sich die Freundschaft des Erasmus (der in einem Briefe an den Leibarzt und Instructor des Erzherzogs Ferdinand, Bruders von Karl V, den 13 Hornung 1519 geschrieben, außerordentlich günstig von ihm spricht), wurde da Lehrer und Hofmeister (wie man's jetzt nennt) von dem jungen Wilhelm de Croi, nachmaligem Erzbischof von Toledo, und schrieb unter anderm seinen Commentar über des heil. Augustins Stadt Gottes, *) ein Buch, das ihm mit der theologischen Facultät zu Löwen Händel machte, ihn hingegen bei Heinrich VIII in England, dem er's zugeeignet hatte, so gut empfahl, daß er nach England berufen und zum Lehrer der Prinzessin Maria bestellt wurde. Da er aber, einige Jahre hernach, durch seine öffentliche Mißbilligung der berüchtigten Ehescheidung dieses Königs von seiner ersten Gemahlin, Katharina von Aragon, sich die Ungnade seiner königlichen Excellenz (wie man damals

---

*) Er wird unter seine besten Arbeiten gerechnet, und hat schon darum das günstige Vorurtheil für sich, weil die Theologi von Löwen die darin herrschende Geistesfreiheit höchlich mißbilligt haben, und weil es sich in dem Indice derer von der heil. Synode zu T. — verbotnen Bücher befindet — wo fast alle guten Bücher dieser Zeit verboten sind.

noch sagte) zugezogen: verließ er England, zog nach Brugg, brachte da sein übriges Leben ohne Amt mit Studiren und Verfertigung verschiedener Bücher zu, und starb im J. 1537, oder nach Andern im J. 1541 im 48sten seines Alters. Seine Schriften hat der berühmte Buchhändler Froben in Basel in Folio zusammengedruckt; doch ist das Werk über Augustins Civitatem Dei nicht dabei. — Eine Anekdote, dieses letztere betreffend, verdient hier noch Platz. Vives selbst erzählt sie in einem Briefe an den Erasmus. Als Froben mit diesem Buche auf die Messe nach Frankfurt kam, machte es so gar keine Sensation, daß er nicht ein einziges Exemplar davon absetzen konnte. Verleger und Autor fanden sich beide gewaltig weit von ihrer Rechnung. Vides, schreibt ihm Erasmus zurück, etiam in Musarum rebus regnare fortunam. In unsern Tagen wäre manch ähnliches Beispiel aufzuweisen. Ein Buch kann auch relativ zu gut seyn, um seinem Verfasser viel Leser zu verschaffen, und es ist sehr möglich, daß ein Verleger mit den Werken eines sehr großen Geistes Bankrutt mache. Aber man muß doch gestehen, daß es ärgerlich ist!

3.

Voltaire.

Ein Wort über ihn, besonders als Historiker.

1773.

Wenige Schriftsteller haben sich jemals so viel Freiheiten mit der historischen Wahrheit herausgenommen, als der Herr von Voltaire. Dieß ist schon lange eine weltkündige Sache.

Ich besorge, ein großer Dichter ist immer ein gefährlicher Geschichtschreiber. Wenn er auch ehrlich genug ist, die Wahrheit sagen zu wollen (welches vielleicht nicht allezeit der Fall Voltaire's ist), so müßte er zu gleicher Zeit eine ganz außerordentliche Gewalt über sich selbst haben, wenn er immer Meister von seiner Einbildungskraft, oder von der Wärme seines Herzens bleiben, und von der Gewohnheit, die Gegenstände zu verschönern oder zu verhäßlichen, sie nach Belieben zusammenzusetzen, und Schatten und Licht so zu vertheilen, wie sie den besten Effect machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich zur andern Natur wird — nie verführt werden sollte, die Sachen, auch wider seine ausdrückliche Absicht, anders vorzustellen, als sie wirklich in der Natur sind, oder zu seyn scheinen.

Ob diese Betrachtung hinlänglich sey, den Dichter, der so viel historische Gemälde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, wiewohl man in allen die Treue des Geschichtschreibers vermißt, gegen die Vorwürfe derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu schützen, überlassen wir dem Urtheil anderer. Aber dieß wenigstens, dünkt uns, sollte man von einem Dichter, der den Geschichtschreiber macht, als eine höchst billige Einschränkung des Horazischen Quid libet audendi fordern, und von dem Manne, der sich so oft als einen geschwornen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fordern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geschehen vortrage, welche augenscheinlich wider den ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man, außer den Feenmährchen und Tausend und Einer Nacht, noch niemals ein Beispiel gesehen hat.

Daß der Philosoph von Ferney, oder (wie er sich selbst zu nennen liebt) der Alte vom Berge Krapak, von dieser Schwachheit — (dieß ist doch wohl der gelindeste Name, den man der Sache geben kann?) nicht immer frei geblieben sey, davon findet sich im zweiten Theil seines Siècle de Louis XIV, oder, im 197sten Kapitel seiner Histoire génerale (Tom. VI. pag. 157 édit. 1756) ein Beispiel von der sonderbarsten Art. Die Sache, die es betrifft, ist an sich selbst von geringer Erheblichkeit. Aber die sorglose Dreistigkeit, womit er uns das unglaublichste aller Mährchen, ein Mährchen, das der Mutter Gans würdig ist, glauben machen will, ist an einem Schriftsteller wie Voltaire sehr erheblich, und verdient immer, daß wir uns einige Minuten dabei aufhalten.

Es ist so ziemlich die Gewohnheit des Hrn. v. V. sich auf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen sind, und die man (wenigstens seitdem Swedenborg zu seinen Freunden, den Geistern, gegangen ist, ohne einen Erben seiner Wundergaben zu hinterlassen) in der andern Welt nicht wohl befragen lassen kann, ob sie das auch wirklich gesagt haben, was sie Herr v. V. sagen läßt. Auch für das Mährchen, wovon dießmal die Rede ist, stellt er einen Mann von Namen und Ansehen aus der andern Welt, den Herrn von Caumartin, ehmaligen Intendanten der königl. Finanzen, zum Gewährsmann auf. Herr von Caumartin hat die Sache mit seinen Augen gesehen, und Herr von Voltaire hat sie aus dessen Munde mit seinen Ohren gehört. Was kann man mehr verlangen? Ein Augenzeuge wie Monsieur de Caumartin, Indentant des Finances! Ein Ohrenzeuge wie Herr von Voltaire! — Karneades und Pyrrho selbst müßten bei solchen Zeugen zweifeln, ob da noch etwas zu zweifeln sey! Aber das Factum, das Factum! Dieß ist wohl die Hauptsache — Also „besag-

ter Herr von Caumartin, da er noch ein junger Mensch war, sah einst in dem Hôtel de Mazarin, in einem Cabinet einen breiten und tiefen Schrank mit Schubfächern, der eine ganze Seite des Cabinets vom Boden bis zur Decke einnahm. Der Schrank war ein Stück aus der Erbschaft des damals schon vor einigen Jahren verstorbnen Cardinals Mazarin, dessen Universal-Erbe, bekanntermaßen, der Duc de la Muilleraye, nachmaliger Duc de Mazarin, Gemahl der berühmten Nichte des Cardinals, Hortensia Mancini, war. In einer Erbschaft, wie des Cardinals Mazarin, ist ein Schrank mehr oder weniger freilich keine Sache. Auch hatte man sich aus diesem, wovon der Schlüssel schon lange verloren gegangen war, bisher so wenig gemacht, daß keine Seele auf den Einfall gekommen war, wissen zu wollen, was wohl darin seyn möchte. Herr von Caumartin fand diesen Mangel an Wissensbegierde unverantwortlich, und überredete endlich die Herzogin durch die Vorstellung: es könnten doch wohl allerlei artige Sachen darin seyn, daß sie den Schrank aufschlagen ließ. Der wundervolle Schrank wurde also geöffnet, und siehe! „alle Schubfächer desselben waren mit Quadrupeln, goldnen Schaustücken und Medaillen von unten bis oben angefüllt.“ — Wunderbar genug! aber dieß ist noch das wenigste. Was hatte Madame Mazarin — welche damals schon sehr übel mit ihrem wunderlichen Gemahl stund, über dessen unbegreifliche Verschwendungen die bittersten Klagen führte, und bald darauf von ihm entwich — was hatte sie, nach Entdeckung eines Schatzes, der ihr in ihren damaligen Umständen so wohl zu Statten kam, zu thun? „Sie warf alle diese ungeheure Menge Goldes handvollweise zum Fenster hinaus, und (was nicht der schwächste poetische Zug in dieser Erzählung ist) sie hatte acht Tage lang zu thun, bis sie mit dieser großmüthigen, und, wie

man denken kann, der Canaille zu Paris sehr angenehmen Arbeit fertig war.“ —

Obwohl Herr von Caumartin jemals — (bei nüchternem Muthe wenigstens) dem Philosophen von Ferney so was erzählt haben mag? Ein königlicher Finanz-Aufseher in Paris ist freilich ein Mann, dem viel Geld durch den Kopf geht. Eine Million mag ohne Zweifel in den Augen des Hrn. v. Caumartin — so wie in den Augen des Hrn. v. Voltaire, welchen die größten Dichter aller Zeiten und Völker, mit Vater Homer an ihrer Spitze, zusammengenommen, nicht aufwiegen würden — keine so große Summe seyn, als sie es vermuthlich in den Augen des armen Tasso war, der seine Katze in einem schönen Sonett ersuchte, ihm Licht aus den ihrigen zu leihen, damit er seine Verse dabei schreiben könnte. Allein demungeachtet wollte ich doch wetten, daß Herr von Caumartin die Sache nicht halb so arg gemacht hat, als unser Dichter. In den Arabischen und Persianischen Mährchen gehen freilich Dinge vor, die, wenn sie nur ein wenig glaublicher wären, eine solche Erzählung glaublich machen könnten. Da sehen wir zum Exempel einen gewissen Abulkasem — der, in seiner Jugend als ein armer Junge, den Gästen in einer Fiquaa-Bude Blumen und Citronen anbietet — um seiner schönen Augen willen von einem alten reichen Kaufmann aus Basra zum Erben eingesetzt. Der alte Kaufmann stirbt und entdeckt seinem jungen Erben, daß er Herr von einem unermeßlichen Schatze ist. Abulkasem sieht sich nicht sobald im Besitze dieses Schatzes, so fängt er an mit einer Pracht und Freigebigkeit zu leben, worin es ihm kein Monarch in Asien gleich thun kann. Er verschenkt täglich ungeheure Summen, ohne daß man an seiner Art zu leben den Abgang derselben im mindesten gewahr wird. Endlich

dringt der Ruf davon bis zu den Ohren des Chalifen zu Bagdad. Der unglaubige Harun Alraschid will mit seinen eignen Augen sehen; er reiset nach Basra, macht unter der Gestalt eines Kaufmanns Bekanntschaft mit dem großmüthigen Abulkasem, und erhält noch an dem nämlichen Tage Proben von dem Reichthum und der Freigebigkeit dieses Mannes, die ihn fühlen machen, daß er nur ein kleiner Potentat gegen Abulkasem sey. Er läßt nicht ab, bis er seinen Wirth dahin bringt, ihm seinen Schatz sehen zu lassen. Sie gehen tief in der Nacht, da alles schläft, in den Garten; Abulkasem hebt unter einem gewissen Baume eine versteckte Fallthür auf. Sie steigen eine marmorne Treppe hinunter, und — daß ich's kurz mache — sie kommen endlich in einen Saal, der von etlichen Karfunkelsteinen so stark erleuchtet wird, daß es von Schah-Bahams zweitausend diamantnen Kronleuchtern selbst kaum heller werden könnte. Alles, was indessen bei so vielem Licht in diesem Saale zu sehen ist, ist in dessen Mitte ein Becken von weißem Marmor, funfzig Schuh weit und dreißig Schuh tief. Aber dieses Becken ist voller Goldstücke, und ringsherum stehen auf zwölf Säulen von gediegnem Golde zwölf Statuen von Edelgesteinen, unvergleichlich gearbeitet, u. s. w. — wie mit mehrerm zu lesen ist, im zehnten Tage der sehr wahrscheinlichen und schlafbefördernden Erzählungen, welche sich die Prinzessin Farruknaz von Kashmire, von ihrer getreuen Amme Sutlumeme, alle Morgen im Bade vorerzählen läßt. Vermuthlich hat Herr von Voltaire die Amme Sutlumeme und das funfzig Schuh weite und dreißig Schuh tiefe Marmorbecken voll Goldstücken im Sinne gehabt, da er von einem sehr tiefen Schranke, der die ganze Seite eines Cabinets in einem Hause wie der Mazarinische Palast einnahm, und bis an die Decke reichte, mit Quadrupeln und goldnen Medaillen

angefüllt, als von einer Sache spricht, die nicht die geringste Schwierigkeit hat. Es ist wahr, dieser Schrank konnte, nach einer sehr mäßigen Berechnung, nur ein paar Millionen Quadrupel enthalten, und dieß ist allerdings gegen das, was in Abulkasems Marmorbecken war, ja nur gegen eine einzige Statue von Diamanten, eine Kleinigkeit. Aber gesetzt, daß auch nur Eine Million Quadrupel in dem Schranke gewesen wäre, so würde dieses doch immer in unsern Zeiten und nach dem ordentlichen Laufe der Natur eine ganz hübsche Summe gewesen seyn. Der Herr von Voltaire, der den Königen David und Salomon so genau nachrechnet, und die Verlassenschaft des ersten an Gold und Silber so unbegreiflich findet, scheint dießmal vergessen zu haben, daß der zehnte Theil der Quadrupel die dazu gehören, einen Schrank, der nur zehn Schuh hoch, acht breit und sechzehn Zoll tief ist, anzufüllen, keine Sache ist, die einer besitzen kann, ohne es zu wissen. Der Cardinal Mazarin mag noch so große Einkünfte gehabt, noch so viel Gold aufgehäuft haben; aber daß er dessen so viel gehabt, um sich eines so großen Schrankes voll Quadrupeln gar nicht mehr zu erinnern, wie uns Herr von V. bereden will, credat Judaeus Apella!

Doch zugestanden, es habe mit dem Schrank und den Quadrupeln seine Richtigkeit: welches Kind wird sich von irgend einer Sutlumeme in der Welt einschwatzen lassen, daß Madame Mazarin, welche damals, da diese Entdeckung gemacht worden seyn soll, in höchst mißlichen Umständen war, und zu ihrer vorhabenden Flucht von einem geizigen, verschwenderischen, bigotten, tyrannischen, mit Einem Wort unerträglichen Gemahl (wie sie ihn durch ihre Freunde geschildert hat) nie zu viel Geld haben konnte, daß sie, so groß auch immer ihr Leichtsinn und Muthwille sonst war, albern genug

hätte seyn können, einen unverhofft entdeckten Schatz von solcher Wichtigkeit zum Fenster hinauszuwerfen?

Wer die von dem Abbé de St. Réal verfaßten Mémoires dieser außerordentlichen Frau, und die an sie gerichteten Briefe und andre Aufsätze des St. Evremond gelesen hat, weiß, daß Madame Mazarin, durch ihre Entweichung von ihrem Gemahl, in solche Umstände kam, daß sie, ohne die Freigebigkeit des Herzogs von Savoyen, so lange sie zu Chambery lebte, und ohne eine Pension von Karl II während ihres Aufenthalts in England, nicht einmal zu leben gehabt hätte. Das Abenteuer mit dem Schranke soll einige Jahre nach des Cardinals Tode begegnet seyn. Nun hielt Madame Mazarin nicht länger als fünf Jahre bei ihrem Gemahl aus: folglich müßte jene Entdeckung kurz vor ihrer Flucht, und also gerade zu einer Zeit gemacht worden seyn, wo sie ihre Quadrupel besser gebrauchen konnte, als sie zum Fenster hinauszuwerfen.

Als ein noch sehr junges Fräulein, in dem muthwilligen, sorglosen Uebermuth der ersten Jugend und gränzenloser Erwartungen, konnte sie wohl einmal (sie erzählt es von sich selbst *) in einem Anstoß von Fröhlichkeit sich mit ihren Schwestern eine Lust daraus machen, von den 10,000 Louisd'or, die sie von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten hatte, etliche hundert unter die im Hofe stehenden Bedienten aus dem Fenster zu werfen: aber acht Tage lang wirft niemand, als ein Wahnwitziger, seine Quadrupel bei Händevoll auf die Gasse.

Es wäre nur ein schwacher Behelf, wenn man sagen wollte, sie habe es gethan, weil sie ihrem verhaßten Gemahl das Vergnügen nicht hätte gönnen wollen, sich unverhofft

*) S. Mémoires de Mad. de Mazarin p. 15.

eines so großen Schatzes zu bemächtigen. Der Herr von Mazarin wußte nichts von der Entdeckung, und da man sie die ganze Woche durch, während welcher Madame Mazarin dem Pöbel zu Paris Restitution machte, vor ihm verbergen konnte; warum hätte man sie nicht eben so leicht — und in der That fünf= oder sechshunderttausendmal leichter vor ihm verbergen können, falls man den Schatz heimlich auf die Seite geschafft hätte? Es ist unbegreiflich, wie eine Sache, von welcher ganz Paris voll seyn mußte, ihm allein hätte verborgen bleiben können. Hingegen war es sehr leicht, mit einem kleinen Theile des gefundenen Schatzes die Zungen der wenigen Hausgenossen zu binden, welche bei Eröffnung des Schrankes zugegen seyn mochten: und der junge Herr von Caumartin war ein viel zu artiger junger Herr, als daß er das Geheimniß einer so schönen Frau, wie Madame Mazarin, hätte verrathen sollen.

Doch gesetzt auch, alle diese Einwürfe wären von keinem Gewichte, so sind noch einige andre Schwierigkeiten übrig, an welche Herr von V. im Feuer der Arbeit nicht gedacht haben muß, weil eine einzige derselben, nach seinen sonst gewöhnlichen Grundsätzen, hinlänglich wäre, ihm eine Erzählung aus der Bibel oder der Kirchengeschichte verwerfen zu machen, wenn sie gleich mit Wundern bekräftiget und mit dem Blute ihrer Zeugen gesiegelt worden wäre. — Madame Mazarin wirft ungeheure Summen Goldes acht Tage lang auf die Gasse, und Herr von Caumartin ist der einzige Gewährsmann einer That, von der man, wenn sie wahr wäre, im ganzen Europa gesprochen haben würde? — Wie kann ein Mann, der sich so gut auf Wirthschaft und Kreislauf des Geldes versteht, wie Herr von V., eine solche Anekdote niederschreiben, ohne daß ihm beifällt, was für einen entsetzlichen Lärm

eine Summe von dreißig oder vierzig Millionen Livres in baaren, wichtigen Dublonen oder Quadrupeln, in einer Stadt wie Paris, gemacht haben müßte? Es kann nicht so stille zugehen, wenn eine solche Summe auf einmal, wie durch einen Wolkenbruch, in die Circulation, und was am meisten zu bedeuten hat, in die unterste Classe des gemeinen Volkes gebracht wird. Eine solche Begebenheit würde durch ihre Folgen eine Art von Revolution hervorbringen, und wenigstens den gewöhnlichen Lauf der Welt mächtig stören. — O la Baumelle, la Baumelle, wie würde dir mitgespielt worden seyn, wenn es dir begegnet wäre, so eine Anekdote fallen zu lassen, und den Herrn von Caumartin zum Gewährsmann davon zu machen!

Ich habe alle mögliche Hochachtung für den Verfasser der Merope und Semiramis, der Henriade und der Pucelle, des Zadig und Mikromegas, des Candide und des Siècle des Louis XIV. Ich empfinde die Zauberei seiner Schreibart so stark als irgend jemand, und lasse mich durch den Schimmer seiner Einfälle und die Blendwerke seines Vortrags so gerne hintergehen als ein andrer; vorausbedungen, daß es mir erlaubt seyn muß, zu merken, daß ich hintergangen werde. Aber ich kann gleichwohl nichts dazu, wenn ich — nach solchen Beispielen, wie weit ein Mann, der einmal im Besitz ist zu reden und zu schreiben was er will, die Sache treiben kann — überlaut lachen muß, eben diesen Mann, mit dem Ernst eines Weisen, der zum Unterricht des menschlichen Geschlechts schreibt, sagen höre:

„Die Lebensbeschreibungen der großen Männer im Plutarch sind eine Sammlung von mehr angenehmen als zuverlässigen Anekdoten. Woher sollte er getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurgus gehabt haben? In

den meisten Maximen, die er seinen Helden in den Mund legt, ist mehr moralischer Werth, als historische Wahrheit.

„Die geheime Geschichte Justinians von Prokop ist eine aus Rachsucht geflossene Satyre; und wiewohl auch die Rache Wahrheit sagen kann, so scheint doch diese Satyre, die mit der öffentlichen Geschichte des Prokop in Widerspruch steht, nicht immer die Wahrheit zu sagen.“

„In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch, also noch viel weniger dem Prokop, nachzuahmen. Wir nehmen nichts für historische Wahrheit an, als was bewährt ist. Wenn Zeitgenossen wie der Cardinal von Retz und der Duc de Rochefoucault, die einander haßten, in ihren Nachrichten die nämliche Begebenheit bezeugen, so ist diese Begebenheit wahr; widersprechen sie einander, dann muß man zweifeln. Was nicht wahrscheinlich ist, verdient nicht geglaubt zu werden, es wäre dann, daß verschiedene glaubwürdige Zeitgenossen es einhellig bekräftigten.“ — Ain tu? Aus deinem Munde richte ich dich, du — Biedermann!

Aber der ehrliche Plutarch — wie kommt denn der dazu, daß er, bei Gelegenheit der Anekdoten der Regierung Ludwigs XIV, so übel abgeführt wird? „In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch nachzuahmen.“ O, sehr erlaubt, Herr von V., sehr erlaubt! Die ganze Welt wird sich Ihnen dafür verbunden halten, wenn Sie unser Plutarch seyn wollen. Die Sache stößt sich nur an einer einzigen Kleinigkeit — die Ihnen, so unaussprechlich auch Ihre Selbstzufriedenheit ist, unmöglich verborgen geblieben seyn kann, wenn Sie den Plutarch jemals so fleißig und so gut gelesen haben, wie ihn Henri IV las.

„Allein, woher (sagen Sie) sollte Plutarch getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurgs genommen

haben?" Und daraus schließen Sie — einer Logik zufolge, die Ihnen eigen ist, und ewig eigen bleiben möge! — daß er auch keine getreuen Nachrichten von dem Privatleben des Perikles, des Alcibiades, des Epaminondas, des Phocion, der Catonen, des Cäsars, des Pompejus, des Brutus, des Antonius und so vieler andrer, deren Lebenszeit nicht so nahe an das fabelhafte Zeitalter der Griechischen und Römischen Geschichte gränzt, gehabt haben könne? Die Geschichte des Theseus ist mit Fabeln unterwebt, durch Fabeln verfälscht. Es ist die Geschichte eines Griechischen Rolands oder Cids. Plutarch gesteht es selbst offenherzig. Allein da er für Griechen schrieb, hielt er es der Mühe werth, so viel möglich, das Wahre aus dem Fabelhaften in der Geschichte eines so berühmten Nationalhelden herauszusuchen. Gesetzt aber auch, er hätte in der Lebensbeschreibung solcher Helden, wie ein Theseus, ein Lykurgus, ein Romulus, ein Numa, nicht immer zuversichtliche Urkunden gehabt: wie wenig muß demjenigen daran gelegen seyn, ob das, was er selbst sagt, wahr oder falsch ist, der um dieses kleinen und unerheblichsten Theiles des Plutarchischen Werkes willen das Ganze für eine Sammlung mehr angenehmer als glaubwürdiger Anekdoten ausgibt?

Was der Herr von V. dem Herrn Wieland wohl zu Leide gethan haben mag? — Nichts in der Welt. Ich bin seit fünfundzwanzig Jahren einer seiner Leser und Bewunderer. Ob ihm mein Daseyn bekannt ist, weiß ich nicht, und habe mich, meiner Gewohnheit nach, nie darum bekümmert. Was er dazu sagen würde, wenn dieser kleine Ausfall wider ihn zu seiner Wissenschaft käme, kann ich mir sehr gut vorstellen. Aber auch dieß beunruhigt mich nicht. Warum sollte ich nicht so viel Recht haben, von einem Schriftsteller, der

nur von sehr Wenigen Gutes und von jedem großen Mann vor ihm und neben ihm Böses gesprochen hat, meine Meinung eben so freimüthig zu sagen, als er selbst die seinige über jedermann und über alles sagt?

Seine Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben, als ihn selbst; und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke gibt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, alles zu sagen was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernsthaften Tone nicht, so macht er einen Spaß, und die Lacher sind auf seiner Seite. Es ist allerdings unläugbar, daß er viel, sehr viel zu der bessern Denkart beigetragen hat, die man in der großen Welt täglich mehr Platz gewinnen sieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menschheit verfochten und den Königen freimüthige Wahrheiten gesagt. Aber, gestehen wir, daß er uns diese Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemälden, die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der verwegene Gebrauch, den er schon so lange und mit einer so hartnäckigen Beharrlichkeit von dieser Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall und Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu widerlegen, die er nie verstanden hat, und

zwanzig andere Untugenden dieser Art, machen ihn zu einem verführerischen Schriftsteller für den großen Haufen, von welchem die meisten nur zum Zeitvertreibe lesen; die wenigsten hingegen Muße, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, zu prüfen, was sie lesen.

W.

1.

Weibliche Bildung.

1786.

a.

Daß die männliche Hälfte des Menschengeschlechtes sich keines ausschließenden Rechts an die Vortheile, die aus der Cultur der Wissenschaften entspringen, anzumaßen habe; und daß die andere Hälfte, die aus unsern Müttern, Gattinnen, Schwestern und Töchtern besteht, und zu unsrer Erhaltung und Glückseligkeit so unentbehrlich ist als wir zu der ihrigen, ebensowohl gegründete Titel zur Aufklärung, Bildung und Verschönerung ihres Geistes und Herzens mit auf die Welt bringe als wir: eine so stark in die Augen leuchtende Wahrheit kann in unsern Tagen wohl keine Frage mehr seyn: und am allerwenigsten soll sie es unter einer Nation seyn, die sich schon in ihren ältesten Zeiten durch ihre Hochachtung des weiblichen Geschlechtes, und durch thätliche Anerkennung seiner Rechte an Freiheit und Theilnehmung an den edelsten

Angelegenheiten und Vergnügungen des unsrigen, vor den meisten Völkern der Erde ausgezeichnet hat. Diesen edlen Charakterzug hatten die alten Germanen mit den Griechen und Römern gemein. Während das Weib in der ganzen übrigen Welt, entweder durch eine unnatürliche Unterdrückung zur Sklavin des Mannes herabgewürdigt, mit den mühseligsten Arbeiten belastet und zu der schnödesten Behandlung verdammt war, oder als bloßes Werkzeug der Ueppigkeit in vergoldete Kerker eingesperrt, von gestümmelten Halbmenschen schimpflicher Weise gehütet wurde: lebte sie in dem von unserm Stamme bevölkerten Europa von jeher mit dem Mann auf gleichem Fuße, und war, was sie nach den Absichten der Natur seyn soll, seine Gehülfin, Freundin und Rathgeberin.

Freilich hatte die Gattin eines alten Germaniers, um ihrem Manne alles dieß zu seyn, keines durch Wissenschaften entwickelten Verstandes vonnöthen. Die Natur, welche uns mit Fähigkeiten und Anlagen, die in gewissem Sinne keine Gränzen haben, ausstattet, hat auch für Mittel gesorgt, wodurch diese Anlagen, unter allen Umständen, in welche sie uns setzt, auf jeder Stufe des Lebens und der Cultur, worauf wir uns befinden, hinlänglich und zweckmäßig entwickelt werden: und ein mehreres würde uns oft nur unnütz und lästig seyn. Was sollte ein ungebildeter roher Krieger oder Landmann mit einer so fein ausgebildeten und vollkommenen Frau angefangen haben, wie z. B. Plinius die liebenswürdige Fannia *) schildert? — Oder, wenn eine Fannia, eben dadurch, weil sie in einem so hohen Grade vollkommen war, auch selbst für einen solchen Mann immer ein gutes Weib

---

*) Des Pätus Thrasea und der Arria Tochter, des Helvidius Priscus Gemahlin. S. über sie des Plinius Briefe B. 7. Br. 19.

abgegeben hätte: wie viele von ihren Vorzügen, wie viele Grazien ihres Geistes, wie viele angenehme und in andern Umständen sogar nützliche Gaben und Geschicklichkeiten würden gleichwohl für den braven Mann verloren gegangen seyn? Aber eben deßwegen muß die Cultur bei beiden Geschlechtern einen verhältnißmäßig gleichen Schritt halten: und wenn die Wissenschaften und die Künste der Musen ihre glücklichen Einflüsse über die höhern Classen einer Nation zu verbreiten angefangen: so wäre es nicht nur ungerecht, sondern ungereimt und unserm eigenen Vortheile zuwider, das weibliche Geschlecht von Theilnehmung an denselben deßwegen ausschließen zu wollen, weil unsere Urmütter ohne Wissenschaften und Literatur Muster von Klugheit, Treue, Muth und Keuschheit waren, so wie es noch in unsern Zeiten hier und da Frauen gibt, die, ohne die Vortheile einer feinen Erziehung genossen zu haben, vortreffliche Gattinnen und Mütter, und wahre Vorbilder jeder menschlichen und häuslichen Tugend sind.

Die immer seltener werdenden Beispiele dieser letztern beweisen indessen gegen die Vortheile, welche der weiblichen Hälfte einer cultivirten Nation durch Theilnehmung an der gemeinsamen Aufklärung zuwachsen, nicht mehr, als die Beispiele, daß man bloß durch ein glückliches Naturell ein Künstler, ein Feldherr, ein Dichter, kurz, alles wozu uns die Natur machen will, werden kann. Wenn es auch nicht wahr wäre, daß selbst diese Günstlinge der Natur durch wissenschaftliche Ausbildung es noch weiter gebracht haben würden: so wird doch immer wahr seyn, daß die meisten, ohne dieses Hülfsmittel, weit unter demjenigen bleiben, was sie ihrer Lage und Bestimmung nach seyn sollten, und bei gehöriger Cultur geworden wären. Kurz, wenn es für jede Nation

einen Zeitpunkt gibt, wo sie der Aufklärung und Verfeinerung durch Wissenschaften und Musenkünste nicht ohne großen Nachtheil entbehren kann: so gilt es auch von dem weiblichen Geschlechte; und die Ausnahmen beweisen eben so wenig gegen die Regel, als der Mißbrauch etwas gegen den rechten Gebrauch entscheiden kann.

Wenn also die Rede von dem Antheil ist, der dem schönen Geschlechte an der Nationalcultur, insoferne sie durch Kenntnisse und Wissenschaften befördert wird, gebühret: so fragt sich nicht, ob sie zu denselben berechtigt seyen (denn dieß kann unter einer gebildeten Nation keine Frage seyn), sondern bloß: worin er bestehe, und welche Gränzen die Damen ihrer Wißbegierde etwa zu setzen haben möchten?

Käme es bei dieser Frage bloß auf ihre Fähigkeiten an, so würde weder irgend eine Wissenschaft zu schwer, noch irgend eine Stufe derselben zu hoch für sie seyn: denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß wir uns in diesem Stücke keines natürlichen Vorzuges anzumaßen haben. Es ist längst aus Beispielen und Thatsachen offenbar, daß sie nicht nur alles, was die scharfsinnigsten Männer in den höhern Wissenschaften erfunden haben, zu verstehen und sich eigen zu machen fähig sind: sondern daß sie in Werken des Geistes, zumal wo es auf Imagination, Zartheit des Gefühls, Schönheit der Gesinnungen und Feinheit des Geschmackes ankommt, Stufen erstiegen haben, die uns kaum erreichbar sind. Wie ansehnlich würde das Register der Frauen seyn, welches wir (von den Griechinnen und Römerinnen nichts zu sagen) nur aus den neuern Zeiten, von der schönen Christine von Pisan bis auf diesen Tag, zum Beweise dieser Wahrheit aufführen könnten, wenn sie eines Beweises nöthig hätten. Wir sind hievon so überzeugt, daß wir es für unartig halten würden,

der edlen jungen Spanierin, Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda, die sich mit so großem Gepränge den philosophischen Doctorhut zu Alcala aufsetzen ließ, sogar die Behauptung, daß eine Dame einen akademischen Lehrstuhl mit Ruhm ausfüllen könnte, streitig machen zu wollen, zumal nachdem in Italien die berühmte Laura Bassi den Beweis bereits durch die That geführt hat.

Also nicht die Fähigkeiten, sondern bloß die angeborene Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, und der eigene Wirkungskreis, welchen die Natur ihren Gaben und Tugenden angewiesen, geben uns den wahren Gesichtspunkt an, aus welchem das Recht der Frauen an wissenschaftliche Bildung genauer zu bestimmen ist. Und wie glücklich ist es nicht für sie, daß sie, aus diesem Grunde, so vieler Plage des Geistes, so vieler nur zu oft unnützen Arbeiten, woran wir unsre innern und äußern Sinne ermüden und abstumpfen müssen, gänzlich überhoben sind! — daß sie bloß der Früchte genießen dürfen, deren mühsame Erzielung uns obliegt; daß sie auch unter diesen immer die schönsten und schmackhaftesten auswählen, und, gleich dem Blumenvogel, den die Griechen zum Bilde der Seele gemacht haben, ihren Geist nur mit den lieblichsten Blüthen und Düften des Musenhügels, nur mit dem reinen Nektar der Philosophie, nähren dürfen — kurz, daß sie aller Kenntnisse und Studien entbehren können, die nicht unmittelbar dazu dienen, sie weiser, liebenswürdiger und glücklicher zu machen.

Genauer läßt sich die Gränzlinie nicht wohl ziehen, welche (wenn ich so sagen kann) den weiblichen Antheil an den Wissenschaften von dem unsrigen scheiden: oder vielmehr, es gibt im Grunde gar keine solche Linie, über welche einer Frau nicht erlaubt wäre, sich hinaus zu wagen, wenn sie sich von

innen dazu berufen fühlt, und von außen durch keine dringenden Pflichten oder andre Hindernisse zurückgezogen wird. Fähigkeiten, besondre Anlage, Muße, Stand und Gelegenheit entscheiden hier über mehr oder weniger: und wenn eine Anna Maria von Schurmann sich berufen fühlte, auch die Rabbinen zu studiren, eine Anna Dacier den Homer und Aristophanes zu commentiren, eine Katharina Macaulay mit den Salusten, Machiavellen und Guicciardinen um den Lorber der Geschichtsmuse zu ringen, und das siebenzehnjährige Fräulein Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda öffentlich mit 158 knasterbärtigen Doctoren zu disputiren! wer kann etwas dagegen einzuwenden haben — so lange ihre Väter oder ihre Mütter zufrieden sind?

Denn nicht bloß das Unentbehrliche oder auch das Nützliche in Rücksicht auf den kleinen Cirkel, worin wir uns bewegen: auch das bloße Vergnügen zu wissen, was an sich wissenswerth ist, und der Kräfte unsers eigenen Geistes, des innern Schatzes, der in unsern eigenen Herzen verborgen liegt, mit Einem Worte aller der angenehmen Empfindungen zu genießen, womit eine Seele sich bereichert, die ihren Sinn für das Wahre, Große und Schöne in den Werken der Natur und Kunst gebildet und geschärft hat — auch dieß ist ein würdiger Zweck, ja er ist der edelste unter allen, und ist es eben darum, weil er sich nicht auf Nothdurft und Nutzen einschränkt, sondern den Geist angewöhnt, an dem, was wahr, schön und erhaben ist, ohne andere Rücksicht als weil es dieß ist, inniges Wohlgefallen zu finden, und sich daran als an einer seinem Geiste homogenen Geisterspeise zu weiden. In diesem Sinne kann man sagen, der edelste und reinste Zweck der Wissenschaft sey — die Wissenschaft selbst; so wie das Schöne edler ist als das Nützliche, weil dieses nur wegen

seiner Beziehung auf unsre körperlichen Bedürfnisse, Verhältnisse und zufälligen Umstände ein Gegenstand des Begehrens ist: jenes hingegen bloß wegen der reinen Befriedigung, die unsre Seele in seinem unmittelbaren Genuß und Anschauen findet, geliebt wird.

In beiden Fällen aber, meine liebenswürdigen Leserinnen, es sey nun, daß Sie sich bloß auf das Nothdürftige und Brauchbare, oder auch nur auf das angenehm Unterhaltende und Zeitkürzende in der Wahl ihrer Lecture einschränken: oder daß Sie (was freilich nur bei den wenigsten statt finden kann) die Vollkommenheit Ihres Geistes durch Wissenschaften und Kunst zur Hauptsache Ihres Lebens machen wollten: in beiden Fällen sind eine Menge mannichfaltiger elementarischer Kenntnisse vonnöthen, die Ihnen unentbehrlich sind, um, in Ihrem einsamen Cabinette, in dem belehrenden und ergötzenden Umgang mit den schönsten Geistern der Alten und Neuern sich desto besser zu gefallen, und außer denselben in der Gesellschaft, in welcher Sie leben, dem Vorwurf einer Unwissenheit zu entgehen, der in unsern Tagen für Personen von gewissen Classen etwas sehr Unangenehmes hat. Es sind nur wenige vorzügliche Werke des Geistes, oder es gibt vielleicht gar keines, selbst unter denen die nichts als Empfänglichkeit für Bilder und Empfindungen vorauszusetzen scheinen, welche man recht verstehen, recht genießen, geschweige denn recht beurtheilen könnte, ohne eine Menge kleiner Kenntnisse zu besitzen, die in alle Arten von Wissenschaften einschlagen. *)

---

*) Zu diesem Behuf empfiehlt nun Wieland die von K. L. Reinhold nach dem Französischen neu bearbeitete Allgemeine Damenbibliothek, Leipz. 1786 fgg., wozu das Obige als Vorrede geschrieben ist.

b.

Bei der Anzeige von Schillers historischem Kalender für Damen.

1 7 9 1.

Frivolität ist keine Ingredienz in dem eigentlichen Charakter der Deutschen: was sich davon unter uns befindet, ist von einer Nation zu uns herübergekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in allem was von Geschmacke, Meinung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Deutsche bemächtigt hatte, und von welcher mit gleich vielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das Wahre, Schöne und Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wohl unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nation, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den insolentesten Despotismus des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange dieser Zustand von politischer und moralischer Vernichtung dauerte — eine reizende, und insoferne sie sich mit Witz und Geschmack, Gefühl und Grazie in tausenderlei Gestalten und Verkleidungen zu schminken und herauszuputzen wußte, beinahe eine liebenswürdige Untugend gewesen seyn. Aber auf Deutschen Boden versetzt, verliert sie alles, wodurch sie einst in ihrer Heimath blendete und verführte; sie paßt weder zu unserm Klima, noch zu unsrer Lebensweise, weder

zu unsrer Verfassung, noch zu unsern Sitten; sie steht vielmehr mit allem diesem und mit unserm daraus sich bildenden Nationalcharakter in dem offenbarsten Widerspruche; und es wäre also doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzosen selbst aufgehört haben frivol zu seyn, noch auf eine vermeinte Artigkeit Anspruch machen wollten, die uns so übel ansteht; denn, unter uns gesagt, ein frivoles Deutsches Mädchen, eine frivole Deutsche Frau ist unstreitig das fadeste, platteste, widerlichste, und — wenn anders ein von den zwei Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieses einzigemal brauchbar ist — das ungenießbarste Ding unter der Sonne.

Die Anzahl solcher mißrathenen Copien eines Originals, das selbst keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beilegen, kann aber unter uns nicht beträchtlich seyn. Germaniens Töchter erkennen nicht erst von gestern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele sich mit den wesentlichsten Pflichten ihrer Bestimmung nicht nur sehr gut vereinbaren läßt, sondern sie zu desto vollkommnerer Erfüllung derselben geschickt machen kann — und, so der Himmel will, ist es auch unter den verständigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, so wie wir selbst an Cultur zunehmen, auch das Geschlecht, welches Natur und bürgerliche Verfassung in die zartesten und engsten Verhältnisse mit uns gesetzt, zu Gehülfinnen unsers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unsrer Kinder, zu unsern Freundinnen, Rathgeberinnen und Gesellschafterinnen bestimmt hat, kurz, das Geschlecht, dessen liebenswürdige Eigenschaften und Tugenden zum Glücke unsers Lebens und zum gemeinen Wohlstande der bürgerlichen Gesellschaft gleich wesentlich und unentbehrlich sind — verhältnißmäßig auch

gleichen Schritt mit uns halten, und (so weit als es der Umfang und die Gränzen ihrer allgemeinen und besondern Bestimmung zulassen) auch durch Aufklärung ihres Verstandes, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Veredlung ihrer Gesinnungen aus dem schmählichen Zustande von Unterdrückung und Sklaverei, worin sie unter den Barbaren und Halbbarbaren der übrigen Welttheile schmachten, herausgezogen, und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebührt, eingesetzt werden müsse.

Diejenigen, die als Augenzeugen wissen, wie es mit der Nationalcultur (besonders insofern sie durch das, was man Lecture nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns stand, werden gestehen, daß die Fortschritte, die wir in dieser Zeit gemacht haben, groß genug sind, daß unsre Urahnfrauen, wenn sie (wie Lucians Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erschienen, sich in eine andre Welt versetzt glauben würden. Wo ehemals kaum in den höchsten Classen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes, außer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauskalender, kannten, und sich in müßigen Stunden etwa mit Hercules und Herculiscus, der Römischen Octavia und Lohensteins Arminius — und in der Folge mit der Asiatischen Banise, Neukirchs Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten — da ist jetzt das Lesen auch unter der Mittelclasse, und bis nahe an diejenigen, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen Ein Frauenzimmer, welches vor funfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geschätztes Buch las, sind jetzt (um nicht zu viel zu sagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — die alles lesen, was ihnen vor die Hände kömmt und

einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geistes verspricht.

Daß es aber weder für den Kopf und das Herz unserer Weiber und Töchter, noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien, und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generation, nichts weniger als gleichgültig sey, mit was für Lecture unsre jungen Schönen unterhalten werden; ob durch das, was sie lesen, ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung, oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde? — daß dieß keine gleichgültige Sache sey, muß einem jeden in die Augen leuchten, der nur ein wenig über den Einfluß der Lecture, zumal auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculationen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lecture auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Gränzen haben! durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt; indem überall, sogar an den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publicum, besonders der Jugend beiderlei Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereien, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit geflissentlicher Rücksicht auf das, was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die auf keimenden Leidenschaften der Jugend am meisten reizen kann,

auf die bequemste und wohlfeilste Art in die Hände zu spielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geschlecht unter einer Nation an der Geistescultur, sofern sie durch Bücherlesen erhalten wird, beinahe unbeschränkten Antheil nimmt, ist es ein wirklicher Dienst, der dem gemeinen Wesen geleistet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche besonders für Leserinnen bestimmt sind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen sucht. Es ist nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiste überhaupt eine zugleich gesunde und angenehme Nahrung, oder wenigstens eine dem Verstand, dem Geschmack und dem Herzen unschädliche Gemüthsergötzung verschaffen; nicht genug, daß die Lecture das Ihrige beitrage, um sie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Gesellschaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seelen gibt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nationalverbindung, als Glieder des politischen Körpers, dem sie angehören, zu betrachten, und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfordert, auch die höhern Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen, in ihrem Maße mit uns zu theilen. Ich besorge von meinen Lesern keine unzeitige Persiflage über das was ich hier sage; oder ich würde mich wenigstens dadurch nicht irre machen lassen, da es darum zu thun ist, von einer ernsthaften Sache ernsthaft zu sprechen. Wenn gleich (Dank sey dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit seinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) das Heirathen immer schwerer und seltner wird: so bleibt es doch der Wunsch der Natur sowohl als der bürgerlichen Gesell-

schaft, daß jedes Mädchen Ehegattin und Mutter werde; und je bessere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter selbst erhalten haben, desto geschickter werden sie, zur Bildung ihrer Kinder das Ihrige beizutragen. Durch eine ganz natürliche Folge wächst also der Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Erziehung des männlichen nimmt, in eben dem Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kenntnissen und edlen Gesinnungen zunimmt; und eben darum wird es um so nöthiger, daß die Weiber vorzüglich, vor tausend andern Gegenständen der Wißbegierde, sich mit demjenigen beschäftigen, wodurch sie in dem Gefühl und Bewußtseyn ihres Verhältnisses gegen die politische Gesellschaft, welcher sie angehören, erhalten werden. Denn wie kann man erwarten, daß eine Mutter die Gesinnungen der Vaterlandsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlstande der Nation, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns durch die Verfassung derselben, durch die Verdienste unsrer Vorfahren und durch die Arbeiten unserer Zeitgenossen zu Statten kommen u. s. w. in ihrem Sohn entwickeln und unterhalten werde, wenn sie selbst von allen diesen keine oder nur verworrene und unzusammenhängende Begriffe hat? Ist es also nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beinahe alle schönen Augen sich mit Lesen abnutzen, zu einer Zeit, da Lecture ein fast allgemeines Bedürfniß unsrer Frauen geworden, und man hierin schon lange bis zum Luxus gegangen ist — doch noch so viele, selbst in den höhern Classen, zu finden sind, denen alles andere bekannter ist, als die Geschichte ihres eigenen Vaterlands, ihrer eigenen Nation? Und welch ein Uebermaß von Schande, daß sich gerade in diesen höhern Classen noch so manche in allen Theilen Deutschlands befinden, die — eben darum, weil sie in der Geschichte des Vater-

landes, von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nation, welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Deutsche zu seyn schämen, so viel möglich zu verbergen suchen, daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genie's und des Fleißes ihres Volks herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unsre besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinsamen Nationalgegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geschichte, Zusammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes des Deutschen Reichs, und mögliche Verbesserung des letztern auf vernunft- und ordnungsmäßigen Wegen, zu Gegenständen ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Man hat sich lange mit der Entschuldigung beholfen, es fehle uns an historischen Werken über unsre vaterländische Geschichte, die man mit Vergnügen lesen könne. Dieser Klage ist zum Theil schon seit geraumer Zeit durch Schmidts allgemein geschätzte Geschichte der Deutschen abgeholfen; theils haben wir die angenehme Aussicht vor uns, daß alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtsschreiber Deutschlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit der seltnen Geschicklichkeit in Composition und Darstellung, die er in andern Fächern, wo der Imagination mehr erlaubt ist, bewiesen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in

welcher sein erster Versuch (die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung) schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bei dieser Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geistes die zweckmäßigste Richtung zu geben, angestellt habe, mir den besondern Gesichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des historischen Kalenders für Damen beurtheile: so kann ich nicht anders, als unsern Deutschen Frauen und Jungfrauen Glück dazu zu wünschen, daß ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sich's zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten.

2.

Christoph Martin Wieland.

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

1775.

Erste Unterredung.

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreibtische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise an der Thür pochen oder kratzen, daß ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langsam Zoll für Zoll, dergestalt, daß sie ungefähr drei bis vier Se=

cunden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufging, und, weil diese langsame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaßte umzuschauen, und wahrzunehmen, daß alle diese Bewegungen von einem menschlichen Wesen herrührten, welches, dem Ansehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günstiger Aufnahme, herein zu kommen strebte.

Es verstrichen noch einige Secunden, bis es endlich dahin gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es, und, wie man sehen wird, ein besserer Mann, als man nach diesen Anscheinungen hätte vermuthen sollen — den Kopf vorwärts gestreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der sich durch eine enge Oeffnung hindurch winden muß, obschon die Thür weit genug für ihn war — sich so weit hereingearbeitet hatte, daß ich sehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, etwas hager, in einem altmodisch zugeschnittenen grauen Rocke mit schwarzen Knöpfen, einer schwarzen Tuchweste, wohl geschonten, aber doch an den Knien etwas abgestoßenen schwarzen Plüschhosen, wollenen Strümpfen von derselben Farbe, und (was aus seinem Anzug ein vollständiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spanisches Rohr mit einem schlechten Fayenceknopf, und unterm Arm einen großen Hut, der so abgegriffen und verschlissen war, daß sein Herr selbst beschämt schien, ihm noch längere Dienste zuzumuthen.

Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für

ihn einnahm; und überdieß schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung in meinen Augen so ehrwürdig ist, daß ich dem geringsten Mitgliede desselben (insofern es kein Bonze ist) mit eben so viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbischof zu York oder der Cardinalvicarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umstände und Entschuldigungen. — „Ich besorge — Sie sind beschäftigt, wie ich sehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit" u. s. w.

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, sagte ich, indem ich ihn ersuchte Platz zu nehmen.

Er schien dieß, wiewohl es kein Compliment war noch seyn sollte, für etwas noch Schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das seltsame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerksamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Bescheidenheit gemildert war — oder mein Gesicht müßte meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, diesen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, sagte er, und habe mir schon lange gewünscht Sie persönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bei den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf seinen abgetragenen grauen Rock, auf seine Plüschhosen und wollenen Strümpfe, und auf seinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich seufzte.

In der That stellten sich mir in diesem nämlichen Augenblick eine so große Menge ernster und trauriger Vorstellungen dar — die Bestimmung und Würde seines Standes, im

Gegensatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der so genannten Klerisei in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Contrast theils auf den Charakter der Geistlichen selbst, theils auf ihren sittlichen Einfluß und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; die Sorglosigkeit der meisten Großen über einen so wichtigen Gegenstand; die Unmöglichkeit, oder, was auf Eins hinausläuft, die unendlichen Schwierigkeiten, diesem Uebel abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten die Sachen auf einen bessern Fuß zu setzen: alles dieß mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmal anschauend gedacht — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perücke, seinen Plüschhosen und seinem abgenutzten Hute gegenüber, gedacht — betrübte meine Seele, und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu seyn, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie einer, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiß wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher, und fixirte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?" — fragte er mit einer Miene, als ob es ihn freute dieses Bild bei mir anzutreffen. Es war ein vortrefflicher Mann (sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) wiewohl man's ihm nicht ansieht.

Nein, gewiß nicht, versetzte ich ein wenig hastig. Sehen Sie hier — dieß sind die Baisers von Dorat, nach den Basiis des Johannes Secundus, in einem schönen Englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher

Vignetten — ein Buch kann nicht besser gekleidet und herausgeputzt werden — und doch ist dieß Buch seinem Innern nach vielleicht — nicht einmal — einen Kuß werth. Und sehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unscheinbares Büchlein, auf schlechtes Papier gedruckt, und in Pappe gebunden, das nach seinem wahren Gehalt mehr Gold werth ist, als der Verfasser und sein Buch zusammengenommen schwer sind.

Der Pfarrer sah mich an, als ob er die Bestätigung dessen was ich gesagt hatte in meinen Augen lesen wollte.

Ich. Sie kennen doch Schlossers Katechismus, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. Ganz gewiß; ich hab' ihn mehr als einmal gelesen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen sagen, es ist ein gutes, lehrreiches Buch; wiewohl eben nicht alles darin steht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

Ich. Wer wollte auch ein gutes Buch deßwegen verwerfen, weil nicht alles darin steht? Allenfalls hätte Herr Schlosser seinem vortrefflichen Büchlein, um der schwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch, sagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den Baisers, die er noch in der Hand hatte, schüttelte ein paarmal den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küssen, sagte er, indem er die Büste des Weisen von neuem betrachtete.

Ich. Sie erinnern sich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenophon bestraft, weil er zu leichtsinnig über die Gefahr eines Kusses wegschlüpfte.

Der Pfarrer. Und was meinen Sie, daß er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberei der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

Ich erröthete ein wenig.

Der Pfarrer. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

Ich. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu seyn, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Complimente nicht.

Der Pfarrer. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

Ich. Vergeben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliches Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bei allen Büchern schwer: denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bei den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele, und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewissermaßen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles dieß nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einzigesmal in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit, und vielleicht einem der besten Sterblichen die je gewesen sind, am ersten Abend, den

wir zusammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf ewig mein Freund geworden.

Der Pfarrer. Aber warum eilen Sie nicht, diese nämliche Geschichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o! gewiß, Sie stellen sich nicht vor, wie viel falsche Urtheile und wie viel Aergerniß Sie vielleicht dadurch verhindern, und wie viel Gutes Sie damit schaffen würden.

Ich. In der ersten Wärme war dieß auch der Gedanke des würdigen Mannes, von dem ich Ihnen sagte. Aber er hörte meine Gegengründe, und billigte sie. — Ich will Ihnen diese Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und, glauben Sie mir, ich fühle in diesem Augenblicke etwas, das mich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich auch nicht wollte. — Wissen Sie also, ich habe nicht anhaltenden Enthusiasmus genug, mich über alle die Urtheile hinwegzusetzen, denen ich mich ausstellen müßte, wenn ich mein eigner Biograph würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, selbst indem ich das Schlimmste, was ich von mir zu sagen hätte, beichtete, der Kunstgriffe beschuldigen, deren sich Danae bediente, da sie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geschichte erzählte. Man würde sagen, daß ich (wie Danae) mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen als der historischen Treue zum Augenmerke genommen, und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern wegzulassen, je nachdem es die bessere Wirkung des Ganzen erfordert hätte. Mit Einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entschließen, alles Gute von mir zu sagen, was ich sagen müßte, wenn ich so wahr und gerecht ge-

gen mich selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

Der Pfarrer. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, daß wir bei einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen „ego homuncio hoc non facerem" fürchten?

Ich Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälliger Weise zu schaden für ein großes Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dieß ist was ich am wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen dieß auch vorkommen mag — gerade das, was freilich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiß meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber, lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich muß Ihnen alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

Der Pfarrer. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen, und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bei Ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, daß er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

Ich. Dieß ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhol' es, Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche daß es auch ohne Ihre Schuld ge=

schehen seyn möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannichfaltige Mißbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel selbst das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

Ich. Sie halten mich für unwissender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiß nur zu viel davon, und bin sehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß*) das geringste von den Uebeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das nämliche an mir, was ich vor vierundzwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichem Eifer an Anakreon, Ariost, Guarini und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieß alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerei (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann.

Der Pfarrer. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler gestehen.

Ich. Guter Gott! wie oft werde ich Mensch dieß abscheulich Compliment von einem andern Menschen hören müssen!

---

*) Im Göttingischen Musenalmanach 1775. W.

Der Pfarrer. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vierundzwanzig Jahren über mich, insofern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind, *) würden mich wenig anfechten, wenn sie bloß meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Bloß insofern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgültig seyn. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben denen man vergeben muß, weil sie nicht wissen was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch verstehen, noch unterscheiden können — ich sage, aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publicum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale sich die Miene gibt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtiget sey, in ihrem Namen und in ihre Seele zu urtheilen: und wenn es sich auch zuweilen von einem gern seyn wollenden literarischen Demagogen überschreien, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel ist — übertölpeln läßt, so geschieht es doch nur auf

---

*) Man erinnere sich bei Lesung dieses Gespräches immer, daß es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist. W.

kurze Zeit, und der Taumel geht immer schnell genug vorüber. Dieß ist es also nicht, was mich am meisten bekümmert. Aber der sittliche Mißbrauch, welchen Leser von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Mißverstand, oder, wenn sie Personen, für welche sie nicht geschrieben sind, in die Hände fallen, anrichten können — dieser Mißbrauch, dieser Schaden verwundet mein Herz, und hat mir schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andere, was ein ehrlicher Mann seyn kann, geworden seyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftsteller für die Welt. Indessen hat doch die Gewißheit, daß ich selbst in allen Theilen und Gegenden Deutschlands eine große Anzahl Personen von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens kenne, die mich gerade so lesen, wie ich's wünsche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Absicht entspricht — diese Gewißheit, und die wahrscheinliche Vermuthung, daß es deren noch viele gibt, die ich nicht kenne, hat, wenigstens in heitern Stunden, so viel Tröstendes für mich, daß ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuschungen Raum gebe, ohne welche schwerlich jemals ein Biedermann Schriftsteller geworden wäre. Und so kommt es denn, daß ich gewöhnlicher Weise zwischen diesen beiden äußersten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir selbst fortbewege, und, von dem süßen Wiegenliedchen, alles ist gut, eingelullt, mein Haupt so sanft auf mein Kissen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit.

Der Pfarrer. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mißbrauch, den unverständige oder übelgesinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache ver-

mindert, noch dem Urheber derselben zur Last gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes selbst täglich, stündlich und augenblicklich von Unzähligen gemißbraucht? Ich denke, da sogar der Allweise und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, nicht in Mißbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es sey schlechterdings unmöglich etwas so Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andere Weise zum Werkzeug oder zur Veranlassuug oder wenigstens zum Vorwande von vielem Bösen gemacht werden könnte. Weder menschliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daß die Wahrheit, wenn sie in schiefe Köpfe fällt, oder in einem falschen Lichte gesehen wird, nicht verfälscht, die unschuldigste Rede oder Handlung von Unverstand, Uebereilung oder bösem Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend selbst nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniß aller derer, die auf irgend eine Weise unschuldig an Seele oder Leib gemartert worden sind, würde einen größern Raum einnehmen, als alle Bücher in der Vaticanischen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an diesen Wahrheiten —

Ich. Nur unterläßt man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall sie anzuwenden kommt; und so legt man z. B., dieser so allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftsteller — wenigstens so lang er lebt, und man ihm also durch Vorwürfe und Schmälerungen seines Ruhmes schaden kann — jedes vorgebliche Aergerniß zur Last, das gewisse Leute, in deren Umständen, Erziehung, Kopf, Herzen, oder Sitten der wahre Grund, warum sie geärgert werden, liegt, ohne seine mindeste Schuld an seinen Schriften nehmen.

Der Pfarrer. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortrefflich! Dieß ist der Punkt, auf den alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Mißbrauch seiner Werke bloß darum zum Vorwurfe machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

Ich. Ich konnt' es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belials steht noch in voller Blüthe.

Der Pfarrer. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede seyn, daß die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

Ich. Ich gestehe Ihnen dieß ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzuzusetzen, Herr Pfarrer, daß es Schriftstellern von einer gewissen Classe — oder, um deutlicher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satyrikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frei von der Brust weg schreiben — eben so unmöglich ist, zu verhindern, daß schwache Seelen sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daß seine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und außer seinem Lande getadelt werde.

Der Pfarrer. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

Ich. Schwache Seelen, lieber Herr Pfarrer, sind kranke

Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daß sie einem kranken Auge weh thut?

Der Pfarrer. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

Ich. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber, wer andern den Staar stechen soll, muß selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menschenkenntniß, sind die meisten unter denen, die uns öffentlich lehren sollen, was recht und gut und schön und löblich sey, damit wir ihm, nach Sanct Pauls Ermahnung, nachdenken, und (wie ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können! *) Lieber Gott! was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muß doch wohl aufs wenigste jeder Lehrer seyn, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

Ich. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

Der Pfarrer hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. —

---

*) Philipp. 4, 8. W.

Die Sache kann freilich aus mehr als Einem Gesichtspunkt angesehen werden, sagte er endlich.

Ich. Dieß erfuhr ich selbst, da letzthin bei einer Dame von vorzüglicher Einsicht die Unterredung auf diese Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so außerordentlich klar und entscheidend vorkam, daß ich nichts Besser's thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daß von der erotischen und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicher Weise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, daß ein einziges reizendes Bild mehr, oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die bessere Seele zu überwältigen, und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dieß Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureißen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll seyn, daß ein einziger Tropfen, der noch hinzukommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ist's möglich, daß ich einen so simpeln Gedanken in meinem ganzen Leben nie gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

Der Pfarrer. Sagten Sie das wirklich?

Ich. Wirklich, oder doch so etwas, das sehr deutlich zu verstehen gab, daß dieß mein Gedanke war.

Der Pfarrer. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als sie zu seyn scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, daß es nur noch einen kleinen Stoß braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freilich sehr zu bedauern: aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte tausend gegen eins setzen, daß in diesem nämlichen Augenblicke irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stoß, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stößen, womit alle Dinge in der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander losarbeiten, gerade dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daß es so leicht ist, durch Schriften, die in jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen, als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

Ich. So denk' ich jetzt auch. Aber damals, da ich die komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen gibt es, glaube ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bei diesen Oel ins Feuer gießen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu

seyn, *) an den man eine solche Frage thun kann — was würde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Mißdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die Aengstlichkeit. Es ist unmöglich, daß ein Mann, er sey Dichter, oder Philosoph, oder Arzt, oder Maler, oder Feldherr, oder was Sie wollen — wenn er bei jedem neuen Gedanken, bei jedem Feder- oder Pinselzug, bei jedem Recept, das er verschreibt, bei jeder Ordre, die er gibt u. s. w. von den Gedanken beunruhigt würde: wird dieß nicht bei irgend jemand eine falsche Wirkung thun? Werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie hinausfahren? Wird dieß dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? — Wird sich nicht vielleicht in diesem Augenblick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt, und also meine Ordre nachtheilig macht? — Es ist unmöglich, sage ich, daß einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine Cur, oder eine schöne That gelinge!

Der Pfarrer. Ich fühle, daß ein Mann wie Sie so denken muß, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, die ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Aengstlichkeit getrieben zu wünschen.

Ich. Dieß ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der Ausübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den

*) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Compliment half dem Pfarrer zu nichts, er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus, und konnte auch bei dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben. W.

glücklichen Augenblicken des Genie's und der Laune würde Behutsamkeit die nämliche Wirkung thun, die bei gewöhnlichen Menschen Aengstlichkeit thut. — Ueberdieß, sagen Sie mir ums Himmelswillen, wozu alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers am Ende helfen soll? — Ueberlegen Sie nur einen Augenblick den Zustand der Welt. Können Sie im Ernste glauben, daß durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemälde*) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieser Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichsten schon zweihundert Jahre lang sogar classisch sind? Gleichen nicht die Wohnungen der meisten Personen von Stand und Vermögen in den großen Städten von Europa dem Hause des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die Baisers noch einmal in die Hand, und sehen Sie diese Vignetten an! Was sagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymphe Thais, deren Triumphe in diesen Gedichten besungen werden? Und gleichwohl schimmert dieß Buch dermalen in den Bücherschränken einer Menge von Damen vom ersten Rang und von unbescholtenem Rufe. Und warum sollt' es nicht darin stehen, da unter Personen von einem gewissen Stande vielleicht wenige sind, die nicht mit eignen Augen gesehen haben sollten, was Thérèse la Philosophe für ein Buch ist,**) wiewohl es mit unsern Sitten noch nicht so weit gekommen ist, daß man's öffentlich gestände? Doch gesetzt auch, ich irrte mich hierin,

*) Man bittet erotische Gemälde nicht mit asotischen zu verwechseln. W.

**) Dieß mag wohl verschiedene Einschränkungen leiden; wenigstens wird die jetzige Generation immer decenter. W.

wie viele Personen unter denen, die man zur großen und feinen Welt rechnet (junge unverheirathete Töchter ausgenommen), sind wohl, die Boccazens Decameron, den Ariost, die Contes des la Fontaine, den Sofa und Ecumoire, de Angola, und eine Menge andrer Werke dieses Gelichters nicht gelesen haben? Und was meinen Sie, daß die komischen Erzählungen, oder gewisse Stellen des Idris an der Einbildungskraft aller dieser Personen schlimmer machen könnten?

Der Pfarrer. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf kenne. Aber, mein bester Herr W**, — wenn dem so ist wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

Ich. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter gelesen? War es etwa besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, daß es um ein großes Theil ärger war. Die guten Sitten circuliren in der Welt herum, wie alles andre. Jetzt sehen wir sie in den Colonien von Nordamerika.*) Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hunderttausende, von Einem durch sie alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelnen Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wieder kommen, und

*) Dieß ist dermalen, im Jahre 1797, schon nicht mehr so wahr, als vor zweiundzwanzig Jahren. W.

uns nach den Sitten dieses nämlichen Volkes umsehen, das jetzt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so große Rolle spielt — wie unkennbar würden wir sie finden! — Oeffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frei, unternehmend, arbeitsam, mäßig, wirthschaftlich. Ist seine Lage nur einigermaßen günstig, so muß es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber sobald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Ueppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe seines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend steigt, um künftig wieder durch Ueppigkeit und Uebermuth zu sinken. — In diesem ewigen Cirkel dreht sich die Menschheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was sie war.

Der Pfarrer. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieser Digression hinriß, und beklage das Menschengeschlecht, wenn es (wie ich befürchte) so ist, wie Sie sagen; wiewohl sich manches dagegen einwenden ließe. Aber lassen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen sind. — Erlauben Sie mir eine Frage (sagte der gute Pfarrer mit einem gewissen herzlichen Ton, indem er seinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freimüthigkeit nicht beleidigen; und zudem sind wir ja allein.

Ich. Dieser Umstand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir selbst weniger Freiheit zugestehen, als jetzt, da wir allein sind. Ein einzelner rechtschaffner Mann ist mir

so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

Der Pfarrer. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu reden pflegen) an Ihr Gewissen, als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen, nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daß der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den dieser oder jener, wider seine Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daß sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können), wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu seyn? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ist's möglich, daß ein Menschenfreund jemals den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

Ich (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daß die bloße Möglichkeit, durch einige scherzhafte Gedichte (wiewohl sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sey? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache: und in der That, was nicht zu ändern ist, muß man ertragen lernen; oder wissen sie ein anderes Mittel?

— Ich habe also die erste Ihrer Fragen schon voraus beantwortet. Auf die andre könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daß Sie ein Mensch sind, und mit einem Menschen reden. Irren und Fehlen — es sind schlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann sich davon freisprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faßte so ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Ganymed ist; aber dieß bin ich gewiß, daß ich damals, da ich vor eilf oder zwölf Jahren einige Erholungsstunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Absicht noch die Besorgniß hatte, jemanden dadurch schädlich zu seyn.

Indem ich dieß sagte, trat meine älteste Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu sagen. Der Pfarrer betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, und drückte sein Vergnügen über ihre Bildung, und einen gewissen Widerschein einer heitern schönen Seele, der ihm in einem Gesichte von sechs bis sieben Jahren ungewöhnlich schien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unserer Leser, eben so wie das meinige, schon lange gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte sie einige Minuten den Gegenstand unsers Gespräches aus. Sie müssen sich sehr glücklich fühlen, so oft Sie dieß Kind ansehen, sagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr seyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art sie zu erziehen mache.

Werden Sie, sagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komischen Erzählungen zu lesen geben?

Der gute Mann sagte dieß zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel

strotzenden Gelbschnabels, dessen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er sich einbildet, er habe seinem Gegner eine Nuß aufzuknacken gegeben. Ich sah es deutlich in seiner ganzen ehrlichen Gesichtsbildung, daß sein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freimüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu setzen besorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unschuld und harmlosen Absicht wieder gut machen möchte.

Ich. Herr Pfarrer, Sie wissen, es kommt beim Fragen viel darauf an, wer der Mann ist, der die Frage thut, und wer der Mann ist, der gefragt wird. Ich kenne manchen Clericus und Laien, dem ich auf die nämliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit stillschweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der sind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, gesetzt auch, Sie hätten — wie dießmal — etwas gefragt, das Sie sich sehr leicht selbst beantworten konnten. Ich sage Ihnen also: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komischen Erzählungen, so wenig als die Dialogos Meretricios des Lucian oder den goldnen Esel des Apulejus zu lesen geben: aber ich werde sie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloßes Beispiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist — so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein in die Hände fallen sollte. Eine gesunde Seele gleicht auch in diesem Stücke (wie in vielen andern) einem gesunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceß aushalten, und manches ohne Gefahr zu sich nehmen und wieder an den gehörigen Ort befördern kann,

was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

Der Pfarrer. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu seyn —

Ich. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daß er — wie sehr auch meine Seele an den holden Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloße Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bei einem Anlaß, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äußerte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloße Gedanke, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beinahe unvermeidlich leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

Der Pfarrer. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dieß sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daß Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrophirung der Dichter hinriß, hatte etwas so

Drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweideutige Wohlmeinenheit, daß es wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd: Sie irren sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die komischen Erzählungen oder den Idris deßwegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte, und alle andern Bücher dieser Art, aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausschließe, ist der nämliche, warum ich, bei aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis oder gewisse Kapitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter, und im Propheten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditation machen, oder nur jemals — bis sie ohne Schaden alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang' ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatulliöse schädlich seyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beitragen.

Der Pfarrer. Ich kann und will nicht glauben, daß Sie dieser Kapitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bei jeder Gelegenheit zu citiren pflegt; indessen —

Ich. Lieber Herr Pastor, lassen Sie sich, ich bitte Sie, ein für allemal sagen, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von

unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des Deutschen National=geistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist: so geschah es gewiß in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemals unter den Athenern (die ihn größtentheils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das Nämliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir be=darf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daß ich, so lange ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnte, war eben nicht, die Methode zu miß=billigen, deren sich der Prophet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiß nicht zu läugnen begehren werden: daß die Geschichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Aha=liba (im sechzehnten und dreiundzwanzigsten Kapitel Ezechiels) gewiß eben so wenig, als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den komischen Erzählungen dazu gemacht sind, von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, daß die besagten komi=schen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel Ver=dammliches daran seyn mag — gewiß nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin eben so wenig, und that mir selbst

damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweideutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, daß sie den Idris und die komischen Erzählungen vielleicht mehr als Einmal gelesen haben, und nicht schlimmer dadurch geworden sind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die besagten Kapitel des Propheten lesen würde, wenn sie ihren Inhalt, und die grellen Farben, womit die Ausschweifungen der beiden Schwestern gemalt sind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Charakter sie seyn mag, die über dem Lesen derselben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

Der Pfarrer. Die Sittenlehrer pflegen sonst, wie Ihnen nicht unbekannt seyn kann, die feine Art, schlüpfrige und zur Wollust reizende Gegenstände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige, da man das Laster, ohne einen verschönernden Schleier darüber zu werfen, ungescheut mit seinem rechten Namen nennt, und mit seinen natürlichen Farben in seiner ganzen viehischen Mißgestalt darstellt.

Ich. Es gibt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wissen was sie reden. Man muß weder die Welt kennen, noch selbst die mindeste Feinheit des sittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daß eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menschen gefährlicher sey als die Priapeia. Alle rechtschaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sophistereien eines Bayle über diesen Punkt mit den triftigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Uebrigens dächt' ich doch, ein Mann von Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den

Unterschied nicht übersehen, der zwischen einem verhüllenden und verschönernden Schleier ist. Das Laster an sich selbst ist häßlich; wer es verschönern wollte, würde es schminken und herausputzen müssen, und dadurch allerdings zu einem schändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie gesagt, verschönern und verschleiern sind zwei ganz verschiedne Dinge. Es gibt Laster, die man nicht genug entblößen kann, um sie in ihrer wahren Häßlichkeit darzustellen. Von dieser Art sind zum Beispiel Ungerechtigkeit, Untreue, Bestechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geistlicher und weltlicher, Heuchelei und Gleißnerei, Unduldsamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es ist keines unter allen diesen Lastern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und bloß darum, weil es so gut verschleiert und maskirt war, fast immer ungestraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Diesen Lastern den vermummenden Schleier und die verschönernde Maske abzuziehen, ist nöthig, ist Pflicht der Weisen und Guten; ihre Nacktheit ist das unfehlbarste Mittel Abscheu zu erwecken, und kann nie gefährlich seyn. Aber es gibt, wie Sie wissen, auch andre unsittliche Leidenschaften und Handlungen — diese mögen nun Vergehungen eines unbesonnenen Augenblicks, oder Ausschweifungen eines an sich der Natur sehr gemäßen Triebes, oder Früchte lasterhafter Gewohnheiten seyn, welche der Sittenlehrer eben darum verschleiern muß, weil es gefährlich wäre, sie zu sehr zu entblößen. Sie verstehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über diesen Punkt?

Der Pfarrer. Nein; auch war meine Meinung vorhin eben nicht, de̅n Sittenlehrern, deren ich erwähnte, schlechterdings Recht zu geben.

Ich. Ueberdieß, was auch einige wirkliche oder seyn wollende Catonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: alle Sünden sind gleich.

Der Pfarrer. So viel ich weiß, gibt es (wenigstens heutzutage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

Ich. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daß man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reizenden Farben zu schildern, und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniß der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle frommen Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmal gelesen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dieß freilich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind, oder gern paradoxes Zeug behaupten, sondern weil sie so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, daß Messalina und Ninon Lenclos Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloise, in

ihren Augen Geschöpfe von einerlei Art sind. Es sind H*r*n, sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu seyn, und der Tugend einen mächtigen Dienst gethan zu haben, daß sie das Kind so freimüthig mit dem rechten Namen genannt. — Gott bewahre mich, daß ich jemals unsittliche Handlungen beschönigen, oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! Aber ist es nicht auf der andern Seite Pflicht des Menschen und Christen, nur das Laster, nicht die Personen die es begangen haben, zu verabscheuen? Und wie soll es jemals möglich seyn, diese Pflicht gehörig auszuüben; wie soll der Unbilligkeit und Lieblosigkeit in Verurtheilung unsers Nebenmenschen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens so viele Klagen führen, gesteuert werden können, wenn man keine Rücksicht auf die Umstände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nämliche Handlung, die an dem einen den höchsten Abscheu verdient, bei dem andern mehr bedauerns= als strafwürdig ist? Wenn man keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten macht? Keinen Unterschied zwischen dem Gleißner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der bloß darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bei dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Oechslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Curius oder Cato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstoß von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freiheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen

Sänger seiner eignen crapulösen Ausschweifungen (einem Rochester oder Grecourt), und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäßigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Jonischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so liebenswürdig gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beinahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen konnten? Zwischen einer Schatullíöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delicatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Phädra, die nicht eher als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreiwilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaßliche Lucretia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Charaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w., welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstractionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion sind in der Natur; es

sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasene Homunculus und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Cirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen u. s. w. sind freilich, wie die Magdalenen der Correggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht widerfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun: so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die sich nur für die Ahalas und Ahalibas schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwohl Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochnes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemälde sich selbst ähnlich, und also ebenso verführerisch ist als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemalt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?

Der Pfarrer (lächelnd). Ich habe Sie lange reden lassen; und ich dächte, dieß sollte einem Manne meines Standes, der von Amtswegen so oft allein reden muß, und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen, zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

Ich. Allerdings, und für kein geringes!

Der Pfarrer. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

Ich. Auch dieß, Herr Pfarrer, ist billig, einem Clericus zu größerm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

Der Pfarrer. Wie satyrisch!

Ich. Es ist mein ganzer Ernst. Weiße Raben sind kaum seltner, als ein Theolog, oder ein Professor, oder der Urheber eines Systems, wär's auch nur ein Schulcompendium, dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

Der Pfarrer. Ich zweifle nicht, daß es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daß sie bloß darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daß sie wirklich immer Recht haben.

Ich. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

Der Pfarrer. Ich wollte Ihnen bekennen, daß ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reizenden Farben geschildert hätten," vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muß gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daß er daran Arges thue, ja vielleicht wohl gar in der Meinung Gutes zu thun.

Ich. Sie werden dieß in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daß ich wieder reden wollte.

Ich. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daß ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

Der Pfarrer. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muß Ihnen gestehen, daß die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w., oder so ärgerlicher, wie ihre Dianen und Junons, Rahimus und Schatulliösen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu seyn scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Phantasie erhitzenden Gemälde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu läugnen, daß in diesen Gemälden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen seyn, sie vor ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daß Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehrliche Mädchen, die es wenigstens eben so nöthig haben als die Ihrigen, daß man gefährliche verführerische Gemälde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemälde doch vor so vielen verbergen muß, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu malen?

Ich. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemälde des hohen Liedes,

und an die sehr ärgerlichen Gemälde der H***ien der mehr besagten allegorischen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen stärkern Beweis, daß es nicht besser seyn muß, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu machen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemälde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daß ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemälde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwei Punkten: Sie finden solche, an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daß ich sie mit zu viel Wärme colorirt habe. Das letztere mag wohl hier und da geschehen seyn, und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freilich lieber, daß es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! zumal wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daß das Aergerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemälde liegt, kein Grund sey noch seyn könne, sie gar nicht zu malen. Denn bei dieser Ueberzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Composition den Dichter da oder dort ein wenig über die Gränzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!

Der Pfarrer. Dieß letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Ueberzeugung, daß ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemälde malen würde?

Ich. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dieß war s nicht, was ich sagte. Gemälde, deren Gegenstand etwas

Aergerliches oder Verführerisches hat, sind darum noch keine ärgerlichen und verführerischen Gemälde.

Der Pfarrer. Sie haben Recht; verzeihen Sie mir's, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünschte doch, daß Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Ueberzeugung mittheilen wollten.

Ich. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umstande, daß die ganze Welt schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführerischer Personen, Handlungen und Sachen ist? Dieß werden Sie doch nicht läugnen wollen?

Der Pfarrer seufzte.

Ich. Nennen Sie mir einmal, ich bitte Sie, ein Laster, welches nicht ärgerlich, und wenigstens für manche Menschen verführerisch wäre? Scheinen Ihnen etwa Heuchelei, Scheinheiligkeit, falscher Religionseifer, pharisäischer Hochmuth, unbändige Herrschsucht, wissentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Bestechung, Verrätherei, Giftmischerei u. s. w. nicht eben so ärgerliche und verführerische Verbrechen als Schwelgerei, Völlerei und Unzucht? Und ist dieses Erdenrund nicht von jeher mit Menschenkindern bedeckt gewesen, welche alle diese und noch viel mehr höchst ärgerliche Laster begangen haben? Ist die Geschichte wohl viel besser, als ein ungeheures Sündenregister des menschlichen Geschlechts? Wie groß ist nicht die Anzahl der Kaiser, Könige, Fürsten, Feldherren, Staatsminister, Günstlinge, Hofnarren — Päpste, Bischöfe, Aebte, Priester und Leviten — item: der Königsweiber und Königstöchter, Dames d'Honneur, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen u. s. w., die eine höchst ärgerliche Rolle auf der Welt gespielt haben, und vermittelst der Geschichte, die uns zu

Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer fortspielen? Und gleichwohl ist noch keinem klugen Menschen eingefallen, die Declamationen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geschichtsbücher aus dem nämlichen Grunde, weil sie ärgerlich seyen und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der Europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheußlichsten Gemälde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beispiele vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuschlagen, was einer der verdienstvollesten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem sogenannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurückgeht, muß über den Charakter der damaligen Geistlichkeit erstaunen, und, von der Menge der Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig das Gemälde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern statt; der tugendhafte Mann flieht bei diesem Anblick zurück, wie bei den Gemälden eines Aretins." *) — Und gleichwohl ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers, uns diese Gemälde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts, mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemalt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich jemand daran ärgern, so hab' er's sich selbst!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich schöpfte ein wenig Athem.

---

*) Häberlins Geschichte von Deutschland, erste Periode S. 69. W.

Der Pfarrer. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

Ich. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificirten Laster sind so häßlich, daß es unmöglich ist von ihnen verführt zu werden, sobald man sie in ihre nackte Gestalt zurückzutreten nöthigt. Es ist daher auch, wie ich oben schon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als sie zu entlarven. Aber was denken Sie von so manchen in der weltlichen oder Kirchengeschichte glänzenden Männern, deren Leidenschaften und oft sehr große Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, besonders der religiösen Heiligkeit, so zu sagen, übergüldet werden? Meinen Sie nicht, daß Männer wie Sanct Bonifaz, Sanct Bernhard, Sanct Thomas von Canterbury, Sanct Heinrich der Zweite, der Mönchenvater *) u. s. w. durch ihre menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, wiewohl diese mit dem sechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendlichemal mehr Schaden gethan haben, als alle Danaen der vergangnen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daß es nicht gefährlich ist, solche Personen, solche Charakter (und wie viele hat deren die Geschichte nicht!) ins Schöne zu malen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beschönigen, ihre Schwachheiten und Uebereilungen zu entschuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht seyn, der wenigstens einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wohl vortreffliche und große Männer schildern würde; unbekümmert, ob nicht mancher schwache Kopf oder böse Bube sich von dem Beispiel ihrer Fehler verführen lassen, oder hinter solches

*) So nennen ihn seine gleichzeitigen Geschichtschreiber, in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren. W.

sich verstecken und sagen werde: Ego homuncio hoc non facerem?

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie, und sehe die Anwendung, die Sie von dieser Bemerkung gemacht wissen wollen.

Ich. Mich däucht, sie macht sich von selbst. Es ist ebenso erlaubt, eine Danae, eine Heloise, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu schildern, als es erlaubt ist, einen Mann mit einem Nimbus zu malen, der, bei aller seiner strengen Heiligkeit und mönchischen Tugend, von Herrschsucht und Eifer sich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreißen ließ, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anspornte, und arme harmlose Metaphysiker verfolgte.

Der Pfarrer sah auf seinen Rock.

Ich. Ach! mein guter Herr Pfarrer, der schwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum sollte ein ehrlicher Pfarrherr — troß den Vorurtheilen, die sich noch aus jenen heillosen Zeiten herschreiben, wo ein bißchen Keuschheit, wie eine Messerspitze voll philosophisches Pulver, hinlänglich war die menschenfeindlichsten Laster in goldne Tugenden zu verwandeln — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

Der Pfarrer. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und außer der ehelichen Verbindung aufs nachdrücklichste zu befördern, und den entgegenstehenden Lastern,

zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich. Ich gestehe Ihnen, daß ich viel weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre unsersgleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daß ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

Der Pfarrer. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müsse, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keuschheit entgegensetzen, zu untergraben, als die Reizungen zu diesen Sünden zu verstärken. Jenes geschieht, däucht mich, wenn den Sünden dieser Art, durch die Reizungen und die Liebenswürdigkeit der Personen, die man sie begehen läßt, durch gewisse verschönernde Wendungen, die man der Sache gibt, und durch den Grazienschleier, den man über das Anstößigste zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit associirt seyn sollte: dieses, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberei der Beredsamkeit und Poesie aufbietet, um wollüstige Gemälde zu machen, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabei hätte haben können, denken ließe. — Sie haben mir, mein liebster Herr W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften, und zu Bestimmung des Standpunkts, woraus solche zu beurtheilen sind, vieles gesagt, wofür ich Ihnen verbunden bin: aber mich däucht, alles, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange

nicht zu, diesen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

Ich. Wir suchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund! dieß ist unser beider großes Interesse; wie könnten wir bei dieser unsrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen schon gestanden, daß ich, besonders was Ihren zweiten Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir selbst zufrieden bin. Indessen däucht mich, das, was Sie so eben sagten, zerfalle in einige sehr verwickelte ästhetisch-moralische Probleme, deren Auflösung nicht so leicht ist, als Sie zu denken scheinen. Ich bin sehr geneigt, diese Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun schon an mir gewohnt sind, vorzulegen, wenn Sie anders Lust zu einer zweiten Unterredung haben.

Der Pfarrer sagte mir, daß er Geschäfte hätte, die seinen Aufenthalt bei uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweite Zusammenkunft ab, und schieden für dießmal als sehr gute Freunde von einander.

Zweite Unterredung.

Als ich den zweiten Besuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälligerweise verhindert, ihn sogleich zu sehen, und ließ ihn also bitten, sich etliche Minuten in meinem Zimmer mit sich selbst, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich herein trat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandison, der von ungefähr im Fenster lag; und so kamen wir auf Karl Grandison zu reden, und von Grandison auf die Bücher, worin die Menschen ge-

schildert werden, wie sie seyn sollten. Dieß Gespräch war in Absicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abschweifung, hatte aber doch so viel Verwandtschaft damit, daß ich für gut ansah, ihm seinen Gang zu lassen.

Der Pfarrer war der Meinung, daß die Bücher im Geschmack des Karl Grandison die nützlichste und erbaulichste Art von moralischen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

Ich gestehe Ihnen unverhohlen, sagte ich, daß ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieser Gattung von Büchern allen Werth abspreche, zumal wenn sie, wie Clarissa und Grandison, das wirklich leisten, was sie versprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt sehr wenig, oder doch nicht sehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten.

Der Pfarrer. Wieder ein Paradoxon!

Ich. Nicht so parador, als es Ihnen beim ersten Anblick vorkommt.

Der Pfarrer. Sie wollen vielleicht sagen, daß nicht so viel Genie dazu gehöre, die Menschen darzustellen, wie sie seyn sollten, als wie sie sind?

Ich. Zum Darstellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beim Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer sind Darsteller. Aber jetzt ist die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, sondern was erbaulicher und nützlicher sey.

Der Pfarrer. Ich begreife nicht, wie dieß eine Frage seyn kann. Der Mensch hat einen angebornen Instinct zum Nachahmen, und wird alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, so muß man seine Aufmerksamkeit auf vor-

treffliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muß sie ihm also zeigen, wie sie seyn sollten. Dieß, däucht mich, ist so gut als eine Demonstration.

Ich. Es stößt sich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

Ich. Halten Sie die Antwort auf die Frage: wie sollen die Menschen seyn? für etwas so Leichtes?

Der Pfarrer stutzte, erholte sich aber sogleich wieder und sagte lächelnd: was Sie aber auch für Fragen thun! Ich halt' es für etwas sehr Schweres, zu seyn wie man seyn soll; aber nichts ist leichter als es zu wissen.

Ich. Ja freilich ist nichts leichter als die Sokratische Kalokagathie, mit allen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Cardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge, zu definiren und in Ordnung zu stellen, und große Reden über ihre von keiner Seele jemals im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Speculationen und dem wirklichen Leben des Menschen! — Sollten Sie, lieber Herr Pfarrer, wohl je mit ganz unbefangenen Geistesaugen in die Natur hineingeschaut, und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist? — der Naturmensch, lieber Herr, nicht der Mensch dieses oder jenes Systems. — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern zum Beispiel, aus dem großen Uhrwerk des Ganzen herauszuschrauben, ihm alles was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen, und, nachdem er

durch diese Operation seiner ganzen Peterheit, d. i. alles dessen, wodurch er etwas ist (denn wenn Peter nicht Peter ist, was ist er?) beraubt worden — das nackte, kahle, unwesentliche Phantom für einen Menschen auszugeben, und uns dann ein Langes und Breites vorzuschwatzen, wie es anzufangen wäre, um aus diesem Phantom wieder einen Peter zu machen, der aber nicht Peter, sondern gerade so ein Ding wäre, wie der Herr Operateur es haben will. Sie sehen, dazu gehört weder Kunst noch Wissenschaft. Aber Sie sehen auch, daß ein Mann, der dieß thut, nur seinen Spaß mit uns treibt, sollt' er auch ein so feierliches Gesicht dazu machen als ein Kutuktu von Thibet, wenn er im Namen des großen Lama den ehrlichen Tatarn seine Pülverchen austheilt.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie hiermit so viel sagen: es sey ungereimt, sich allgemeine Begriffe vom Menschen und seinen wesentlichen Eigenschaften, seiner Bestimmung und seinen Pflichten zu machen, und auf diesem Wege herauszubringen, wie der Mensch seyn müsse, um weise und gut zu seyn. Haben Sie auch die Folgen einer solchen Behauptung überlegt?

Ich. Verstehen wir einander, lieber Freund! Ich behaupte nicht, daß wir etwas Ungereimtes thun, wenn wir unsre individuellen Vorstellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge wahrnehmen, und die dadurch entstehenden abgezognen Begriffe durch Zeichen fixiren. Wer kann läugnen, daß wir ohne diese Operation unsers Verstandes weder Licht und Ordnung in unsre Vorstellungen, noch Zusammenhang und Festigkeit in unsre Handlungen bringen könnten? Generalisirte Begriffe vom Menschen, und von dem, was ihm als Mensch, seiner Natur und seinen mannichfaltigen Verhältnissen nach, anstän-

dig und zuträglich ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen; vorausgesetzt, daß sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisirt werden; wogegen freilich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzähligemal gesündigt worden ist, und täglich gesündigt wird. Richtig generalisirte Begriffe kommen nicht nur unserm Verstande zu Hülfe, der ohne sie aus dem unermeßlichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender, und so mannichfaltig associirter Eindrücke und Erinnerungen sich unmöglich herauszufinden wüßte; sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens, indem sie unsrer Thätigkeit gewisse feste Punkte vorstecken, und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialkarten des Lebens für etwas mehr zu halten als sie sind? Bedenken wir, daß unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach Sanct Jago von Compostell, sondern einem Feldzuge in einem von Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen durchschnittenen Lande gleich ist, wo uns Generalkarten wenig helfen können; wo wir die besondersten, genauesten, gemessensten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt seyn darf, um alle die unzähligen kleinen Operationen, die zu Vollführung unsers Hauptplans zusammen spielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandtniß, so ist klar, daß es, um den einzelnen Menschen mit Nutzen und Erfolg zu sagen, wie sie seyn, wie sie handeln sollen, noch lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: seyd weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch,

gerecht, wohlthätig u. s. w. Selbst derjenige, der ihnen im allgemeinen sagt, wie man's machen müsse, um weise, klug, fromm u. s. w. zu seyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit ist, diese einzelnen Menschen zu belehren, wie sie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem besondern Zusammenhang der innern und äußern Umstände, worin sie sich in jedem dieser Punkte befinden — unter dem Drucken, Stoßen und Anziehen so unzählig vieler auf sie wirkender mechanischer, lebendiger und geistiger Kräfte, und mitten unter so vielen Schwierigkeiten, Hindernissen und Collisionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon sie umgeben sind — es anzufangen haben, um so weise, fromm, gerecht und gut zu seyn, als es unter allen besagten Umständen möglich ist. Nun begreifen Sie doch, daß ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie sollen die Menschen seyn?" für keine so leichte Frage zu halten? Denn entweder sagt sie gar nichts, oder ihre Meinung ist: „wie können Menschen unter gewissen vorausgesetzten Individualumständen seyn?" — Und um dieß zu bestimmen, wird (wie Sie leicht ermessen werden) eine Kenntniß der menschlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die meisten, die sich mit Moralisiren abgeben, kaum das ABC gefaßt haben.

Der Pfarrer. Gleichwohl ist es eine unläugbare Wahrheit, daß alle Menschen seyn können, was sie seyn sollen. Oder wozu hälfen sonst Erziehung, Sittenlehre, Religion, Gesetze? und mit welchem Rechte könnte man diejenigen bestrafen, welche gethan haben, was sie hätten unterlassen sollen?

Ich. Zugestanden, insofern Sie mir dagegen einräumen, daß niemand verbunden ist, zu seyn, was er nicht seyn kann.

Der Pfarrer. Das fordert auch niemand.

Ich. Dieß möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber lassen wir sie, wo sie ist: die Erörterung würde uns zu weit von unserm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verstanden, oder wir sind einig darüber: daß die besondern Einschränkungen des Verstandes und Willens einzelner Menschen, d. i. die unzählig verschiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Bestimmung des Menschen gehören, von ihren besondern Umständen abhangen; und daß es also nicht bloß auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Marcus Antoninus zu werden.

Der Pfarrer. Ich sehe nicht, warum ich Ihnen dieß nicht zugeben könnte. Es wird von niemand gefordert ein Marcus Antoninus zu seyn, der nicht dazu berufen ist.

Ich. Ich bitte Sie, lassen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefordert wird. Der Forderungen sind mancherlei, und es kommt so viel darauf an, wer der Fordernde ist! Wie viele fordern alles von andern, und nichts von sich selbst! Andere glauben, sehr billig zu seyn, wenn sie von einem jeden fordern, was sie sich selbst zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daß er sehe, vom Lahmen, daß er tanze! Wie oft sind selbst die Forderungen der Gesetzgeber ungerecht! — Aber das Wesen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem seiner Geschöpfe mehr, als was nach dem Maße der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zusammenhang der Umstände, in die es gesetzt worden, möglich, nach dem Urtheile dessen, der Alles mit Einem Blick durchschaut und ermißt, möglich ist. — Lassen wir also dießmal noch unausgemacht, wo die Gränzen der Forderungen, die an jeden

Menschen gemacht werden können, abgesteckt werden müßten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unserm dießmaligen Vorhaben ist es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen, daß von keinem Menschen gefordert wird, vollkommen zu seyn.

Der Pfarrer. Weil es uns beiden um Wahrheit zu thun ist, so will ich die Ermahnung des Erlösers: „seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," — nicht mißbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu chicaniren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern scheint, sagt anderswo: „Niemand ist gut, denn Gott allein." Beide Stellen zusammen geben uns die Wahrheit. Der Mensch kann weder Gott seyn noch Gott werden: aber dem Gott, nach dessen Bild er erschaffen ist, immer ähnlicher werden, dieß kann er, und dazu ist er da. Aufrichtiges Bestreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit selbst angerechnet.

Ich. Nur einen einzigen freien heitern Blick auf das Menschengeschlecht, wie es ist, wie es immer gewesen ist, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie. Desto schlimmer, daß wir so tief unter das, was wir seyn sollten, gefallen sind!

Ich. Wir sind gegenwärtig, was wir den Umständen nach seyn können; und um zu werden, was wir eyn sollten, müssen noch viel Anstalten vorhergehen, die bisher nicht gemacht sind, viel Stufen erstiegen werden, die noch über uns sind, viel Hindernisse aus dem Wege geschafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dieß beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbesserung des sittlichen Zustandes der Menschen arbeiten zu können, müssen wir wissen — wie gut oder schlecht die Menschen der-

malen sind; warum sie so sind; auf welche Bedingungen sie besser werden können; und welches für alle, und für jeden insbesondere, die nächste Stufe ist. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuseeländer werden noch manche Stufe steigen müssen, bis sie so gut und so schlimm werden, als die Engländer in den nächsten fünfundsiebzig Jahren gewesen sind; und die artigste Otaheiterin muß durch manche Verwandlungen gehen, bis sie eine Aspasia wird; so wie eine Aspasia noch manche Haut abzustreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

Der Pfarrer (lächelnd). Dieß dürfte wohl eben so gut der Fall unsrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreisen des heiligen Römischen Reichs seyn.

Ich. Glauben Sie? — in der That hälf' es zu nichts, wenn wir uns und unsre Zeitgenossen für besser halten wollten, als wir sind. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," — ist eine herrliche untrügliche Regel, wenn sie nur (was bei allen Regeln gleich nöthig ist) mit Verstand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Gestehen wir uns also immer, daß der größere Theil der Menschen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere sittliche Verfassung betrifft, entweder noch so roh und ungeschliffen, oder bereits so verdorben ist, daß der Mann, der ihnen zurufen wollte: seyd vollkommen, nicht weiser handelte, als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorschlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugestehen, daß man in diesem Falle Schritt für Schritt gehen muß, und daß man schon etwas gethan hat, wenn man sehr thierische Menschen zu einigem Grade von Vermenschlichung bringt. Nicht wahr?

Der Pfarrer (mit einem schwachen Achselzucken). So wenig es ist, so ist's doch etwas.

Ich. Wenn es mit der Verbesserung der Menschen natürlich zugehen soll, sehe ich keinen andern Weg.

Der Pfarrer. Unter dieser Einschränkung geb' ich's Ihnen desto unbedenklicher zu.

Ich. Sie werfen, wie ich sehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Calovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu besorgen. Denn die Rede ist unter uns schlechterdings bloß von natürlichen Ursachen und Wirkungen; und so befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Calove und Quenstädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der große Lama von Thibet. Wir wären also darüber einig, daß man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nur stufenweise verbessern könne?

Der Pfarrer. So dächt' ich.

Ich. Wenn dieß ist, so ist auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menschen abgebildet werden wie sie sind, oder jene, worin man uns idealische Menschen schildert, die nützlichern seyen? Denn diese vollkommnen Menschen sind um so viele Stufen über dem größten Theil der Leser, daß diese, selbst mit aller Bestrebung sich zu ihnen aufzuschwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

Der Pfarrer. Dieß seh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daß wir immer noch weit unter so vollkommnen Mustern bleiben werden, als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardson in seinen Werken aufstellt: aber eine aufrichtige Bestrebung, ihnen ähnlich zu werden, muß uns doch nothwendig merklich weiter bringen als wir sind.

Ich. Die Erfahrung scheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu seyn. Junge Leute (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und

ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesetzt zu werden), junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Ueberlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmal erreichen, und werden darüber entweder lächerliche Copien, oder finden, daß die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und geben's auf. Vielleicht liegt in dieser unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden als man seyn kann, eine von den wirksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viele melancholische, hypochondrische, mit der Welt und mit sich selbst unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in diesem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge gibt. Sie glauben nicht, wie sehr die Anzahl dieser Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeinter Größe des Geistes und Güte des Herzens, nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben ist's zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für sie. Ueberall sind die Menschen, mit denen sie leben müssen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu seyn. Ihre unbiegsame Seele stößt allenthalben an, kann sich nie mit den Umständen vertragen, will immer alles oder nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn sie nothgedrungen fühlt, daß der Mensch, so wie er organisirt ist, weder unabhängig noch sich selbst genugsam seyn kann. — Sagen Sie mir, wär' es nicht tausendmal besser, diese jungen Menschenkinder, anstatt sich immer in Zeiten, die nie gewesen sind, und zu Menschen, wie es nie gegeben hat, zu versetzen, lernten den Menschen kennen wie er ist, die Welt kennen wie sie ist; lernten begreifen, wie

dieser Zustand die nothwendige Folge dieser Ursachen ist; lernten einsehen, wie sie selbst seyn müßten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umstände zu passen, in und unter welche die Vorsicht sie gesetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden sind, kennen, wodurch sie selbst und andre natürlicher Weise besser werden könnten; und vergäßen nicht, vor allen Dingen zu lernen: daß diese nämliche Welt, in welcher wir leben, und diese nämlichen Menschen, mit welchen wir's zu thun haben, bei weitem nicht so schlimm sind, als Unwissenheit, Schwärmerei, Milzsucht, Hypothesensucht, übermäßige Einbildung von sich selbst, Unmuth über fehlgeschlagene Erwartungen und andere ähnliche Leibes- und Seelenkrankheiten uns solche vorstellen? Wär' es nicht besser, alle Bücher, die wir zu unsrer Belehrung oder Unterhaltung lesen, führten uns zu diesem Zweck? Oder, wenn wir ja zu unsrer Ergötzung auch Ideale und schöne Hirngeburten haben wollen, ist's nicht wenigstens unläugbar, daß die Geschichtschreiber der Menschheit nützlicher sind als die Prometheen, die uns neue Menschen nach ihrem eignen Bilde schnitzeln?

Der Pfarrer. Beinahe sollten Sie mich dessen überreden. Aber gleichwohl lassen Sie den Werken, worin vollkommne Charakter als Muster geschildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Diese sind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüthsergötzung; denn sie dienen uns wenigstens zum Maßstabe unsers moralischen Werths, und demüthigen unsern Stolz, indem sie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem sind, was wir seyn müßten, um wahre, unparteiische, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dieß ist, wie Sie sehen, immer ein großer Nutzen.

Ich. Ich zweifle, daß er bei Vielen stattfinden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daß Un-

vollkommenheit das allgemeine Loos der Menschheit sey; und die meisten finden sich daher durch vollkommne Charakter eben so wenig gedemüthigt, als unsre Kriegshelden sich kleiner dünken würden, wenn sie im Herkules und Herkuliskus die Thaten der gewaltigen Ritter läsen, die auf Einen Hieb drei oder vier Riesen entzwei hauen, und mit einem einzelnen wohlbezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

Der Pfarrer. Es ist schwer über solche Dinge etwas Allgemeines festzusetzen. Alles hängt von der besondern Anlage und Gemüthsverfassung der Leser ab; und wie unendlich verschieden ist nicht diese! —

Ich. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweier entgegengesetzter Gattungen von Schriften ist, so entscheidet, däucht mich, die Wirkung derselben auf die meisten Leser; und aus diesem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom Jones über einen Karl Grandison bald ausgemacht seyn.

Der Pfarrer. Ich will nicht länger über diesen Punkt mit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wohl mit gutem Fug verlangen, daß Sie mir die Caricaturen Preis geben, die man uns so häufig für wahre Abbildungen gibt, wiewohl sie das eben so wenig sind als die idealischen Menschen. Diese letztern dienen doch, nach Ihrem eigenen Geständnisse, wenigstens zur Uebung und Ergötzung unsers moralischen Sinnes: aber Caricaturen dienen weder zur Besserung noch zur Belustigung; oder, desto schlimmer für den, der eine Freude daran haben kann, die menschliche Natur verunstaltet und verzerrt zu sehen!

Ich Lassen wir uns von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Caricatur nicht irren. Es pflegt diesem armen Worte nicht besser zu ergehen, als seinem Gegenfüßer Ideal, das seit einigen Jahren so sehr Mode geworden ist; Chimären

werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Caricaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Mißgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so außerordentliche Erscheinungen sind, daß es besser wäre, sie gar nicht zu malen. Aber diese Art der Mißgestalten wollen wir, um Verwirrung zu vermeiden, lieber Grotesken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häßlich sind, Ungeheuer nennen. Ein mißgezeichneter Charakter also, es sey nun, daß dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache, die wahren Proportionen verfehlt habe, soll uns nicht Caricatur heißen. Wir wollen diesen Namen nur solchen moralischen Mißgestalten geben, die häufig genug in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturproducte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daß sie, ohne bis zur Scheußlichkeit häßlich, d. i. Ungeheuer, zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proportionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt allein die Rede ist) mißfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge gibt es wohl wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine gibt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Anomalien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Charakter noch nicht zur Caricatur; ich wenigstens möchte eben so wenig alle Kinder Adams für Caricaturen als für Narren erklären,

wiewohl die Stoiker beides gethan haben. Unglücklicherweise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Caricaturen erkenne. Gibt es nun solche Menschen, und in großer Menge, wie niemand läugnen wird — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer, daß man, sobald die Menschen wie sie sind gemalt werden sollen, auch Caricaturen malen muß.

Der Pfarrer. Aber wozu meinen Sie daß es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Miniaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigenen zu denken.

Ich. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniß zu gelangen, müßten wir, d. i. jeder sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dieß ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber, was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein anderer; was dieser versieht, berichtigt jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man dann nach etlichen Jahrtausenden zusammenrechnet, so findet sich, daß wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen

wollten, oder zu gebrauchen wüßten. — Und was ist nun wohl das Brauchbarste in diesem ganzen Vorrath? Unstreitig (so däucht mich's wenigstens) die Abbildungen des wirklichen Lebens und Charakters einzelner merkwürdiger Menschen. Gewiß, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generation, und für jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so große Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche, oder bei großen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen; solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder große Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben, oder durch außerordentliche Schicksale merkwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniß die Theorie der menschlichen Natur und die Philosophie des Lebens am meisten gewinnt. Diese beobachte und studire man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häßlicher als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es gibt deren (wiewohl meistens im Verborgenen) mehr als man gemeiniglich glaubt; und so vortreffliche, daß, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher weniger von dieser Classe mit allen Helden und Heldinnen, die jemals aus der Phantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabei gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individualgemälde wirklich nützlich werden, muß man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen: man muß uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher innern und äußern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern,

bei welchen Hindernissen und Hülfsmitteln, sie gerade so, und nicht anders wurden, so und nicht anders handelten. — Gleichgültig kann es uns dann seyn, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Namen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil-Blas oder Tom-Jones heißt: wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mann war, und wie es zuging, daß er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen endlich der wurde und werden mußte, der er am Ende ist. Dieß ist alles, was wir verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Charakters für das Menschenstudium wichtig sey. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes; wir lernen auch — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müßten, um selbst zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemälde der Menschheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, daß ich antworten muß: sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen, und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerlei Weise unterhalten werden.

Der Pfarrer. Ich gestehe, daß ich — besonders was die sehr guten Menschen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Zürchische Rathsherr und Stadtarzt Hirzel schon vor mehrern Jahren von seinem Sokratischen Bauer geschenkt hat! Tausende, die der herrschende Weltton oder ihre eigene Erfahrung ver-

ächtlich vom Menschen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor sich selbst erröthen, wenn sie sich mit solchen nicht fabelhaften bessern Menschen verglichen, würden Muth fassen, eben das werden zu können, was ihresgleichen waren.

Ich. Hoffentlich würde der moralische Nutzen solcher Schriften nicht gering seyn. Aber glauben Sie ja nicht, daß man um diesen Nutzen zu erreichen, sich bloß auf die Schilderung der sehr vortrefflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens neunundneunzig Hunderttheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen uud unter gegebenen Umständen, mehr helfen, als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherlei Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattirungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Phantasie! Wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannichfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der

Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß beinahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen aus dem, was ich bisher sagte, von selbst, lieber Herr Pastor, daß ich, aus einerlei Grunde, nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Charakter jeder besondern Classe von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Farben und Schattirungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemälde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniß, der Selbsterkenntniß, der Lebensklugheit und jener stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsere Menschenmaler sich weder wissentliche Verschönerung, noch vorsetzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren: wo es keinem einfällt, zum Beispiel den Uhu häßlicher oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen als er ist. Groteske Caricaturen müßten selbst dem Satyriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daß man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häßlichkeit auffallender zu machen, müßte nicht als gültig angenommen werden. Uebertriebene Zerrbilder können nur

Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin selbst anführten, niemanden bessern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlassen, daß der Deus in nobis — dieser unbestechliche Richter in unserm Busen, der uns, je nachdem wir's verdienen, billigt oder tadelt, entschuldigt oder verdammt — auch die verzärteltste Eigenliebe nöthigen werde, ihre Gestalt, wie häßlich sie seyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so unterscheiden Sie die Caricaturen in wahre, wo der Maler die verunstaltete Natur bloß abbildet, wie er sie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer besondern Absicht die Ungestalt seines Gegenstandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur so analoge Art dabei zu Werke geht, daß das Original noch immer kenntlich bleibt; und in bloß phantastische, oder eigentlich sogenannte Grotesken, wo der Maler, unbekümmert um Wahrheit und Aehnlichkeit, sich (wie etwa der sogenannte Höllenbreugel) einer wilden Einbildungskraft überläßt, und durch das Uebernatürliche und Widersinnige seiner Hirngeburten bloß Gelächter, Ekel und Erstaunen über die Kühnheit seiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erste Art von Caricaturen, weil sie zwar verunstaltete Natur, aber doch immer Natur abbilden; und verwerfen die zweite und dritte (die im Grunde nur weniger oder mehr verschieden sind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

Ich. Sie haben mich nicht nur sehr wohl verstanden, sondern berichtigen auch durch diese dreifache Eintheilung der Caricaturen, was ich vorhin nicht bestimmt genug davon gesagt hatte.

Der Pfarrer. Ich bekenne mich aus voller Ueberzeugung zu Ihrer Meinung über diese Materie; und ich bin so weit entfernt, die Caricaturen von der zweiten Classe durch den Vorwand, daß die Häßlichkeit des Lasters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daß ich vielmehr die ungereimtesten und wildesten Grotesken für weit unschuldiger halte, als gewisse Hogarthische Caricaturen. Denn, wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo sagt,*) „daß noch kein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er sey oder seyn könne" (ein Satz, dessen Wahrheit mir sehr zweifelhaft scheint), so bliebe doch immer eben so wahr, daß so abscheulich zerrüttete, so ganz und gar durchteufelte Menschen, wie einige Hogarthische augenscheinlich aussehen, wenigstens äußerst selten sind. Ein jeder frage nur sich selbst, ob er nicht in seinem Leben zehn Gesichter, die neben den besten in der Lavaterischen Sammlung stehen dürften, gesehen habe, gegen ein einziges, das den schlimmsten von Hogarths Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiß, daß die Antwort nur bei sehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber solche Ungeheuer so selten; ist es richtig, daß auch die wenigen von dieser Art, die auf dem ganzen Erdboden zerstreut seyn mögen, das Tageslicht scheuen, und den Augen der bessern Menschen selten sichtbar werden: wozu sollt' es nützen, sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen? Wer soll durch ihren Anblick besser werden? — Die Guten? — Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie dieß zugehen sollte. Mich wenigstens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortrefflichen Menschen unendlich mehr als der Anblick eines schlechten. — Die Bösen oder die Halbguten? — Diese gewiß noch weniger.

---

*) Physiognomische Fragmente, 1 Bd. S. 85.

Denn nicht nur ihre Eigenliebe, sogar ihr Gewissen sagt es ihnen, daß sie so schlimm nicht sind, wie diese Verruchten. Der Gedanke, daß es solche Ungeheuer gibt, macht sie also mit ihrer eigenen Ungestalt nur desto zufriedener, und sie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häßliches Gesicht neben einem viel häßlichern beinahe schön wird. Ich kann also nicht finden, wozu dergleichen Caricaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen, und der menschlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber selbst, Schande zu machen.

Es geschieht unzähligemal unter Personen, die miteinander über Gegenstände, die sich nicht vollkommen bestimmen und folglich weder messen noch ausrechnen lassen, discuriren, daß sie in Worten einig, und dennoch in dem, was sie bei diesen Worten denken, weit von einander sind. Dieß mochte wohl öfters der Fall zwischen mir und dem wackern Pfarrer zu *** während unsrer beiden Unterredungen gewesen seyn; gewiß war's im Betreff der Hogarthischen Caricaturen so, auf die der gute Mann einen großen Groll hatte, ohne den Grund davon sich selbst recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloß, weil er sich schon lange her angewöhnt hatte, die Menschen für besser zu halten, als sie, im Durchschnitt genommen, jemals gewesen seyn mögen; — welches denn bei einem so gutherzigen Manne, der so wenig von der Welt gesehen, und ein so einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir stritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn, wiewohl ich zu seiner Eintheilung der Caricaturen, in wahre, übertriebene und phantastische, selbst den Anlaß und Wink

gegeben, und sie daher auch ohne Widerspruch gelten ließ, so war doch meine Meinung gar nicht, ihm so leicht einzugestehen, daß die Hogarthischen Caricaturen auf der neunten Tafel (S. 100) in Lavaters physiognomischem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen, und also unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menschenkenntniß nichts beitragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater selbst bestätigte sein Urtheil, da er von dem Gesichte Nr. 3 in der obersten Reihe sagt:

„Wenn Hogarth dieß Gesicht gesehen, und diese Stellung copirt hat, so ist das Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat er's erschaffen, so ist Hogarth — (selbst ein Teufel schwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — Nein! er hat's zusammengedichtet aus vorhandenen Gesichtern, und so ist er und das Menschengeschlecht gerettet."

Denn (sagte der Pfarrer) wenn Hogarth dieß abscheuliche Gesicht zusammengedichtet hat, so ist es als Individualgesicht übertrieben: etliche Bösewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben; aber nie ist ein einzelner Mensch Teufel genug gewesen, so auszusehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern wirklichen Gesichtern, deren jedes lange nicht so abscheulich aussah, diese scheußliche Teufelslarve zusammengesetzt, und einem einzelnen persönlichen Menschen, der unter andern nach dem Leben geschilderten höchst verdorbenen Scheusalen seine einzelne Rolle spielt, angedichtet. Er hat also dieses entsetzliche Bild wirklich erschaffen (denn wie kann der Mensch anders erschaffen als durch Zusammensetzen, Vergrößern und Verkleinern?), und sich also wirklich an der menschlichen Natur versündiget, weil er uns durch die stärkste sinnliche Darstellung verleitet, sie für verdorben genug zu halten, einen solchen Teufel hervorbringen zu können.

Ich erwiederte: bei Lavatern mag wohl hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne daß er es selbst gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren Caricaturen seine Seele so entsetzlich verwundet, und mit einer Art von äußerst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daß er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Daß ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt: er glaube kaum, daß ein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag (fuhr ich fort), davon bin ich überzeugt, daß die scheußlichste Hogarthische Caricatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nämlich; der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — Sobald es einen Menschen gibt, der fähig ist einen Christus zu geißeln, mit Dornen zu krönen, und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte ich, es muß noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheußliches (zumal in demselben Augenblick) in seinem Gesichte seyn, als Hogarth copiren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniß, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurücklassen mußten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu seyn! Welcher Zeichner, welcher Maler, wie groß er auch sey, könnte das alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in der Natur selbst seyn muß, zusammenfassen und hinstellen? —

Und gleichwohl ist dieser Mensch, so sehr er Scheusal ist, kein Teufel — denn er ist ein Mensch. Oder können wir zweifeln, ob es solche Menschen gebe? Nur zu gewiß hat es in Zeiten der höchsten Verwilderung der Menschheit, oder der äußersten Verderbniß derselben durch den Luxus, dergleichen Ungeheuer immer gegeben, gibt noch solche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unsers Jahrhunderts die Menschheit herabziehen werden. *) Hogarth ist also gerechtfertiget. —

Auf Unkosten der menschlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

Wer kann dafür? versetzte ich: die Wahrheit ist auf seiner Seite; und die menschliche Natur gewinnt am Ende eben so viel dabei, als sie verliert. Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig seyn, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herabsinken, wenn sie nicht zum Engel emporsteigen könnte.

Gut, sagte der Pfarrer; aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, daß solche menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und daß ihre Abschilderung aus dem von mir angeführten Grunde niemand nützen kann, und also besser gar unterbliebe.

Ich habe Verschiedenes gegen Ihre Vordersätze einzuwenden (erwiederte ich), und läugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von allem, was wir von hierher gehörigen Beispielen in unsern Zeiten gesehen und gehört haben, die Geschichte hinzunehmen, so wird sich finden, daß die menschlichen Ungeheuer, die mit Ho-

*) Eine Vorhersagung, die im vierten und fünften Jahre der Französischen Revolution nur zu sehr in Erfüllung gegangen ist. W.

garths Caricaturen um den Vorzug der Häßlichkeit streiten können, so gar selten nicht sind. Und daß sie noch so selten sind, liegt mehr an den äußern Umständen, als an der innern Verkehrtheit mancher Menschen. — Doch selten oder nicht, mehr oder weniger, genug sie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menschenfreundlicher Absicht schildern wollte. Ohne sie würde sein moralisches Gemälde kein Ganzes seyn. Gesetzt auch, daß weder die Guten noch die Bösen dadurch besser werden; gibt es nicht zwischen beiden äußersten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menschen, von welchen sich hoffen läßt, daß sie beim Anblick solcher Scheusale einen Schlag ans Herz bekommen, und vor dem, was sie selbst noch werden könnten, erschrecken möchten? Und ist dieses Schrecken, dieses Schaudern, ohne welches man die Gestalten nicht ansehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit solchen Ungeheuern nur den schwächsten Charakterzug gemein haben, wenn er's verhindern kann? Wer erschräcke nicht vor dem bloßen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu seyn? „Wer würde (wie Lavater sagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heißen können, um einer solchen Gesellschaft zu entrinnen?" — Dieß sind Gefühle und Gedanken, deren man sich beim Anblick dieser höchst verderbten Menschen schwerlich erwehren kann; und wenn dieß ist, welchen größern moralischen Nutzen können wir von einem Gemälde verlangen?

Der Pfarrer (wie er denn ein gesunder und nicht starrer Kopf war) fühlte das Wahre in dieser Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, daß sich das Nämliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häßliche, aber wahre moralische Caricaturen in Handlung darstellen

und nach ihrem Innern schildern, sagen lasse; und daß es des Lesers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld sey, wenn er die Absicht des Dichters, oder die Ausführung selbst, schief, und noch dazu durch ein falsches Medium und in widrigem Lichte ansieht, und diesem falschen Anblick zufolge verdammt, was er, wenn er richtig gesehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff diese Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur schleunigsten Rückreise an seinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns gesehen hatten, sehr gute Freunde geworden. Es ist doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angesicht zu Angesicht! rief er aus, da wir uns scheiden mußten. Wie viel berichtigt sich da in einer einzigen Viertelstunde! — Er schien sich ungern so bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Conversationen, und in seiner ganzen Gegend war, außer zwei oder drei wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der sich die seinige hätte besprechen können. Ueberdieß interessirten ihn die Gegenstände unserer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch Verschiedenes in petto, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich mußte ihm versprechen, daß ich in einen Briefwechsel mit ihm treten, und ihm besonders über die ästhetisch-moralischen Probleme, deren ich zu Ende unsrer ersten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung schriftlich mittheilen wollte. Und so umarmten wir einander und trennten uns für dießmal.

X.

Xantippe.

1800.

Was der junge Lamprokles in dem Gespräch mit seinem Vater Sokrates (Xenoph. Mem. Socr. 2, 2.) von dem unerträglichen Wesen seiner Mutter sagt, bestätigt Aeschines, einer der wärmsten Anhänger des Sokrates, durch die Frage, die er in Xenophons Gastmahl an seinen Meister thut: „Wenn, wie du sagst, ein Mann seine Frau bilden kann wie er will, Sokrates, warum hast denn du die deinige, die von allen Widerbellerinnen, die ehemals lebten, jetzt leben und künftig leben werden, die unerträglichste ist, nicht zu einem zahmern und mildern Wesen umgebildet?" — Aber die scherzhafte Wendung,*) wodurch Sokrates eine directe und ernsthafte Antwort auf eine so unbescheidene Frage ablehnt, ob sich gleich aus ihr schließen läßt, daß er die gute Xantippe von dieser Seite für unverbesserlich gehalten habe, sagt doch deut-

*) Wiewohl eine Menge platter Herren, die seiner Antwort erwähnen, sie für bittern Ernst nehmen.

lich genug, daß er selbst sich sehr wohl mit ihr habe vertragen können; und der Begriff, den man sich aus der Unterredung mit seinem Sohne von ihr zu machen bewogen wird, scheint mir nicht nur jene Vertragsamkeit ganz begreiflich zu machen, sondern überzeugt mich sogar, daß Sokrates vielleicht in ganz Attika keine Frau hätte finden können, die besser für ihn getaugt hätte, und ihm sogar für die Aufrechthaltung seines Hauswesens unentbehrlicher gewesen wäre als sie.

Xantippe scheint mir, bloß nach ihrem vornehmen Namen *) zu urtheilen, aus einem guten Hause in Athen gewesen zu seyn; aber vermuthlich ohne Vermögen, was sehr häufig der Fall aristokratischer Töchter zu Athen war, dafür aber, was nicht häufig der Fall war, so häuslich und wirthschaftlich erzogen, daß Sokrates, dessen ökonomische Umstände sehr übel zu einer Dame, wie etwa die Gemahlin des ehrlichen Strepsiades in den Wolken war, gepaßt haben würden, große Ursache hatte sich in ihr glücklich zu preisen. Ich stelle sie mir (nach einem Winke, den Sokrates in dem genannten Gespräch hierüber zu geben scheint) als eine Frau aus der Classe der Männinnen vor, die den Mangel an zarter Weiblichkeit und Grazie durch eine stattliche Amazonengestalt und eine derbe

*) Nach Gewohnheit der Athener bekam sie den Namen Xantippe entweder ihrem Vater, oder dem Großvater von väterlicher oder mütterlicher Seite, zu Ehren, deren einer Xantippos hieß; und daß dieß ein adeliger Name war, erinnern wir uns aus der ersten Scene der Wolken. Der Vater des Perikles führte diesen Namen, und es wäre nicht unmöglich, daß Xantippe eine Anverwandte von ihm, und dieser Umstand die Veranlassung gewesen wäre, daß Sokrates in seinen jüngern Jahren den Zutritt im Hause des Perikles erhielt, und mit Alkibiades, dem Neffen dieses großen Staatsmanns, in so vertrauliche Bekanntschaft gerieth.

rüstige Leibesbeschaffenheit ersetzen; von raschem, leicht aufbrausendem Temperament, etwas streitlustig und gern das letzte Wort behaltend; übrigens eine fleißige, emsige, auf alles aufmerksame, streng über gute Zucht und Ordnung haltende Hausmutter, die ihre liebe Noth mit drei solchen jungen Bengeln hatte, wie ich mir die Söhne des Sokrates vorstelle, und täglich Gelegenheit genug bekommen mochte, sich über ihre Unarten zu ereifern. Denken wir uns noch die sehr knappen Umstände eines Gelehrten hinzu, der weder Geld verdienen wollte, noch sonst auf eine zulängliche sichre Einnahme rechnen konnte, und wie viele Sorgen eine brave Hausfrau in einer solchen Lage hat, um die Oekonomie im Gange zu erhalten, ohne einem Manne wie Sokrates mehr zuzumuthen als recht war; so begreift man um so leichter, wie eine Frau, auf welcher so viele Sorgen liegen, zu einer habituellen Säure kommen kann, die nur kleiner Veranlassungen nöthig hat, um alle Augenblicke in ungestüme Hitze aufzubrausen, und ihrer übeln Laune durch Brummen und Schelten Luft zu machen. Sokrates, der ohnehin nicht viel zu Hause war, konnte sich, bei seiner ihm eigenen Kälte und Gleichmüthigkeit, leicht gewöhnen, den Rauch um des Feuers willen zu ertragen, und einer Frau, die so wesentliche Verdienste um ihn hatte, einige, wiewohl sehr beschwerliche Fehler, ihrer guten Eigenschaften wegen zu übersehen: aber von einem jungen Menschen, wie Lamprokles, der sich wahrscheinlich mehr auf seinen Vater einbildete als er durch seine wenige Aehnlichkeit mit ihm berechtigt war, und der (wie Herr Weiske*) wohl bemerkt) einen guten Theil von seiner Mutter

*) In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Sokratischen Denkwürdigkeiten.

Hitze geerbt haben mochte, war eine so weise Mäßigung nicht zu erwarten, und Sokrates fand es daher für nöthig, ihn seiner Kindespflicht mit Nachdruck und durch solche Vorstellungen zu erinnern, die, wofern nur etwas Gesundes an seinem Kopf und Herzen war, wenigstens einen ernstlichen Vorsatz sich zu bessern bei ihm wirken mußten.

Hitze geerbt haben mochte, war eine so weise Mäßigung nicht zu erwarten, und Sokrates fand es daher für nöthig, ihn seiner Kindespflicht mit Nachdruck und durch solche Vorstellungen zu erinnern, die, wofern nur etwas Gesundes an seinem Kopf und Herzen war, wenigstens einen ernstlichen Vorsatz sich zu bessern bei ihm wirken mußten.

Anhang.

Neujahrwunsch.

1774.

Zum neuen Jahre Wünsche machen
Soll euch Merkur? Wohlan, es sey!
Die Mode will's. Sie zu belachen
Steht zwar dem weisen Manne frei;
Nur daß er nicht zu weise sey
Sie lachend gleichwohl mitzumachen!
Zwar ist, ich sag' es ohne Scheu,
Von allen wesenlosen Sachen
Womit wir bis in Charons Nachen
Uns unterm Mond zu schaffen machen,
Nichts Wesenloser's als ein Wunsch.
Und wenn bei ihrem Nektar-Punsch
Die Götter unsrer Wünsche lachen,
So haben sie, beim Kastor! recht.
Du schöne Harmonie der Sphären,
Wo bliebst du, würde Zeus dem irdischen Geschlecht
Nur Einen Wunsch auf jeden Kopf gewähren?
Nur Einen Wunsch — (wenn's euch gefällt
Fragt Eulern oder Pater Hellen!)
Mehr braucht es nicht, um eine Welt
Wie unsre auf den Kopf zu stellen.

Zum Glück für uns und für die Welt
Fällt aller unsrer Wünsche wegen
Kein Flöckchen Schnee, kein Tröpfchen Regen
Mehr oder weniger als fällt,
Wenn wir uns auf die Ohren legen
Und lassen alles sich bewegen,
Wie es dem lieben Gott gefällt.

Der Mensch hat seinen Kreis zum Wirken,
Und weh uns, wenn wir, statt zu thun
Was unsers Thuns ist, gleich den Türken
Auf einem Sopha gähnend ruhn,
Und hoffen, während daß wir zu den Engeln lachen,
Es werd' etwa ein Geist der Lampe *) rüstig seyn,
Und unsre Arbeit für uns machen.
Verlaßt euch drauf! Er wird so gütig seyn
Und seiner Wege gehn. Gerad' in diesem Falle
Schlägt, glaubet mir, das Sprüchwort ein:
Für sich ein Jeder, Gott für Alle!

Bei allem dem gesteh' ich ein,
Von allen unsern Albernheiten
Hat diese Wünschesucht am mind'sten zu bedeuten.
Was man sich wünschet, hofft man gern,
Und ist die Hoffnung nicht des Lebens Angelstern?
Noch mehr, ein Wunsch, den wir verschenken,
Ist eine Art Wohlthätigkeit,
Falls euch beliebt hinzuzudenken,
Der Wünscher wäre sehr bereit,

*) Aladdins Zauberlampe.

Wenn er der große Mogul wäre,
Noch mehr zu thun; — und kurz und gut,
Ein frommer Wunsch, bei warmem Blut,
Macht immer unserm Herzen Ehre.

Wohlan! was wünsch' ich dann — an diesem ersten Tag
Des Jahres, da man zählen mag
Von unsers Herrn Geburt Eintausend Siebenhundert
Und vier und Siebenzig — der werthen Christenheit?
Ich sehe wohl, die Deutschen wundert,
Wie dieß sich enden wird? Verzeiht
Wenn es zu lange währt! Ich lieb' in allen Sachen
Den nächsten Weg, wiewohl er zweimal oft so weit
Als jener ist, den andre Wandrer machen.
Ein guter Weg ist einen Umweg werth,
Und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt. *)

Ihr kennt ja, denk' ich, die Töchter Schah Bambos, die Colifischetten,
Die Schattulliösen, Dindonetten,
Und Blaffardinen, und wie die Chronik weiter sie nennt,
Die, einem Orakel zufolge, die ganze Welt durchrennt,
Vom Indus bis ins Land der Neger und Mulatten,
Zu suchen — und was? Natürlich, was sie nicht hatten.
Nun, däucht mich, wäre dieß ein Wunsch für jedermann:
Was einer nicht hat, ist just, was man ihm wünschen kann.

So wünsch' ich denn uns allen mit einander
Zufriedenheit, der Güter höchstes Gut!

---

*) In Emilia Galotti.

Den Galliern Geduld, den Polen frohen Muth,
Den Deutschen attisch Salz, den Britten leichtes Blut,
Europen keinen Alexander,
Und Alexandern eine Welt,
Nur weit genug von der, worauf wir Armen schleichen!
Den Zwölfen, deren Hand der Parzen Scheere hält, *)
Sich stets in Güte zu vergleichen;
Dem Deutschen Bunde keinen Feind,
Dem besten Kaiser seinesgleichen,
Und jedem Fürsten einen Freund;
Den Philosophen etwas Zweifel
An eigener Unfehlbarkeit;
Der Priesterschaft viel Duldsamkeit,
Und den Verdammungsgeist zum T..l!
Den Schulkathedern Mutterwitz,
Den Klöstern keine Fraticelli; **)
Und auf Sanct Peters heil'gem Sitz
Stets einen Papst wie Ganganelli.
Den Dichtern viel Philosophie,
Und sehr viel Schlaf den Dichterlingen,
Und, heilt nichts ihre Phrenesie,
Die Kunst in sich hineinzusingen.
Den Kritikern ein kleines Ohr,
Das desto feiner hört und richtet;
Und Eicheln g'nug dem Bardenchor,
Das sich und uns zu Gothen dichtet.
Den Sängern mehr Gefühl als Kunst,

---

*) Den Europäischen Mächten nach damaliger Statistik, mit Anspielung auf die 12 Olympischen Götter.

**) S. Bayle unter diesem Artikel.

Den Malern reizende Modelle,
Und keiner Lais Fürstengunst,
Und jeder Schönen eine Seele.
Den Großvezieren Menschlichkeit,
Viel Freiheit den Kosmopoliten;
Dem Höfling niemals lange Zeit,
Und ach! Verstand den Abderiten!
Und jedem Autor einen Kopf,
Und Langsamkeit den Recensenten,
Und seinen Deckel jedem Topf,
Und dem Merkur viel Abonnenten.

An Amelia Tischbein. *)

1775.

Der Grazien jüngste zu schildern
Ergriff Amelia
Den Crayon; ein Himmel von Bildern
Stund vor ihr da.

Und aus dem Land der Ideen
Bringt ihr — so glaubt sie zu sehen —
Das Urbild Amor herab.
Und unter Ihrem Finger
Sehn Schwester Pasitheen
Die Liebesgötter entstehen.

O, ruft die geflügelte Schaar,
Sie ist es ganz und gar!
Dieß sind sie, die Herzenbezwinger,
Die Augen voll süßer Gefahr!

---

*) Die Tochter des Rathes und Professors J. Heinr. Tischbein zu Kassel hatte sich im J. 1775 zu Weimar aufgehalten, und daselbst auch Wielands Bekanntschaft gemacht. Nach ihrer Zurückkunft in Kassel übersandte sie dem Dichter als ein Andenken ihr von ihr selbst gezeichnetes Bildniß, und er dankte ihr durch diese Zeilen.

Die Stirne! der Mund! die Wangen!
Man kann nichts Gleicher's verlangen!

Soll ich, sprach Cypripor,
Euch meine List gestehen?
Ich hielt, statt Pasitheen,
Ihr einen Spiegel vor.

An Psyche. *)

1776.

Verwünscht! in welchem Gesicht
Dieß Rütteln mich unterbricht!
Ihr holden Seelen,
Noch sah ich euch kaum!
Wo seyd ihr? Ach Psyche,
Es war nur ein Traum!
O laß dir'n erzählen
Den herrlichen Traum!

Mir träumt, auf einem Muschelwagen
Vor welchen Amor mit eigener Hand
Vier weiße Tauben der Venus gespannt,
Würd' ich auf Wolken dahergetragen.
Ein Amorino mit goldnem Flügel
Stand vor der Muschel, hielt die Zügel,
Regierte mit einem Lilienstab
Die Täubchen Wolken auf und ab.
Es wallt' ein Nebel um Thal und Hügel;

---

*) Dieselbe Julie-Psyche, für welche Wieland sein Gedicht: „die erste Liebe," gedichtet hatte. S. Bd. 10.

Wir schwammen daher; der Nebel zerfloß;
Da stand auf einmal ein Feenschloß
Vor meinen Augen. Erdwärts schlüpfte
Der Wagen; ich sprang herunter, hüpfte
Dem Schlosse zu, fand offen die Pforte,
Stieg — Doch wozu so viele Worte?
Der Himmel weiß, wie mir geschah,
Genug, auf einmal war ich da.
Und rathe, wen ich zum ersten sah
An diesem zauberischen Orte?
O Freude! Psyche auch Du warst da!
Kamst lächelnd mir entgegengegangen,
Und denke nur, Du Grazie — traun!
Ein kleiner Zwitter von Amor und Faun,
Trotzig und lieblich anzuschaun,
Mit blauen Augen und Lilienwangen,
Schmiegte sich kosend wie Leda's Schwan
An deinen sanften Busen an.
Ein edler Ritter stand dabei,
Tapfer und bieder, wahr und treu,
Dem sah man an den Augen an,
Daß er das Beste dabei gethan.
Auch flog mir entgegen ein Fräulein zart
Von jener ächten Jungfrauen-Art,
Die ohne ihr Bestreben noch Sinnen
Ganz sachte das Herz uns abgewinnen;
Die ungekünstelt, gut und rein,
Das Auge vielleicht, das Herz nie trügen,
Und in der Stille sich begnügen,
Was andre scheinen wollen, zu seyn.

Von der Fee des Orts, sag' ich Dir nichts.
Die ist und bleibt ein Engel des Lichts!
Von Geist und Herz stets groß und kräftig,
Das Gute zu wirken stets geschäftig,
An Reiz ein Weib, ein Mann an Muth,
Ruhig und sanft, wie Aetna's Glut,
Ein Marmorbild bei eignem Leiden,
Und immer glücklich in andrer Freuden.
Allein, wozu noch Wasser ins Meer?
Wer kennt und liebt und ehrt sie mehr
Als Du? — Nun denke, wie selig ich war!
Wie alles so schön, so heiter und klar,
So lieb und wonniglich um mich her!
Als ob nun alles im Himmel, auf Erden
Und unter der Erden glücklich wär',
Und mit mir müßte glücklich werden.
Und wie die süßen Erinnerungen
Der Stunden, die ich einst zugleich
In diesem kleinen Himmelreich
Genossen, ihr holden Seelen, mit euch,
Durch all' mein Wesen wieder erklungen!
Und, Psyche, fühle dazu! es war
Der erste Tag im neuen Jahr,
In dem von hundert seligen Tagen
Die Ahnungen eingewickelt lagen!
Und als wir nun so um und um,
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium!
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! *) — Aber, denke nicht,

*) Goethe.

Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Herenmeister es war,
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geisterkönig, daher;
Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gotteswelt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!
Das laß mir einen Zaubrer seyn!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verschwunden
Und wieder Augenblicke, so reich!
Am innern Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust im Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Thränen zerschmelzen das Herz?

Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Scenen,
Hieß er vor unsern Augen entstehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönern!
So wunderbarlich wahr! So neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie, was sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen; sie athmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders seyn!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Caricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was es sey nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück;
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten

So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Axe zu drehen.

O Psyche, warum ist unser Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In seligem Taumel genoß ich ihn kaum,
Weg war der zauberische Traum!
Und ich — wie weit von Dir verschlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Nicht mehr durch luftiger Wolken Höh'
Leichtschwebend von Amors Tauben getragen,
Gezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt,
Und immer weiter — Dir entrückt!

Zwar saß in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus! Er konnt', ums Leben,
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da saßen wir große Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären,
Und (unsern Genienstand in Ehren!)
An Leib und Seele sehr contract,
Und gähnten einander an im Tact.

Und stell' dir vor (dieß ist kein Scherz!)
Daß ich, trotz meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Mährchen erzählen mußte! *)

---

*) Zur Erklärung dient folgende Stelle aus einem Briefe Wielands an Sophie la Roche vom 11 Jan. 1776. „Drei wonnigliche Tage, die ersten in diesem Jahre, haben wir zu Staden bei der Frau von *** (Gräfin von Görz?) und meiner Julie gelebt. Goethe war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden."

La Philosophie endormie.

1 7 7 8.

Ein bekanntes Französisches Blatt nach Greuze, das weder mehr noch weniger als eine gute dicke Hausfrau en Dormeuse, die über ihrer Nätherei in einem Lehnstuhl eingeschlafen ist, vorstellt, und unter welches dem Kupferstecher, Gott weiß warum? vermuthlich um das Blatt dadurch verkäuflicher zu machen, den sinnreichen Titel: La Philosophie endormie, zu setzen beliebte, hat zu diesem Schwank (wie's Hans Sachs nennt) in einer kleinen Gesellschaft Anlaß gegeben. Der Gedanke, die Modephilosophie unsrer Zeit schlafend vorzustellen, schien alles Beifalls würdig: aber der Einfall, sie in eine dicke phlegmatische Hausfrau zu verwandeln, wurde desto platter gefunden. Man glaubte, sie würde in Gestalt einer nach der neuesten Mode galantisirten Pariser Fille sich besser ausnehmen und richtiger charakterisirt seyn; und es wurde beschlossen, sie umzuschaffen, ungefähr so wie sie hier beschrieben wird.

Erste Scene.

Ein Saal, an den eine Art von Boudoir stößt, wovon die Thür etwas mehr als halb offen ist. Die Philosophie endormie liegt im Boudoir auf einer Bergère in einer so galanten Attitude als man sich denken will.

Der **Abbé**, der **Mylord**, der **Marquis**, der **Baron** (ein Deutscher) und der **Chevalier** treten mit ziemlichem Geräusch in den Saal. Die Frage: wie und warum sie hineingekommen? wird verbeten; genug daß sie drinnen sind.

(Die Scene ist in einem Hôtel garni.)

Der Abbé
(indem er die Schläferin gewahr wird, zum Mylord und Baron).

Sachte, ihr Herren au gros Bon-Sens,
ein wenig sachte, darf ich bitten!
Ihr könntet mit euren plumpen Tritten
die Dame wecken, die dort — so lang
sie ist, in ihrer gebüfften Bergère
nach einem kleinen Komusfest
den Schlaf so wohl sich schmecken läßt.

Der Baron (hinzuschleichend).

Sie scheint nicht übel, bei meiner Ehre!

Mylord (wirft einen Blick auf sie).

Für eine Kupplerin ziemlich jung!

Der Chevalier.

Ein wenig welk, doch gut genung
für einen Ausflug nach Cythere.

Baron.

Möchte wohl wissen wer sie wäre.

Mylord.

Sie wird wohl von der Oper seyn.

Der Marquis

(lachend, als ob der Mylord eine Sottise gesagt hätte).

Ja doch! da schliefe sie gleich allein!

Mylord.

Vor mir kann ihre Tugend schnarchen,
So laut sie will — ich wecke sie nicht!

Der Abbé (faisant la petite bouche).

Die Herrn sind strenge Aristarchen!
Ich dächte doch, ihr Air verspricht?

Der Chevalier.

In diesen langen Wintertagen
ist einer oft über weniger froh.

Der Marquis.

Fy! solchen Espècen nachzufragen!
's ist keine femme comme il faut!

Der Abbé.

Ich will's den Herren auf einmal sagen —
Parbleu! es ist — die Philosophie!

Mylord.

Ah! respectabel! das hätt' ich nie
errathen! — Die Philosophie?

Der Abbé.

Nichts anders, Mylord — et endormie
comme vous voyez.

Mylord (mit großem Phlegma).

Endormie

Natürlich! La Philosophie endormie —
't is plain!

Der Abbé.

In einem negligé
couleur de puce en couches —

Mylord.

Zum Henker!

Der Abbé.

Garnirt mit soupir étouffé —

Der Marquis.

Qu'y a-t-il là pour tant se récréer?

Mylord.

Nun laßt mir alle eure Denker
kommen! — Die schöne Philosophie
à la façon de Barbarie!

Der Chevalier.

Au moins l'Allégorie
n'y manque pas. Wie viel esprit
auf ihrem Kopfe!

Mylord.

Besser für sie,
sie hätt' ihn drinn!

Der Marquis.

Das wäre platt!
Jede petite bourgeoise hat
den ihrigen dort.

Der Chevalier.

Messieurs, ich dächte
Die Damen bedienen sich ihrer Rechte;
Es ist am Ende List wider List.
Esprit und Eleganz und Schimmer,
ce Frillant, cet-enfin was Ihr wißt,
Uns gibt's der Schneider; dem Frauenzimmer

gibts die Coëffeuse. Eh bien, was ist
dagegen zu sagen?

Mylord.

Man läßt sich bedeuten!
Es ist im esprit d'économie
von unsern aufgeklärten Zeiten.
Il y a du Calcul là dedans.
Ich find' es herrlich. Jedermann
versieht sich mit den Nothwendigkeiten
des Lebens so wohlfeil als er kann.

Der Abbé.

Und sehn Sie nur das air de Fée,
das air — von Geist, von Leichtigkeit,
von reizender Wackelhaftigkeit,
das air de Sylphide? —

Mylord.

O ja, ich sehe,
ich sehe was zu sehen ist,
und freue mich dessen was ich sehe,
als wär' ich — ein Oekonomist.
Denn sehn Sie, wenn Ein grain de folie
schon glücklich macht: wie glücklich muß
die Welt nicht werden vom Ueberfluß,
de ce grain-là! — Die Zeit der Kühe
des alten Pharaons am Nil
ist gegen die unsrige Kinderspiel!
Doch, auf die Philosophie endormie
zurückzukommen —

Der Baron.

Viel Danks, Mylord
für die Zurückkunst. (Er lacht laut.) Auf mein Wort,

wir alle möchten die Dame näher
kennen lernen — (Zum Abbé.) Monsieur Fatras,
Sie sind ja wohl ein Geisterseher?

(Er lacht noch lauter.)

Sie könnten uns von der Erscheinung da
vermuthlich die beste Nachricht geben!
Ich seh' sie heut in meinem Leben
zum erstenmal. — Hab' ehmals zwar
als Schüler von unserm Ludimagister
von ihr gehört. Er sprach als wüßt' er
sehr viel davon. Allein, es war
wohl eine andre — oder er kannte
sie auch vom Hörensagen nur.
Was er Philosophiam nannte
war eine gar wichtige Infante!
Sie hätte, sagt' er, die wilde Natur
zuerst gebändigt und überwunden,
und in der Körper- und Geisterwelt
und in der — was weiß ich welcher? — Welt
alles gar nett zusammengebunden,
und Städte gebaut, das erste Geld
gemünzt; Kirchen und Schulen bestellt,
kurz alles gethan und alles erfunden,
sagt' er —

Mylord.

Mein Herr von Trutenhahn,
der Ludimagister war ein — Lümmel,
und wußte nicht was er sagte. Beim Himmel,
sie hat, seitdem sie athmen kann,
von allem dem just — nichts gethan.

Der Baron
(mit einer politischen Miene und sehr laut schreiend)

Ich sagte ja gleich, es müsse noch eine
Philosophie seyn —

Der Abbé.

Nicht so laut! —
Nein, Herr Baron, es gibt sonst keine;
in tausend Gestalten ist's immer nur Eine.
Da sitzt sie in ihrer ersten Haut!
Hat freilich in ihren Lebenstagen
noch keinen Gänsestall gebaut;
(das können sie kecklich weiter sagen!)
noch jemals was erfunden — als
das Farbenclavier, und allenfalls
die Waschmaschine — Ihrenthalben
möchten wir noch auf Vieren gehn,
und Gras mit unsern Zähnen mähn,
und uns mit Thran und Schaffett salben.
Wohl uns, daß — wie bei jedem Thier —
Instinct und Glück das Beste thaten
im Drang der großen Noth uns rathen
zu helfen. Denn ma foi, hätten wir
die Künste lernen sollen von ihr,
wir könnten noch keinen Apfel braten!
Die Kunst zu träumen bei hellem Tag,
und Fliegen zu fangen und Sterne zu zählen,
ist alles womit sie groß thun mag!

Der Baron.

Nun möcht' ich doch, bei meiner Seelen,
begreifen, wie sie zu ihrem Credit
gekommen seyn kann —

Der Marquis (zum Chevalier).

Gehst du mit?

Der Chevalier.

Où?

Der Marquis.

Zur Comtesse de la Chouette.

Der Chevalier (avec un air fin).

Ja, wer nicht was Bestelltes hätte.

Der Marquis.

Mylord, j'ai l'honneur — Herr Baron, Ihr Diener.

Der Baron.

Wie? Sie gehen schon?
Ich wollte mir nur erzählen lassen —

Der Marquis.

Grand bien Vous fasse, Herr Baron!

(Er geht mit dem Chevalier hüpfend und pfeifend ab.)

Zweite Scene.

Der Abbé.

Sie sollen bedient seyn, Herr Baron;
Wir wollen uns kurz zusammenfassen!

Mylord

(wirft sich in einen Lehnstuhl, schlägt die Beine über einander, und sieht aus, als ob er sehr scharf an — nichts denke, und gar nicht Acht gebe, was die Andern sagen.

Der Baron.

Nach Ihrer Bequemlichkeit, l'Abbé.
Ich wüßte doch bis zum souper
sonst nichts zu thun — (sieht nach der Uhr) erst sieben Uhr;

Eh bien — (er gähnt) contez, contez toujours,
j'aime les Contes à la folie.
Was wär's? Wo blieben wir stehen? — Recht!
Die Rede war?

Der Abbé.

Sie wollten die Mühe
nehmen, sich von der Endormie
da was erzählen zu lassen. —

Der Baron.

Recht!
Das war's! J'y suis! Nur fortgefahren!

Der Abbé.

In ihren ersten Jugendjahren —

Der Baron.

Ich hoffe, sie ist doch von altem Geschlecht?

Der Abbé.

Sie kennen, als in den Geschichten erfahren,
unfehlbar das alte berühmte Geschlecht
der Feen?

Der Baron.

Hab' irgendwo gelesen
es sey in großem Flor gewesen
vor Zeiten. Allein, wie alles changirt,
dermalen würde in meinem Lande
mit einer Fee schlecht probirt.
Parbleu, ich glaube sogar Urgande
und Alquif würden nicht passirt!
Wir nehmen's scharf bekanntermaßen.
Ha, ha! die gute Philosophei!
Sie würde, trotz ihrer Feerei,
in keinem Stifte zugelassen!

Mylord (auffahrend).

God damm your Pedigree! laß den Abbé
doch schwatzen.

Der Baron (laut lachend).

His Lordship, wie ich seh',
ist nicht bei Laune — Weiter, Abbé!

Der Abbé.

Die Dame also, von der wir sprechen
(wie jede Fee durch Schicksals Schluß,
so irgend was Tolles haben muß),
hat ein gewisses Naturgebrechen,
wogegen Mustaschens Zwickelbart —

Mylord (ungeduldig).

O laßt Mustaschens Zwickelbart,
und alle Vergleichungen dieser Art;
zur Sache! zum Naturgebrechen!
Was ist's?

Der Abbé.

In ewiger Pfleg' und Wart'
von einem Cicisbé zu stehen,
der ihrer Trägheit die Müh' erspart
aus ihren eignen Augen zu sehen.

Mylord

(schlägt die Beine übereinander, und läßt den Kopf auf den Rücken des Lehnstuhls fallen).

Der Abbé (fortfahrend).

Das einzige was sie sich vorbehält
ist Freiheit, immer von einem zum andern,
sobald es ihr zu wechseln gefällt,
(und das ist oft) herumzuwandern.
Langweile, Neugier, Paradoxie,

kurz, Grillen und Launen regieren sie
dabei. Doch, ist der Günstling erkoren,
flugs ist er ihr der größte Mann,
den je ein weibliches Weib geboren,
und nichts ist dann so närrisch, er kann
sie's überreden. Sie hälf' ihm Mohren
bleichen; und spräch' er: zweimal Zwei
sey Fünfe! sie setzte ihre Ohren
dran, daß es in diesem Falle so sey.
Die's anders finden, schilt sie Thoren;
denn Recht zu haben und weise zu seyn
erlaubt sie nur ihrem Günstling allein;
und wer sich dagegen zu sperren wagt,
den schlägt sie mit einem Er hat's gesagt
als einem Kolben vor die Ohren.
Allein sobald ein neu Gesicht
ihr vorkömmt — ein Knabe, der mit Gewicht
aus einem neuen Tone spricht,
stracks ist der große Mann verloren:
der Mann und sein System ist weg,
er ist ein Träumer, ein schaler Geck,
und jeder darf ihm Esel boren.

Der Baron
(aus einem Mittelstand zwischen Wachen und Träumen erwachend).

Ein Träumer, ein Eselgeborner Geck —
wie — wie — wie meinten Sie das? —

Der Abbé.

Ei, Ihr Gewissen,
Herr Ritter, hört auch gar zu leis!
Es hat sie da ganz unhöflicher Weis'
aus Ihrem süßen Schlaf gerissen.

Ich dächte, Sie schliefen ruhig fort.
Mein Schwatzen hat Sie unterbrochen;
Verzeihen Sie —

Der Baron.

Nä! nur fortgesprochen!
Sie sehen, ich höre jedes Wort —

(Schläft wieder ein.)

Mylord.

Ich höre zwar da nichts Neues sagen,
allein — man hört doch immer. — Nur fort,
nur fortgefahren, Abbé!

Der Abbé.

Mylord,
das Neue war schon in Salomons Tagen
was Seltnes! — ich spreche von langer Zeit —
Was Neues, Parbleu, die Möglichkeit
was Neues zu sagen wird immer kleiner
von Jahr zu Jahr. —

Mylord.

Locus communis! doch no offence!
Nur weiter!

Der Abbé (vor sich).

Orandum est ut sit mens
sana. (Laut) Mylord, die ganze Geschichte
ist etwas lang, und auch, beim Lichte
besehn, nicht allzu angenehm —
ich dächte —

Mylord.

Mir ist alles le même.
La Philosophie endormie (im Schlaf).
Ah! cher Voltaire! cher vieillard!

Mylord (zum Abbé).

Was will die mit ihrem Knasterbart?
Der wird doch (wie Freund Tristram spricht)
in seinen alten Tagen nicht
noch eine Fackel in ihrem —*)

Der Abbé (ihm ins Wort fallend).

— Still!
Sie sehen ja daß sie erwachen will!

La Philosophie endormie
(streckt sich, reibt die Augen, und spricht, ohne die Herren gewahr zu werden).

Wo bin ich? Das süße Traumgesicht!
So alt und noch so unermüdet!
So unerschöpflich! das braust und siedet
ja noch in meinem Dienst; als wär'
ich — seine Pucelle. —

Mylord (vor sich).

— und er
ihr edler langgeöhrter Galan!

Der Abbé (leise zu Mylord).

Sie fängt ein wenig feurig an! —
Ah! sehn Sie die versprechenden Augen!

Mylord.

Nur mehr fraicheur! So möcht's, mein Treu!
für einen Whim noch immer taugen!

Der Abbé
(nähert sich indessen der Philosophie endormie mit großen Verbeugungen, und flüstert ihr sehr vertraulich ins Ohr).

---

*) Mylord geruht auf eine Stelle im Tristram Shandy anzuspielen, die zwar sehr philosophisch, aber eben nicht die delicateste ist. S Vol. VIII. c. 5.

La Philosophie endormie
(auf Mylord deutend).

Wer ist der Herr da?

Der Abbé.

Mylord Rund —
(Mylord macht einen schlichten serviteur).

La Philosophie endormie.

Sein air of liberty macht ihn kund.
(Zu Mylord.) Mylord, mich freut die Ehre — (zum Abbé) der Pinsel!
(zu Mylord.) Hab' für die Herrn aus Ihrer Insel
immer ein kleines faible gehabt!

Mylord (kalt).

Viel Ehre für uns!

La Philosophie endormie (zum Abbé).

Abbé, was trabt
die Treppe herauf?

Dritte Scene.

Der Marquis und der Chevalier mit großem fracas zu den Vorigen.

Mylord (zum Marquis).

Aux François, einen Augenblick!
Half pfeifen — machte ich einen Nick
den tour herum — dann zur Chouette,
die fand ich auf ihrem Ruhebette
mit einem Gesicht à faire peur,
die Nerven noch alle von gestern her

en marmelade! — un mal de tête
affreux — und solch ein Schmachten im Blick!
Enfin — je fis une belle retraite;
und komme, wie Sie sehn, zurück.
Die Ursach' läßt sich leicht ermessen.

(Mit einer Verbeugung gegen die Philosophie endormie.)

Der Abbé (vor sich).

Der fat! — Des Mylords Abendessen
ist wohl, die Herrn anzuziehn,
Magnets genug! — (Zum Chevalier) Und Sie, wohin
Herr Ritter geriethen Sie indessen?
Ei! was Bestelltes so zu vergessen!

Der Chevalier.

Vous riez! es wäre lächerlich
an unser Einem, in solchen Sachen
den Mann von großem Gedächtniß zu machen —
der Fehler ist morgen früh geschwind
vergütet!

Mylord.

Genug die Herrn sind
willkommen zu einer Schale Punsch.

Der Chevalier (vor sich).

Das war nun eben nicht mein Wunsch!

Der Marquis

(charmirt indessen mit der Philosophie endormie. Der Abbé mischt sich in ihr Gespräch.

Der Chevalier (zu Mylord).

Ha! ha! die fangen schon Feuer! Es wäre,
morbleu! von uns nicht sehr galant
den faden Stutzerchen da die Ehre
des Sieges zu lassen.

Mylord.

Pshaw! Die Ehre
wird nicht so groß seyn. Die kleine Mähre
frißt einem ja Augenblicks aus der Hand!

(Vor sich.)

Und doch wär's Spaß, sie vor der Nasen
dem Gecken am Ende wegzublasen.

Der Chevalier (vor sich).

Den fürcht' ich nicht!

(Er nähert sich der Philosophie endormie mit einer Verbeugung.)

Ein Dritter, Madam —
ist hoffentlich, nicht zu verwegen,
wiewohl er später als Andre kam,
sein Herz zu Ihren Füßen zu legen.

La Philosophie endormie.

Monsieur, vous êtes bien poli!

Der Marquis (zum Abbé).

Die allerliebste Philosophie!

Der Baron

(erwacht, sieht sich um, und stolpert mit affectirter bonne grace zur Gesellschaft hin).

Die Messieurs haben, wie ich seh,
die Dame bereits in Beschlag genommen,
's ist hohe Zeit dazwischen zu kommen! —
Nur nicht so hitzig drauf, Messieurs! —
Ihr Sklave, ma belle!

La Philosophie endormie (zum Abbé).

Wer ist der?

Der Abbé (leise zu ihr).

Ein Wunderthier vom Nordpol her,
Vous voyez, ein ungeleckter Bär,

ein Oran=Utang — um Alles zu sagen
mit Einem Wort, ein Deutscher Baron.

La philosophie endormie.

Abbé, ich bitte Respect zu tragen;
ich ehre, seit kurzem, die Nation.
's sind Leute von guten derben Sinnen
und hausgesponnenem Menschenverstand!
Sie zahlen unsern Fabriken=Tand
baar Geld, vertauschen ihr Geld um Häcksel
und clinquant, verlieren noch gar im Wechsel,
copient lourdement nos Travers,
sind unsere tollsten Moden gewärtig,
und halten sich selbst nicht eher für fertig,
bis unsre Schneider und Friseurs
sie erst zu Menschen umgebildet,
und unsre Brodeuses sie übergüldet.
Da spricht man: so ein Volk sey dumm!
Ich preis' es klug, und weiß warum;
in staatwirthschaftlicher Betrachtung
verdient ihr Blödsinn die größte Achtung.

Der Baron
(in großem Ernst, und mit einer tiefen Verbeugung).

Madame, vous avez trop de bonté.

La philosophie endormie.

Man kann für Sie zu viel nicht haben,
mein Herr Baron.

Der Marquis.

Ein Mann von Gaben!
Er kommt (wie Cäsar) und sieht und siegt.

Der Baron (mit einer schlauen Miene).

Ich bin mit meinem Talent vergnügt,

hoffe, Sie werden Ursach' haben
es mit dem Ihrigen auch zu seyn?
(Er lacht aus vollem Halse.)

Der Chevalier.

Min Err Baron Locklockenstein,
Ihr Liebsglück macht sie übermüthig. —

Der Abbé.

Fy donc! ein wenig ehrerbietig
vor Damen! Wer wird gleich hitzig seyn!

Der Baron.

Ich bleibe, wie Sie sehn, kaltblütig,
und lade Sie alle zur Tafel ein.
Hoffe, Madame, sind so gütig —
Ein kleines souper, so gut mein Koch
es in der Eile zusammenbrachte —

Der Chevalier (heimlich zum Marquis).

Das geht noch besser als ich dachte —
(Laut.)
Eh bien, Marquis, wir gehen doch noch
zur kleinen Duchesse?
(Sie thun als ob sie gehen wollen.)

Der Baron.

Point de rancune,
Herr Ritter! die ganze compagnie
bleibt da! — Ma reine, befehlen Sie
den Herren zu bleiben! Point de rancune!
Sind gute Freunde allerseits!

La Philosophie endormie.

Ich, als die Helena dieses Streits,
werde wohl Friede machen müssen.
Die Fehde wird bald geschlichtet seyn.

Messieurs, belieben Sie dann zu wissen,
mes faveurs, gleich dem Sonnenschein,
sind Jedem eigen, und Allen gemein.
Ich werde Sie alle contentiren;
nur müssen die Herren so billig seyn
sich auch für mich zu employiren.

Omnes.

Sind alle bereit bei Tag und Nacht!

La Philosophie endormie.

Der Anfang sey dann damit gemacht,
Sie alle (ohne daß sie spüren,
daß ihnen im Leibe dabei was kracht)
zu Philosophen zu creiren.

(Die Herren schauen einander mit großen Augen an.)

Sie schütteln die Köpfe? Sind Sie klug?
Ist etwa da was zu riskiren?
Sie nennen sich so — das ist genug
der halben Welt zu imponiren.

(Zum Marquis.)

Sie, Marquis, sind bei Hofe bekannt,
sind in der großen Welt mit Damen
und Herren liirt, und sehr im Stand,
zum wenigsten durch die dritte Hand,
Uns Zutritt und Schutz von großen Namen
zu schaffen. — Ihr Fach ist, merken Sie,
Ihr Fach ist die Oekonomie!

Der Marquis.

Mein Fach? Madam, le diable m'emporte;
wenn ich in meinem Leben ein Wort
davon verstanden!

La philosophie endormie.

— Verstanden? was wollen
Sie mit verstanden? Wie lächerlich!
Wer sagt denn, daß Sie verstehen sollen?
Tant mieux, mein Herr, je minder Sie sich
darauf verstehn! das ist für mich!
Sie werden nur desto dreister sprechen.
Nur tapfer über die Staatsgebrechen
und wider den luxe declamirt,
und neue Gesetze projectirt,
und gibt sich jemand damit die Mühe
und zweifelt und analysirt,
frisch auf den Calcul provocirt!
Das Uebrige wird sich alles geben.
(Zum Chevalier.)
Sie, Ritter, in ihrem städtischen Leben,
Sie werfen zum Sittenlehrer sich auf —

Der Chevalier (erstaunt).

Zum Sittenlehrer, Madam? Worauf
beruht mein Titel? Auf meinen Sitten
doch wahrlich nicht?

La Philosophie endormie.

Mon Dieu! wie schwach!
Wo ist die Rede von Ihren Sitten?
Genug, mein Herr, es ist Ihr Fach!
Sie sind dazu recht ausgeschnitten!
Viel jargon, viel effronterie,
Witz quantum satis — Was wollen Sie
noch weiter? Sie sollen mehr Proselyten
machen als Heloisens Freund
einst Schüler. Wie? die Moral der Spatzen

ist doch so schwer nicht, wie mir scheint?
Und gegen die préjugés zu schwatzen,
und aus dem Daseyn ein Narrenspiel
zu machen, und jedes Naturgefühl
entweder weg zu räsonniren,
oder so lang und viel daran
zu schleifen und zu raffiniren,
zu drehn, zu feilen, zu ciseliren,
bis es ein Hauch verwehen kann:
als ob das große Künste wären?

Der Chevalier.

Ah, nun versteh' ich!

La Philosophie endormie.

C'est assez!
Der Markt wird uns schon kramen lehren.

(Zum Abbé.)

Nun kommt die Reih' an Sie, Abbé,
Sie sind ein Meister im persifliren!
Sie sollen bei unsrer kleinen Armee
die leichten Truppen commandiren;
Uns, und was wir zum Heil der Welt
erfunden, geträumt, ans Licht gestellt,
tagtäglich von Haus zu Haus proniren,
und jeden der uns nicht gefällt
verspotten, schinden und chansonniren.

(Der Abbé verbeugt sich. Zu Mylord.)

Sie, Mylord —

Mylord (ihr ins Wort fallend).

Miß, mich lassen Sie aus!
Sie wissen ich bin ein Insulaner,
und drum zu jedem andern Aner

verdorben — Wir haben bei uns zu Haus
zu thun genug — macht eure Sachen
so gut ihr könnt — je schlechter für euch
je besser für uns — mir gilt es gleich.

La Philosophie endormie (zu den Uebrigen).

Für itzt ist nichts mit ihm zu machen,
Mylord is in his humour — Well!
Das soll uns nicht aus unserm bringen!
England bleibt doch in allen Dingen
ou le goût n'entre pas, Modell!
Dieß Liedchen wollen wir ewig singen.

(Zum Baron).

Und Sie, mein schöner Herr Baron,
Sie machen die Honneurs von ihrem Lande,
und nehmen uns — in Protection!
Nur kein souper à l'allemande,
das bitt' ich mir aus! Je suis friande;
des ragouts fins — du goût, Monsieur!
und huile de perdrix bien perlé —
und den Tocay nicht zu vergessen!

Der Baron (dummtreuherzig).

Ich bin doch auch ein Philosoph!

La Philosophie endormie.

Versteht sich! Wir machen Ihnen den Hof,
und Sie — Sie geben uns zu essen.
's ist eine Akademie, wovon
Sie der nutritor sind, Baron!
Sie sollen Ehre von uns haben!

Vierte Scene.

(Verschiedene Herren in schwarzen Sammthosen treten auf.)

Der Baron.

Was wollen die? Sind mir feine Knaben,
mein Seel'!

La Philosophie endormie
(zu den schwarzen Sammthosen).

— Sie kommen eben recht,
wir wollten just zu Tische gehen.

(Zu den Uebrigen.)

Mylords and Gentlemen, Sie sehen
hier lauter Männer von meinem Geschlecht,
mit denen Sie sich befreunden müssen;
Männer, die manch solch Hosenpaar
in meinen Diensten schon zerrissen,
viel Raben und Gänse darin fürwahr
entfiedert, viel Ballen Papiers beschmissen!
Sind Weltverbesserer insgesammt,
Politiker, Oekonomisten,
Projectenschneider, Journalisten,
Cyklopädisten und Antichristen,
alle von Einem Geist entflammt!
Will sie als Männer von seltnen Gaben
und hohem Verdienst empfohlen haben.
Verbinden Sie sich mit ihnen genau!
Arbeitet — mit vereinigten Kräften,
an unserm Babylonischen Bau;
und wißt, von unsern Geheimgeschäften
beruht der Erfolg und ganze Gang
allein auf unserm Zusammenhang.

Steht immer alle für Einen Mann!
Hat Einer ein Ei gelegt, so kündigt
es alle mit lautem Gagack an;
und wer an Einem sich versündigt,
sey gleich von Allen in Bann gethan!
So wird mein Thron sich hoch erheben,
so wird es dauern unser Reich,
und die Philosophie in Euch
dem Erdenball Gesetze geben!

(Die Herren machen einander Complimente.)

Ein valet de chambre des Baron.

Monsieur, est servi.

Der Baron.

Allons donc,
Madame, Messieurs —

La Philosophie endormie.

Mon cher Baron,
Vous êtes des nôtres?

Der Baron.

Ma belle fée
Vous me rendez bien orgueilleux!

La Philosophie endormie
(indem sie den Baron beim Arme nimmt, und davon schlendert).

Votre Champagne est bien mousseux,
j'espère?

Der Abbé.

Voilà, ventrebleu,
une endormie bien eveillée!

„Unter unsern Großen ist kein Alexander und „kein Richelieu, der die Chörile und Colletets „der Dürftigkeit entrisse.“

1774.

Große Herren haben zuweilen ihre eignen Grillen. Karl der Zweite von England liebte die Cither eben so sehr als Crebillons Tanzai die Leyer. Der Citherschläger Francisco war eine Art von Günstling, und ein neues Menuet von ihm machte damals am Hofe zu St. James mehr Redens als der prächtigste Opern-Chor von Lulli. Ludwig XIV konnte die schönsten Stücke von Teniers nicht leiden, weil sie nur gemeines Bauervolk vorstellen; hingegen gibt es andre große Männer, die einen entschiedenen Groll gegen alles Idealische haben, und eine wohlgenährte Flammändische Venus der Griechischen Niobe und ihren Töchtern vorziehen. Alexander war allerdings ein großer Geist. Er liebte, beschützte und belohnte Künste und Wissenschaften. Er verschonte, da er Theben zerstören ließ, das einzige Haus, das Pindar ehemals bewohnt hatte. Er führte die Iliade in einem mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe besetzten Kästchen mit sich

herum. Er unterstützte den Aristoteles mit großen Summen bei der Verfertigung einer Naturgeschichte der Thiere. Lysippus und Apelles, der größte Bildhauer und der sinnreichste und angenehmste Maler seiner Zeit, der Maler der Grazien, stunden bei ihm in der vorzüglichsten Gnade. Bei allem dem hatte er, wie es scheint, nur einen sehr mittelmäßigen Geschmack in der Dichtkunst; und zu eben der Zeit, da er keinem geringern Meister als Lysippus und Apelles erlauben wollte, seine Figur nachzubilden, erlaubte er nicht nur dem Chörilus, einem sehr schlechten Poeten, seine Thaten zu besingen, sondern belohnte auch den Versemann so reichlich, als ob er ein Homer gewesen wäre, und so wie noch kein guter Dichter jemals belohnt worden ist. Vielleicht gab es gerade damals keinen bessern als diesen Chörilus; oder vielleicht fand dieser Bessere, wenn es einen gab, keinen Weg zu Alexanders Ohr; vielleicht fielen auch die Verse des Sängers Chörilus gut ins Gehör, aber Alexander, der keine Zeit hatte, darauf Acht zu geben, ob die Gedichte seines Hofpoeten im Ganzen gut oder schlecht waren, fand sie vortrefflich, weil seine Thaten darin besungen waren. Wären sie gut gewesen, so hätte er sie vermuthlich nicht desto schlechter gefunden. Und wer weiß? vielleicht hatte dieser Chörilus eine Schwester, die einem Liebling Alexanders gefiel? Vielleicht hatte dieser Chörilus ein Gedicht auf den Schooßhund einer Geliebten Alexanders gemacht? Vielleicht hatte er den Papagaien der Geliebten sprechen gelehrt? Vielleicht erwies Alexander der Dichtkunst die Ehre, selbst Verse zu machen, und diesen Chörilus traf just das Glück, daß er dazu gebraucht wurde, sie ihm schön ins Reine zu schreiben — und die sechshalbfüßigen Hexameter länger, oder die siebenfüßigen kürzer zu machen? Ein jedes dieser Vielleicht ist sehr möglich; und ein

jedes davon war hinreichend, den glücklichen Chörilus, wenn er auch der erste Dummkopf seiner Zeit gewesen wäre, in den Augen des Fürsten zu einem Homer zu machen. Bei den Göttern dieser Erde kömmt sehr viel auf die kleinen Umstände an. Was den Cardinal von Richelieu betrifft, der den Advocaten und Poeten Colletet, wiewohl er beides gleich schlecht war, unter die Vierzig der neugestifteten Französischen Akademie aufnahm und immer mit vorzüglicher Gnade beehrte — diese Eminenz ist eine von den entscheidendsten Beispielen, daß ein sehr großer Staatsmann ein schlechter Kenner des poetischen Verdienstes seyn kann, und daß man darum keine bessern Verse macht, weil man eine Negotiation vortrefflich einzufädeln weiß. Vermuthlich wurde dem guten Colletet gerade das, was ihm bei der Nachwelt nachtheilig war — der Mangel an Talenten — von seinem Beschützer zum Verdienst angerechnet. Der Cardinal hatte die Grille, selbst ein Poet — das ist, das, wozu ihn die Natur am wenigsten gemacht hatte — seyn zu wollen. Es war also natürlich, daß die schlechtesten Dichter eben diejenigen waren, die am meisten bei ihm galten. Corneille war ein zu gefährlicher Rival, um Verzeihung dafür zu erhalten, daß er so vortrefflich war. Die Colletets, die Cotins und ihresgleichen waren klein genug vor dem anmaßlichen Musengotte zu kriechen, und zu klein, um seine Eifersucht zu erwecken. Dank also, und abermal Dank habe der Himmel, daß unter unsern Großen keine Alexander und keine Richelieu sind, welche die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entreißen! Die Folgen einer so übel angelegten Freigebigkeit würden für unsere Literatur zu verderblich seyn. Da die Anzahl der Leute, die sich ohne Genie und Talent zu Dichtern aufwerfen, jetzt schon so groß ist; jetzt, wo auch ein Cervantes

und Ariost so gut, als ehemals in Spanien und Italien Gefahr liefe, seinen poetischen Lebenslauf in einem Hospitale zu beschließen! was würde daraus werden, wenn die elenden Scribenten sogar durch öffentliche Belohnungen aufgemuntert würden?

Woher, nach der Edda, die guten und schlechten Skalden oder Barden kommen?

1 7 7 5.

„Die Götter in Asgard (in der Götterburg) hatten einstmals lange Weile. Da fiel ihnen ein, sie wollten mit einander einen Menschen machen. Der neue Mensch erhielt den Namen Kwaser, und hatte so viel Verstand, daß man ihm keine Frage vorlegen konnte, auf die er nicht sogleich eine befriedigende Antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen Erde umher, die Menschen Weisheit zu lehren, und sein Ruhm wurde fast sehr groß. Das verdroß gewisse neidische Leute; flugs bestellten sie zween Zwerge, die ihn verrätherischer Weise ermordeten. Die Zwerge faßten sein Blut in ein Gefäß auf, vermischten's mit Honig und machten ein Getränk daraus, das alle und jede, die davon trinken, zu Dichtern macht. Wie nun die Götter ihren Sohn Kwaser nicht mehr sahen, fragten sie bei den Zwergen nach, wo er geblieben wäre. Die Zwerge, um sich, so gut sie konnten, aus dem Handel zu ziehen, antworteten: Kwaser wäre an seiner eigenen Weisheit erstickt, weil niemand im Stande gewesen, ihm oft genug durch gescheidte Fragen Luft zu verschaffen. Damit mußten sich die Götter einstweilen beruhigen. Einige Zeit darauf zogen sich die Zwerge den Unwillen des Riesen Suttung zu, und kamen dadurch in so große Noth, daß sie endlich ihrem Leibe keinen andern Rath wußten, als dem

Riesen das herrliche Getränk, das sie aus Kwasers Blute bereitet hatten, für ihre Befreiung anzubieten. Der Riese ließ sich's gefallen, empfing das Gefäß mit besagtem Getränke, und gab's seiner Tochter Gunlöde in Verwahrung.

Die Götter, welche Wind von der Sache bekommen hatten, wünschten sehr diesen Schatz in ihre Gewalt zu bekommen; es war aber keine so leichte Sache, denn die Riesin Gunlöde wohnte mitten in einem Felsen, der ringsum ohne Oeffnung war. Die Frage war, wie man da hineinkommen sollte. Vater Odin nahm es auf sich, das Abenteuer zu bestehen. Er zog aus und kam auf eine große Wiese, wo er neun Tagelöhner sah, die im Mähen begriffen waren. Odin fand ein Mittel die Bursche auf eine listige Art dahin zu bringen, daß sie einander mit ihren eignen Sicheln in Stücke zerschnitten. Nun veränderte Vater Odin seine Gestalt, nahm den Namen Bolwerk an, und kam zu dem Riesen Bauge, Suttungs Bruder, den er sehr betrübt über den Tod seiner neun Mäher antraf. Bolwerk sagte ihm, er wolle ihre Stelle vertreten, und mit aller ihrer Arbeit in kurzer Zeit fertig werden, wenn Bauge seinen Bruder Suttung dahin vermögen wollte, ihn nur einen einzigen Schluck von seiner Poeten-Latwerge thun zu lassen. Sie wurden des Handels eins; Bolwerk mähte den ganzen Sommer durch, aber wie der Winter kam, wollte er seinen Lohn haben. Bauge versprach sein Bestes zu thun; sie gingen mit einander hin zu Suttung; aber dieser erklärte ihnen rund heraus, daß sie keinen Tropfen von seinem Nektar zu kosten kriegen sollten. Sie mußten also unverrichteter Dinge abziehen, und nun war guter Rath theuer. Wenn du mir helfen willst, sagte der verkappte Bolwerk zu Baugen, so will ich wohl durch List erhalten, was wir nicht erbitten konnten. Sogleich bracht'

er einen Bohrer hervor, mit welchem Bauge ein Loch in den Felsen bohrte, wo der Schatz verwahrt ward. Bolwerk kroch in Gestalt eines Wurms hinein; aber kaum war er in der Höhle, so nahm er seine eigne Gestalt wieder an, und in dieser wußt' er sich bei Gunlöden so wohl einzuschmeicheln, daß sie ihm endlich verstattete, drei Züge von dem Wundertranke zu thun, der ihrer Hut anvertraut war. Aber wie Odin einmal angesetzt hatte, zog er so tüchtig, daß mit dem dritten Zug das ganze Gefäß rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die Gestalt eines Adlers an, und flog was er konnte in den Asgard zurück, um den Schatz, den er in seinem Magen trug, je eher je lieber in Sicherheit zu bringen. Aber Suttung, der ein Zauberer war, hatte den Possen gemerkt, eilte ihm ebenfalls in Adlergestalt nach, und erreichte ihn schier, da er nicht mehr weit von der Pforte des Asgards war. Die Götter, welche merkten, daß Odin, wegen der Schwere des bei sich tragenden Getränks nicht schnell genug fliegen konnte, um dem nachjagenden Suttung zu entrinnen, setzten ihm flugs so viel Gefäße unter als sie in der Eile finden konnten. Odin fand diese Vorsicht so wenig überflüssig, daß er augenblicklich den ganzen Vorrath, den er im Leibe hatte, von sich gab, und damit alle Gefäße anfüllte. Große Freude unter den Göttern! Aber wie man die Sache näher besah, wurde man gewahr, daß er nur einen Theil der Mixtur, rein und unverdorben, durch den Schnabel von sich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten Gefäße wurden sogleich aufgehoben; und aus diesen erlaubt Odin, aber selten, den Barden zu trinken, die er mit dem wahren Dichtergeist erfüllen will. Eine weit größere Portion hatte der göttliche Adler mit einem guten Theile ungleichartiger Materie versetzt, durch eine andre Oeffnung von sich gegeben. Die damit

angefüllten Gefäße gab er den Dichterlingen und Leyermännern preis. Die Presse war stark um die Gefäße her, und ist es noch; daher (sagt die Edda) die abscheuliche Menge von elenden Versemachern und elenden Versen! In Erwägung der Quelle, aus der sie geflossen sind, können sie nicht besser seyn!

Die Lösung des Problems ist höchst glücklich, wie man sieht. Sie ist der Sache so angemessen, daß man sich, däucht mich, völlig dabei beruhigen kann, ohne jemals eine bessere zu suchen.

Logogryph.

1776.

Der Logogryph ist eine Art von Witzspiel, wo es darum zu thun ist, ein Wort zu errathen, aus welchem, durch dessen Zergliederung und Versetzung der Buchstaben, eine Anzahl andrer Wörter herauskömmt, die von allgemein bekannter Bedeutung sind, oder doch unter die Anzahl derer gehören, die man als bekannt voraussetzen darf; dergleichen z. B. die Namen mythologischer und historischer Personen, und die der Länder, Gebirge, Flüsse, Städte u. s. w. sind.

Ordentlicher Weise nimmt man zu einem Logogryphen ein Wort aus der Sprache, worin er geschrieben ist. Es ist aber auch erlaubt, den Namen einer Person oder Sache dazu zu nehmen, aus welcher Sprache er seyn mag, insofern man nur diese Person oder Sache als unter diesem Namen bekannt voraussetzen kann.

Der Logogryph ist also eine Art von Räthseln, deren hauptsächlichstes Verdienst darin besteht, daß einiger Grad von Menschenverstand und Kenntnissen dazu gehört, um sie errathen zu können; und daß man es dem Liebhaber, der sich daran versuchen will, weder zu leicht, noch zu schwer mache. Das letzte geschieht, wenn die Umschreibungen, in welche man die Namen der Worte, die man errathen soll,

einhüllet, allzu dunkel; das erste, wenn sie gar zu deutlich und handgreiflich gegeben sind. Wiewohl es nichts schaden kann, wenn, zum Ersatz für diejenigen, die etwas mühsamer zu finden sind, andre dem Suchenden desto williger in die Hände laufen.

Feine, scherzhafte oder satyrische Züge und Wendungen sind ein Salz, dessen diese Art von Gerichten mehr als irgend eine andere bedarf. Je mehr von dieser Würze daran ist, je besser.

Der Gebrauch will, daß Logogryphen allezeit in Versen abgefaßt werden; weil man mit gutem Fug geglaubt hat, daß sie der Annehmlichkeit, die sie dadurch erhalten, nicht wohl entbehren könnten. Je ungezwungner, fließender, wohlklingender die Verse und Reime sind, desto besser für den Logogryphen, und den Leser! Das versteht sich.

Alles zum Besten der Logogryphen Gesagte gilt auch von den Räthseln; — oder vielmehr diese haben gar keine Apologie vonnöthen. Machten sich nicht vor Alters die Könige und weisen Männer der berühmtesten Völker ein Geschäft daraus, Räthsel zu erfinden, und einander zum Errathen zuzuschicken? Kam nicht die Königin von Saba — aus deren Liebesgeheimnissen mit dem König Salomo noch die heutigen Beherrscher von Abyssinien entsprossen zu seyn stolz sind — mit großem Pomp ausdrücklich nach Jerusalem, um den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des jungen Fürsten, wovon der Ruhm sich schon in allen Ländern gegen Morgen und Mittag verbreitet hatte, durch Räthsel auf die Probe zu stellen? Rettete Oedip nicht das ganze Thebanische Land vom Untergang, indem er das berühmte Räthsel der Sphinx errieth? Was braucht es weiter Zeugniß? Wir werden uns doch nicht einbilden wollen, zu weise für ein Spiel zu seyn,

woraus Leute wie die Königin von Saba, die Könige Salomon und Amasis und die sieben Weisen aus Griechenland, sich ein ernsthaftes Geschäft machten?

Nachschrift.

Mein Gewissen dringt mich aber, lieben Brüder! Laßt uns offenherzig gegen einander seyn! Logogryphen sind — was auch mein Freund, vielleicht aus bloßer Schalkheit, zu ihren Gunsten sagen mag — beim Lichte besehen, doch nur ein Spiel für Kinder. Deßwegen setzt man sie auch in Reime, weil Kinder ihre Freude daran haben, wenn's immer am Ende einer Zeile so hübsch klappt. — Aber was thut das? Wissen wir nicht alle längst, worin der eigentliche Unterschied zwischen den kleinen jungen Menschlein und den großen alten Menschen liegt? — Es lautet freilich nicht fein, wenn uns ein weiser Mann sagt, was jener Aegyptische Priester dem Solon sagte: ihr Griechen seyd und bleibt doch immer Kinder! — Aber zuweilen ein Kind zu seyn, ist eine Sache, deren sich weder Sokrates, noch Agesilaus, noch Cornelia, die Mutter der Gracchen, noch irgend ein weiser Mann oder eine weise Frau, je geschämt hat. Also lassen Sie sich ja nicht durch falsche Schamhaftigkeit abhalten, wenn Ihnen etwa die Lust ankäme, Logogryphen zu machen oder zu errathen; falls Sie NB. sonst nichts Besseres zu thun wissen; welches freilich nur so, so, wäre — aber doch manchmal dem Klügsten begegnen kann.

Demoiselle oder Fräulein?

1794.

Vor der Revolution war Demoiselle (das Diminutivum von Dame) der gewöhnliche und kanzelleimäßige Titel der unverheiratheten Töchter des Französischen Adels. Da nun unser Deutsches Wort Fräulein das Diminutivum von Frau ist, so ist klar, daß es, nach dem Französischen Sprachgebrauch, mit dem Wort Demoiselle von völlig gleicher Bedeutung ist, und also dieses letztere, ins Deutsche übersetzt, nicht anders als durch Fräulein gegeben werden kann. Wofern demnach nicht etwa besondere Ursachen vorhanden sind, welche den Vorschlag, „das Wort Fräulein bei allen Gelegenheiten, wo bisher das Französische Demoiselle im Deutschen gebraucht wurde, an dessen Statt zu setzen," unschicklich machen: so wäre in der Sache selbst nicht nur der mindeste Grund, warum der Gebrauch des Französischen Demoiselle länger beibehalten werden sollte; sondern es wäre vielmehr sehr ungereimt, aus bloßem Eigensinn auf dem Gebrauch, oder, richtiger zu reden, auf dem Mißbrauch eines fremden Wortes bestehen zu wollen, für welches wir das völlige Aequivalent in unsrer eigenen Sprache besitzen.

Die Entscheidung der streitigen Frage beruhet also, wie es scheint, lediglich auf der Erörterung eines Präliminarpunkts:

ob nämlich besondere Ursachen, welche die Vertauschung des Wortes Demoiselle (inwiefern es vornehmlich im nördlichen Deutschland seit ungefähr einem halben Jahrhundert zu Qualificirung der Jungfrauen vel quasi aus den höhern Classen des sogenannten Bürgerstandes gebraucht wird) gegen das Deutsche Fräulein unschicklich machen, wirklich vorhanden sind, oder nicht.

Viele Gegner dieser neuerlich in Vorschlag gekommenen und seit einiger Zeit in verschiedenen Blättern des k. p. Reichsanzeigers theils empfohlenen, theils bestrittenen Vertauschung glauben, daß dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des Deutschen Adels geschehen würde; als dessen unverheirathete Töchter sich bisher in ruhigem ausschließlichem Besitze des Prädicats Fräulein befunden hätten.

Aber dieser Einspruch im Namen unserer bisher sogenannten Fräulein scheint aus folgenden Rücksichten ohne hinlänglichen Grund zu seyn.

1) Unsere altadeligen oder diplomatisch geadelten Fräulein können einen ungestörten und im ganzen heil. Röm. Reich stattfindenden ausschließlichen Besitz dieses Prädicats so wenig zu Recht erweisen, daß vielmehr, zum Beweis des Gegentheils in einigen vordern Reichskreisen, und vornehmlich in der Kaiserstadt Wien, schon lange gewöhnlich ist, unverheirathete Personen bürgerlichen Standes, aus den Classen, die man unter der allgemeinen, Honoratiores, zu begreifen pflegt, im gemeinen Umgang Fräulein zu nennen, wiewohl sie sich weder durch Stammbaum noch Adelsbrief zu diesem Ehrentitel legitimiren können. Warum sollte denn also, was in Wien und überhaupt in den Oesterreichischen und einigen angränzenden Landen, ohne den geringsten Widerspruch des Adelstandes,

stattfindet, nicht auch in andern Städten und Ländern des Deutschen Reichs angehen?

2) Noch viel weniger können diejenigen, in deren Namen man ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein in Anspruch nimmt, einen rechtsbeständigen Titel für dasselbe erweisen. Denn bekanntermaßen war eine Zeit, wo nur die Töchter der Könige und Fürsten ausschließlich Fräulein, die Töchter der übrigen Edeln, Herren und Ritter hingegen Jungfrauen (so wie die Söhne derselben Junker) hießen, und diese Titulatur findet sich noch im 16ten Jahrhundert. Wie lange es eigentlich her ist, und wie es zugegangen, daß die adeligen Jungfrauen zum ausschließlichen Besitz des Ehrentitels Fräulein, wenigstens in einem großen Theil des Deutschen Reichs, gekommen sind, dürfte wohl schwer zu beurkunden seyn: so viel ist indessen gewiß, daß sie weder durch ein Reichsgesetz, noch durch ein kaiserliches Privilegium in diesen Besitz gesetzt worden sind; daß also ihr angebliches Recht an dieses Prädicat sich auf eine bloße Gewohnheit gründet, deren Ursprung sich nicht genau bestimmen läßt, und welche unsern, kraft einer gleichmäßigen Gewohnheit, zu Demoisellen gestempelten und dafür anerkannten, bürgerlichen Jungfern an ihrem gerechten Anspruch an diese dem Französischen Demoiselle gleichgeltende Deutsche Titulirung nichts benehmen kann.

3) Man könnte zwar im Namen der adeligen Fräulein einwenden: „es gebühre sich doch, so lange der gesetz- und verfassungsmäßige Unterschied der Stände in Deutschland noch bestehe, daß auch im gemeinen Leben ein gehöriger Unterschied zwischen den adeligen und nichtadeligen Jungfern gemacht werde.“ Ich, meines Orts, erkenne dieß für eine ganz

billige Forderung: aber ich sehe nicht, wie aus derselben ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein gefolgert werden könne. Oder sind denn etwa die adeligen Jungfern durch das gewöhnliche von, durch das Beiwort gnädig — welches zwar ehemals nur den Fürstentöchtern zukam, aber nun vor ihrem Geschlechtsnamen, und durch einen zum allgemeinen Gebrauch gewordenen höflichen Mißbrauch, allen adeligen Jungfern im gemeinen Leben gegeben wird — sind sie durch beides nicht hinlänglich genug unterschieden? Wenn also die bürgerlichen Demoisellen schlechtweg Fräulein, die adeligen hingegen ausschließlich gnädige Fräulein gescholten würden, wo wäre die Unschicklichkeit? und mit welchem Grunde könnten sich die Adeligen beschweren, daß sie mit den Bürgerlichen in eine Linie gestellt würden?

Aus dem bisher Gesagten scheint sich also zu ergeben: daß auf Seiten des Adelstandes nicht der mindeste gültige Grund vorhanden sey, warum die adeligen Töchter auf einem ausschließlichen Recht an das Prädicat Fräulein bestehen sollten. Auch ist kaum zu zweifeln, daß diejenigen, welche die längsten und glänzendsten Ahnenregister vorzuweisen hätten, gerade die ersten seyn würden, die vorgeschlagne neue Mode mitzumachen, wofern nicht andre Ursachen in Betrachtung kämen, welche (meines Bedünkens) diese Neuerung unschicklich und beinahe ganz unausführbar machen.

Denn, gesetzt nun, es beliebte einer ansehnlichen Majorität in allen Städten Deutschlands, das Wort Fräulein an die Stelle des zeither üblichen Demoiselle und Mamsell zu setzen; so entstünde sogleich (wie auch von andern bereits bemerkt, aber noch von niemand hinlänglich beantwortet ist) die Frage: „sollen alle, die dermalen theils in ruhigem Besitz des

Mamsellentitels sind, theils einen mehr oder minder begründeten Anspruch darauf machen, künftig Fräulein heißen; und im verneinenden Falle, bei welcher Subdivision der bürgerlichen Classe (die an Subdivisionen und Sub-Subdivisionen so sehr reich ist) soll der Strich gemacht werden? Jede dieser Subdivisionen steht zwar nur um eine kleine Stufe höher als die nächst angränzende, würde sich aber dennoch selbst lächerlich finden, wenn sie sich etwas über diese nächste an ihr herausnehmen wollte. Schon aus diesem einzigen Grunde ist klar, daß das Prädicat Fräulein entweder irgend einer dieser Subdivisionen willkürlich und widerrechtlich verweigert, oder am Ende allen gegeben werden müßte. Denn bürgerlich ist nun einmal bürgerlich, und es ist zwischen dem höchsten und niedrigsten Bürgerlichen keine solche Kluft befestiget, wie zwischen ihnen und den Adeligen. Der bürgerliche Geheimerath ist, so lang' er bürgerlich bleibt, weder mehr noch weniger roturier als sein Schneider, und Mamsell N. N., die Tochter des Geheimenraths, die Hauben steckt, oder Mamsell N. N., die ihre seidnen Strümpfe wäscht, hat so viel Recht Fräulein zu heißen als jene; und wiewohl es ihr selbst (anfangs wenigstens) etwas widersinnig vorkommen würde, sich Fräulein schelten zu hören, so würde sie es doch auch sehr unbillig finden, wenn sie sich des Mamsellentitels, den sie wenigstens am Sonntag in ihrem Kirchenstaate von manchem Ehrenmann, der sie kannte oder nicht kannte, zu hören gewohnt war, nun auf einmal unverschuldeter Dinge entsetzt und mit der Jungfer Tochter eines Holzhackers oder Scheerenschleifers in eine Linie gestellt sehen sollte.

Ich müßte mich sehr irren, oder die natürliche Folge von der Unmöglichkeit die Gränze des Mamsellentitels a parte post zu bestimmen würde seyn, daß entweder gewisse Classen

vor wie nach Mamsellen blieben (und also die Absicht, dieses undeutsche Wort aus unsrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde), oder daß es dem armen Wörtchen Fräulein wie dem einst so vornehmen Wort Frau erginge, welches von seiner ehemaligen hohen Würde nach und nach (wenigstens in den Landen, wo das Sachsenrecht gilt) so tief herunter gesunken ist, daß es, zum großen Aergerniß Schwäbischer Ohren, in jenem Lande nicht nur Waschfrauen, Scheuerfrauen, Butterfrauen, Milchfrauen gibt, sondern sogar das zerlumpteste Bettelweib kein Bettelweib, sondern eine Bettelfrau ist.

Wenn diese Betrachtungen (wie es mich, salvis melioribus, bedünken will) von hinlänglichem Gewichte sind, die Einführung des Wortes Fräulein in den Bürgerstand für unschicklich und unthunlich zu erklären: so wäre dann meine unmaßgebliche Meinung:

Es entweder mit der Demoiselle und Mamsell, Einwendens ungeachtet, beim Alten zu lassen — (wie wir es ja mit so vielen andern, ungleich wichtigern Mißbräuchen, Unformen und Inconsequenzen im menschlichen Leben auch beim Alten lassen müssen; wenn wir nicht etwa, um der Spinnen, Wanzen und Mäuse los zu werden, lieber das ganze Haus in Brand stecken wollen) oder diese in der That unsre edle Sprache verunzierenden, fremden und respective barbarischen Wörter ganz und gar abzuschaffen, und statt derselben das ehrliche altdeutsche Ehrenwort Jungfer wieder in seinen ehemaligen Gebrauch einzusetzen; ohne so viel Werth auf Unterscheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben, und auf Seiten derer, die nach solchen kleinfügigen Distinctionen geizen, eine Engbrüstigkeit und Armseligkeit des Geistes verrathen, bei deren Anblick

man ungewiß ist, ob man sie belachen oder beweinen soll. *)

---

*) Wie viel zwanzig Jahre nicht ändern können! — Unter den Folgen der Französischen Revolution ist auch die, daß ein ansehnlicher Theil unserer Demoisellen zu Fräulein wirklich avancirt ist. Wer hätte sich vor zwanzig Jahren denken können, daß das Deutschthum solche Fortschritte machen würde! Derjenige selbst, welcher den ersten Vorschlag zu dieser Verdeutschung that — er führt jetzt den sehr undeutschen Titel eines General-Consuls — hatte sich dieß wohl kaum eingebildet, und Wieland würde jetzt schwerlich so leichtsinnig über eine Sache sprechen, die ganz unläugbar eine so große politische und diplomatische Wichtigkeit gewonnen hat, daß man wahrscheinlich nach wiederum zwanzig Jahren untersuchen wird, ob nicht gar hier die Quelle aller demagogischen Umtriebe verborgen war.

Reflexionen.

„Wenn kein Gott wäre, sagt Voltaire, so müßte man einen erdichten." — Gut, daß es nicht nöthig ist! Möchte nur die Zerstörung der Götzen, womit sich das arme Menschengeschlecht behilft, leichter zu bewerkstelligen seyn als sie ist!

Sobald der Unglaube herrschend wurde, folgte ihm fast immer der thörichtste und ausschweifendste Aberglaube. Was haben sich Cagliostro, Mesmer, die Martinisten, die Swedenborg'schen Jünger in unsern Tagen für Anhang gemacht, und wie leicht ist ihnen ihr Succeß geworden! Aber wie lange wird er dauern? Der Succeß der Vernunft ist unscheinbarer, aber dauerhaft; die Triumphe der Schwärmerei sind nur das berühmte Abderitenfieber; es mußte austoben, und hörte dann von selbst auf.

Man wird es bald müde, nichts mehr zu glauben.

Ohne Ermüdung, ohne Anstrengung würden wir nur sehr wenig, und unendlichmal weniger thun, als wir sollen.

Ein Philosoph muß nie mit Worten — spielen.

Menschen können immer nur von Menschen, und müssen also von ihresgleichen abhangen; das Unglückliche dabei liegt bloß darin, wenn derjenige, von welchem wir abhangen, entweder durch keine Gesetze eingeschränkt ist, oder — was im Grunde eben dasselbe ist — sich über die Gesetze wegsetzen kann, sobald es ihm, oder denen, von welchen er abhängt, beliebt. Macht und Reichthum geben, fast überall, auch Privatpersonen, diese den Schwächern und Aermern so drückende Art von Unabhängigkeit und despotischer Willkür. Es gibt nur Ein Mittel gegen den Mißbrauch, den die Fürsten, Aristokraten und Demagogen, in der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und überhaupt die Mächtigen und Reichen überall, im kleinsten Dorfe so gut wie in der größten Königsstadt, von ihrem Uebergewichte machen, und dieß einzige Mittel sind Gesetze, die gegen den Mächtigsten und Reichsten eben so unerbittlich sind als gegen den Aermsten und Schwächsten, und deren Handhabung so weislich eingerichtet und verwahrt wird, daß sie eben so wenig durch List und Betrug umgangen, als durch Gewalt übersprungen werden können.

Liebenswürdige Bescheidenheit und edler Stolz vertragen sich sehr gut in einem und demselben Subjecte; nur jedes an seinem Ort und zu seiner Zeit. Wenn Bescheidenheit auch sonst zu nichts gut wäre, als den Glanz gar zu großer Vorzüge zu mildern, ein zu sehr hervorragendes, andere zu sehr demüthigendes Verdienst weniger verhaßt zu machen; so dürfte sie schon darum allein dem wahren Verdienste nicht gleich-

gültig seyn. Aber zu weit getriebene Bescheidenheit wird (wie jede übertriebene Tugend) zur Untugend, und zu einer desto tadelnswürdigern, weil sie nicht nur uns selbst schädlich ist, sondern auch macht, daß wir andern weniger nützlich werden können.

Mich däucht, ich wollte ziemlich einleuchtend beweisen können, daß Cato und Brutus im Ganzen ihres Lebens mehr Mäßigung gezeigt haben als Camillus und Scipio, ungeachtet Camillus sich von den Thränen und Beschwörungen seiner alten Mutter endlich erbitten ließ, sein Vaterland seinem gereizten Stolze nicht aufzuopfern, und Scipio eine ihm aus der Beute zugefallene Numidische Königstochter lieber ihrem Bräutigam zurückgeben, als seine Beischläferin zu seyn nöthigen wollte; eine That, von welcher man nie so viel Aufhebens hätte machen sollen.

Man kann ein Kind, das früh zur Reinlichkeit geneigt wird, als ein Kind von guter Hoffnung ansehen; wenigstens ist es ein Zeichen einer feineren Organisation, und beinahe die erste Gelegenheit, wo die Seele Gewalt über ihren Körper ausüben lernt. Es ist nicht zu sagen, von wie vielen Tugenden diese erste Entwicklung der Humanität der Keim ist.

Mit guten Nerven und gesunder Vernunft hat eine Seele immer so viel Federkraft, als sie braucht, um sich so viel drücken zu lassen und so viel zurückzudrücken, als zu ihrem

Wohlbefinden nöthig ist; ohne diese beiden Requisite weiß ich ihr keinen Rath.

A. Philosophen, behaltet eure stolze Weisheit für euch; gebt mir dafür meine süßeste Hoffnung wieder! Wäre sie auch nichts als Täuschung, so würde sie mir doch tausendmal lieber seyn.

B. Vorausgesetzt, daß ich nicht wüßte, oder zu wissen meinte, daß sie nur Täuschung sey. Es gibt wissentliche Täuschungen, die uns amusiren, aber keine, die uns zum Trost, zur Stütze dienen könnte.

P. Bouhours und Friedrich II haben Recht: wir Deutschen sind trop bêtes, um jemals den rechten Geschmack an dem flüchtigen Salz eines solchen Quasigedankens zu finden, wie sie an den weiland berühmten Soupées der Madame Geoffrin bei Tausenden zum Vorschein kamen. Man müßte uns ein Buch schreiben, so dick wie das große Römische Brevier, oder vielmehr, man müßte ganz neue Instrumente für uns erfinden, um das unendlich kleine Partikelchen von Wahrem oder Denkbarem, was darin ist, aus der insipiden Vehikel, worin es schwimmt, für uns herauszufischen; und dann ärgerten wir uns, wenn wir fänden, daß es der Mühe nicht werth gewesen sey.

Shakespeare's Geist! — Unsre jungen Herren geben sich die Miene, als ob sie auf sehr vertrautem Fuße mit diesem Geiste lebten, und ihn citiren könnten, so oft es ihnen ein-

fiele. Ich möchte wohl sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakespeare's Geist wirklich die Ehre anthäte, und in seiner Heldengröße vor sie hinträte! Es möchten wohl wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können.

Voltaire sagt: plus la langue est décente, plus les moeurs sont corrompues. — Voltaire könnte aber vielleicht auch hier, was ihm nicht selten begegnet, Unrecht haben. Solche Sätze sind, als allgemeine Urtheile ausgesprochen, selten wahr, und leiden meistens so viele Ausnahmen, daß ihre Gültigkeit fast ganz dadurch entkräftet wird. So war z. B. die Sprache zu Karls IX Zeiten in Frankreich sehr indecent (vid. Brantome und seinesgleichen), aber auch die Sitten waren damals in jeder Rücksicht sehr verdorben, und gewiß weit zügelloser als in unsern Tagen irgendwo.

Ehre jedem rechtschaffenen Staatsmann, um so mehr, je größer die Schwierigkeit ist, hier die Klugheit immer glücklich mit der Sittlichkeit zu verbinden! Aber ist nicht darum ein Lord Chatham, ein Bernstorf — unsterblich?

Es gibt ritterliche Verfechter der alten Mißbräuche, welche bloß darum für die alte Ordnung der Dinge eifern, weil sie die alte Unordnung, und die Mißbräuche, die ihnen und ihren Vorfahren so vortheilhaft waren, von denselben unzertrennlich glauben.

Es ist Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken: aber wer von den Menschen, die er vor und um sich hat, immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Meinung zu werden.

Einem Irrenden auf den rechten Weg helfen, ist Pflicht der Humanität; einen Irrthum, der dem allgemeinen Besten Gefahr droht, bestreiten, unnachläßliche Schuldigkeit des Weltbürgers sowohl als des Staatsbürgers.

National-Poesie.

1773.

Die Ursachen, warum die Deutsche Nation keinen so ausgezeichneten National-Charakter haben kann wie die Französische und Englische, sind bekannt genug. Sie liegen in unsrer Verfassung; und können also auch nur mit unsrer Verfassung aufhören. Die Deutsche Nation ist eigentlich nicht Eine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen, so wie die alten Griechen, unter welchen Korinther, Spartaner, Thebaner, Athenienser, Megarenser, Thessalier u. s. w. viel zu verschieden von einander waren, um sich anders als durch sehr allgemeine, folglich wenig auszeichnende Züge, zu gleichen. Wenn die Griechen überhaupt zur Zeit ihres größten Flors unter allen übrigen bekannten Völkern hervorragten; so kam es bloß daher, weil die übrigen Völker alle, mehr oder weniger, Sklaven oder Barbaren waren. Wäre schon damals der größte Theil von Europa auf einen hohen Grad polizirt gewesen, so würden sie sich bei weitem nicht so stark ausgenommen haben. Bei allem dem hatten die Griechen doch überhaupt einen National-Charakter, und wir Deutschen haben den unsrigen. Man lasse (wenn wir selbst zu parteiisch seyn sollten davon zu urtheilen) einen Schweden oder Russen, der so viel Geschmack und Kenntnisse hat, als zu einem solchen Urtheil erfordert wird, eine Vergleichung der besten Deutschen

Dichter und Prosaisten mit den besten in Italien, Frankreich und England anstellen, und dann den Ausspruch thun, ob er keinen Erdgeschmack, wenn ich so sagen darf, an unsern Schriftstellern wahrnehme? Ob sich nicht in jedem Züge finden, welche den Deutschen Schriftsteller von dem Wälschen, Französischen, Englischen unterscheiden, und die auf Rechnung des National-Charakters gesetzt werden müssen? — Und dieß, däucht mich, ist alles, was man vernünftiger Weise in diesem Stücke fordern kann. Aber hieran genüget, wie es scheint, gewissen von vermeintlicher Vaterlandsliebe brausenden Köpfen nicht. Sie verstehen unter dem National-Charakter, den sie unsrer Dichtkunst, oder überhaupt unsern Werken des Genie's geben möchten, etwas mehr: aber beinahe sollte man zweifeln, ob sie in dem, was sie fordern, sich selbst recht verstehen. Ist ihre Meinung, wir Deutschen sollten eine National-Dichtkunst haben, die sich eben so auszeichnete, uns eben so eigenthümlich wäre, wie ehmals die Griechische und Celtische den Griechen und Celten eigen war, und durch starke Nationalzüge contrastirte: so haben sie vermuthlich nicht bedacht, daß sie etwas verlangen, was weder nach der heutigen Verfassung der Welt möglich, noch in irgend einer Betrachtung wünschenswürdig ist. Würden die Römer zu Trajans Zeiten nicht lächerlich gewesen seyn, wenn sie den Verlust ihrer alten eigenthümlichen Poesie, ihrer Fescenninen und Saturnischen Verse beklagt, und von ihrem Virgil, Horaz, Ovid, Catull u. s. w., als Nachahmern der Griechen, mit gerümpften Nasen gesprochen hätten? Würden wir es weniger seyn, wenn wir unsre Dichter nicht für einheimisch erkennen wollten, weil sie sich, anstatt nach den Barden der alten Celten — nach Mustern derjenigen Europäischen Nationen, welche früher als wir beleuchtet und verfeinert worden sind, gebildet haben?

Jede Nation hat ihre ursprüngliche, von der Natur allein hervorgebrachte Poesie, und es ist unläugbar, daß diese, bei aller ihrer Wildheit, Schönheiten hat, welche die Kunst nicht erreichen kann; eine Stärke, die nur in einem Stande der Freiheit, wo sie noch alle ihre Kräfte ungebändigt und unerschöpft beisammen hat, möglich ist; ein Feuer, so heftig und ungestüm, wie die Leidenschaften kindischer Seelen in Herculischen Körpern. Aber gewiß, um unsrer Poesie diese wilden Schönheiten, diese nervichte Stärke wieder zu verschaffen, werden wir die Zeiten, in welchen der große Ossian dichtete, nicht zurückrufen wollen. Doch wir können uns ja durch Anstrengung unserer Einbildungskraft in sie versetzen? O! warum nicht? Dieß können wir so gut, als man sich kitzeln kann um zu lachen. Aber wozu sollten wir das? Unsre Verfassung, unsre Lebensart, unsre Sitten, unser ganzer Zustand ist, Dank sey dem Himmel! so sehr von dem verschieden, was unsre Vorfahren zu den Zeiten der Barden waren, daß kaum ein gewisseres Mittel wäre, unsre Poesie unbrauchbar und lächerlich zu machen, als wenn wir sie in eine Velleda verkleiden wollten. Ich dächte, auch in diesem Falle wären wir doch immer nur Nachahmer, die jenen rohen Waldgesang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunst erzwingen wollten. Und wenn wir denn ja nachahmen wollen oder müssen, warum sollten wir unsre Modelle nicht lieber von einer Nation herholen, in deren Schooße jede edle und schöne Kunst, die den Menschen in den Besitz seiner Vorrechte über die Thiere setzt, bis zur Vollkommenheit getrieben wurde? Sind die Griechen nicht die Lehrmeister aller übrigen polizirten Völker der ganzen Welt gewesen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu verdanken als die ehmaligen Römer? Wem anders, als dem Geist, den sie in uns angefacht,

dem Lichte, das sie uns mitgetheilt, den Mustern, die sie uns hinterlassen, haben wir unsre Verwandlung in gesittete Menschen, unsre bessern Verfassungen, unsre bessere Polizei, unsre Künste, unsern Geschmack, unsre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künstler, die Philosophen, die Aerzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns seit mehr als zweihundert Jahren die größten Männer in allen diesen Classen gebildet haben? Und nun, nachdem wir ihres Unterrichts, ihrer Beispiele, ihrer Muster so lange genossen, wollten wir uns einfallen lassen, in der Poesie — und in dieser allein (denn in welcher andern Kunst wollten wir wohl die alten Celten, Germanen, Gothen und Vandalen zum Vorbild nehmen?) die gebahnten Wege zu verlassen, und in den Wäldern der alten Deutschen herumzuirren, und in unsern Gesängen einen National-Charakter zu affectiren, der schon so lange aufgehört hat, der unsrige zu seyn?

Je mehr ich die erste Pflicht der Menschen, sich einander zu nähern, sich mit einander zu verbinden, und als Glieder Einer großen von der Natur selbst gestifteten Gesellschaft mit zusammengesetzten Kräften an ihrer gemeinschaftlichen Vervollkommnung zu arbeiten, überdenke; je mehr glaube ich Gründe zu finden, es für einen starken Fortschritt auf dem Wege, der zum Ziel der öffentlichen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes führt, zu halten, daß wenigstens die Nationen in Europa immer mehr von dem verlieren, was ehmals den Charakter einer jeden ausmachte, und wodurch jede sich mehr oder weniger von dem Charakter aufgeklärter und gesitteter Völker entfernte. Je ungeselliger ein Volk ist, je mehr es, wie die alten Aegyptier, und wie noch jetzt die Chineser und Japaner, für sich selbst und von allen andern abgeschnitten

lebt: je besser erhält es sich freilich in seinem Nationalcharakter; aber desto unvollkommner bleibt auch sein Nationalzustand. Hier scheint von ganzen Völkern eben das wahr zu seyn, was der Verfasser der Betrachtung über die Widersprüche in der menschlichen Natur (D. Merk. 2 St. S. 162) von einzelnen Menschen behauptet — sie erlangen durch diese Absonderung und durch die Sorgfalt, ihre Begriffe und Sitten nicht mit fremden zu vermischen, eine Art von Individualität, die oft an die Caricatur gränzt; und so, wie (nach eben diesem Verfasser) der Umgang mit Menschen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Denkarten, den Begriffen des einzelnen Menschen Ausdehnung und seinen Sitten Eleganz gibt; so läßt sich dieß auch von den Völkern behaupten, aus welchen, als aus eben so viel moralischen Personen, die allgemeine menschliche Gesellschaft zusammengesetzt ist. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß jede Nation ihre eigne Bildung, ihr eignes Temperament, ihre eignen Vorzüge und Mängel habe. Alle die äußerlichen physischen und sittlichen Ursachen, die auf den Menschen wirken, wirken bei verschiedenen Völkern auf so verschiedene Art, in so ungleichem Grade, nach so mancherlei Richtungen, daß man gar nicht zu besorgen hat, sie könnten sich durch die Wirkungen der Geselligkeit, und einer gegenseitigen Mittheilung dessen, was jede an den Producten der Natur und der Kunst Eigenes hat, eine der Vollkommenheit nachtheilige Einförmigkeit zuziehen. Aber das Harte, zu stark Abstechende, einen widrigen Mißton im Ganzen Verursachende wird sich dadurch verlieren; und die Mitteltinten und sanften Abstufungen, die aus der Brechung der, einer jeden Nation eigenen Farbe entstehen, werden dem großen lebenden Gemälde der polizirten Welt eine Schönheit und Harmonie geben, bei deren Erblickung (wenn wir uns

eines Homerischen Ausdrucks bedienen dürfen) ein Gott im Fluge verweilen möchte, um sich am Anblick eines so schönen Schauspiels zu ergötzen.

Der Dichtkunst wahre Bestimmung ist die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur; und wenn sie auf diesen großen Zweck in Vereinigung mit der Philosophie und mit ihren andern Schwester-Künsten, den bildenden sowohl als den musikalischen, hinarbeitet, wer kann die Gränzen des wohlthätigen Einflusses ziehen, den sie auf die menschliche Gesellschaft haben könnte? Aber damit sie diesen Zweck erreiche, muß sie sich über die bloße Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Gesellschaften, über die unvollkommenen Modelle einzelner Kunstwerke erheben, aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden, und aus diesen die Urbilder zusammensetzen, nach denen sie arbeitet. Dieß ist, wenigstens nach meiner völligsten Ueberzeugung, die beste Art zu verfahren, und das allgemeine Grundgesetz der Kunst, das den Wälschen, Französischen, Englischen, Deutschen und jeden andern Dichter gleich stark verbindet. Das ganze Reich der Natur und der Kunst steht ihm dazu offen, und indem jeder sich nach seiner Art aus diesen Schätzen zu bereichern sucht, wird er sich endlich einer Vollkommenheit nähern, die den gemeinschaftlichen Charakter der poetischen Virtuosen ausmacht, zu welcher Zeit und bei welchem Volke sie gelebt, und in welcher Sprache sie gearbeitet haben mögen. Schülerhafte, sklavische Nachahmer, Affen der großen Meister, eingeschränkte Köpfe, welche sich an das Einzelne und Eigene eines gefallenden und berühmten Artisten halten, und ihm gleich zu seyn glauben, wenn sie seine Manier (ihrer Einbildung nach, denn eigentlich hat der große Meister keine Ma-

nier) ängstlich abcopiren — solche Leute wird es in den schönen Künsten immer geben. Diese Leute werden sich, je nachdem sie durch zufällige Umstände bestimmt werden, bald an einheimische, bald an ausländische einzelne Muster halten, und dann werden Kunstrichter von eben so eingeschränkten Begriffen kommen, und in schwankenden, bald zu viel, bald zu wenig sagenden Ausdrücken über den Mangel einer National-Dichtkunst, Nationalmusik u. s. w. schreien, ihrer Gewohnheit nach den Wetteifer des Genie's mit der Nachahmung des mechanischen Arbeiters vermengen, und am Ende wohl gar nur demjenigen den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennen, der, aus Begierde Original zu seyn, Dinge sagt, die niemand vor ihm gesagt hat, und niemand nach ihm sagen wird.

Viele stehen in der Meinung, daß unsre Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, Abschilderung einheimischer Sitten, und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf unser National-Interesse und auf große für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten unendlich viel gewinnen, und erst durch eine solche Anwendung eine wahre Nationaldichtkunst werden könnte. Diese Materie ist wichtig; aber die Aufgaben, welche sie zur Lösung darbietet, sind sehr verwickelt.

Seit Tuiskons, oder, um nicht so weit auszuholen, seit Hermanns und Thusneldens — Karls des Großen — Heinrichs des Ersten — Otto's des Ersten — Heinrichs des Vierten — Friedrichs des Zweiten — Ludwigs des Fünften Zeiten — und nur seit den Epochen Friedrichs des Dritten — Karls des Fünften — Ferdinands des Dritten — Karls des Siebenten — sind mit dem Germanischen Staatskörper nach und nach so große, so mannichfaltige, so wesentliche Verände-

rungen vorgegangen, daß (wenn wir auch von dem Unschicklichen, welches, aus dem unendlichen Contrast unsrer Verfeinerung mit der rohen Natur der Enkel Teuts, über jeden Versuch, uns als solche zu behandeln, sich ausbreiten muß, gänzlich abstrahiren wollten) bloß der unermeßliche Unterschied der gegenwärtigen Verfassung von Europa und Deutschland von dem, was beides zu den Zeiten der Barden war, es in mehr als einer Betrachtung unräthlich macht, die Sprache Hermanns mit uns zu reden, und uns die Gesinnungen der alten Katten und Hermunduren einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unserm Glücke längst verloren haben, den kriegerischen, blutdurstigen Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunst verschönern, und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieser edlen Kunst machen, der bei allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich ist, als wenn sie zum Werkzeug der Ueppigkeit und ausschweifenden Lüste mißbraucht wird. Wir leben in einer Zeit, wo die Aufklärung der Europäischen Nationen über ihr wahres Interesse täglich zunimmt und sie immer mehr den Grundgesetzen nähert, welche die Natur der menschlichen Gattung vorgeschrieben, und an deren Beobachtung sie die öffentliche und Privatglückseligkeit unzertrennlich gebunden hat. Die Musen, als treue Gehülfinnen der Philosophie, sind dazu bestimmt, die Seelen, welche diese erleuchtet, zu erwärmen; ungestüme Leidenschaften nicht anzuflammen, sondern zu besänftigen und in Harmonie mit unsern moralischen Pflichten zu stimmen; und den Werth der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derselben fähig machen, in rührenden Gemälden vorzustellen; uns den Geist des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und

allgemeinen Glückseligkeit einzuflößen; den Menschen durch die Allmacht des Gefühls einzuprägen, daß sie Brüder sind, und nur durch Vereinigung und Zusammenstimmung glücklich seyn können; den Fürsten — nicht zu schmeicheln — sie nicht in dem Wahne zu bestärken, daß sie alles dürfen, was sie wollen — daß die Kunst zu unterdrücken, zu würgen und zu erobern sie zu Helden mache — daß es Recht sey, wenn sie zur Befriedigung ihrer Privatleidenschaften und Launen ihre Provinzen entvölkern, glückliche Länder verwüsten, und mit dem Leben der Menschen ein grausames Spiel treiben; sondern, daß sie entweder wohlthätige Väter und Hirten der Völker, oder hassenswürdige Tyrannen sind u. s. w. Dieß ist, däucht mich, in den Zeiten, worin wir leben, mehr als jemals die wahre Bestimmung der Dichtkunst, und zu dieser Bestimmung fordern wir uns selbst und alle Priester der Musen auf!

Verschiedenes über die Leser.

1.

Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch, aus mancherlei Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie bei jeder Gelegenheit gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Coterien und Bureaux d'Esprit, worin man für oder wider einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte, sich Bewundrer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig zu haben dachten, sich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverständigen oder hämischen Tadel eingebildeter Kenner, die sich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die sich verdunkelt glaubten, preisgegeben sahen.

Der Unverstand der Leser ist immer die Sicherheit unverständiger oder übelwollender Tadler; und es ist nichts Leichter's, als das schiefste Urtheil einer Menge von Leuten einleuchtend zu machen.

2.

Wie man lies't.

Eine Anekdote.

Es würde wenig helfen, dem Publicum eine Confidenz von meinen eignen Erfahrungen, wie man gelesen wird, zu machen; viele davon würden hinlänglich seyn, den entschlossensten und harthäutigsten Autor auf ewig abzuschrecken — „Und haben euch gleichwohl nicht abgeschreckt,“ grinzt mir ein Satiro maligno zu. — Ich bekenne gerne, daß ich ihm lieber nichts antworten, als die Schuld auf das Schicksal schieben will. Aber dieser Tage las ich in einem Französischen Buche eine Anekdote diesen Artikel betreffend, womit ich — wie sich alles Gute gerne mittheilt — meine Leser, zu eignem beliebigen Nachdenken, regaliren will. Facta sind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — sein Name thut nichts zur Sache, aber er ist, in meinem Sinne, noch einer von den besten, die sich jetzt zu Paris von der Bücherfabrik nähren — spricht von dem mannichfaltigen Ungemach, dem die Schriftsteller ausgesetzt sind, bis der Tod ihrem Leiden ein Ende macht, und die Zeit entweder ihre Werke in den Abgrund der Vergessenheit gestürzt, oder, zu spät für den armen Autor! mit Preis und Unsterblichkeit krönt. Das Unglück, obenhin, unverständig, ohne Geschmack, ohne Gefühl, mit Vorurtheilen, oder gar mit Schalksaugen und bösem Willen gelesen zu werden — oder, wie die meisten Leser, die nur zum Zeitvertreib in ein Buch gucken — oder zur Unzeit, wenn der Leser übel geschlafen, übel verdaut, oder unglücklich gespielt,

oder sonst Mangel an Lebensgeistern hat — oder gelesen zu werden, wenn gerade dieses Buch, diese Art von Lecture unter allen möglichen sich am wenigsten für ihn schickt, und seine Sinnesart, Stimmung, Laune, mit des Autors seiner den vollkommensten Contrast macht — das Unglück, so gelesen zu werden, ist, nach der Meinung des besagten Autors, keines von den geringsten, welchen ein Schriftsteller (zumal in Zeiten, wie die unsrige, wo Lesen und Bücherschreiben einen Hauptartikel des Nationalluxus ausmacht) sich und die armen ausgesetzten Kinder seines Geistes täglich und unvermeidlich bloß gestellt sehen muß. Unter hundert Lesern kann man sicher rechnen von achtig so gelesen zu werden; und man hat noch von Glück zu sagen, wenn unter den zwanzig übrigen etwan Einer ganz in der Verfassung ist, welche schlechterdings dazu gehört, um dem Werke das man lies't (und wenn's auch nur ein Madrigal wäre) sein völliges Recht anzuthun. Was Wunder also, wenn den besten Werken in ihrer Art, und in einer sehr guten Art, oft so übel mitgespielt wird? Was Wunder, wenn die Leute in einem Buche finden, was gar nicht drin ist; oder Aergerniß an Dingen nehmen, die, gleich einem gesunden Getränke in einem verdorbnen Gefäße, bloß dadurch ärgerlich werden, weil sie in dem schiefen Kopf oder der verdorbnen Einbildung des Lesers dazu gemacht werden? Was Wunder, wenn der Geist eines Werkes den meisten so lange, und fast immer unsichtbar bleibt? Was Wunder, wenn dem Verfasser oft Absichten, Grundsätze und Gesinnungen angedichtet werden, die er nicht hat, die er, vermöge seines Charakters, seiner ganzen Art zu existiren, gar nicht einmal haben kann? Die Art, wie die meisten lesen, ist der Schlüssel zu allen diesen Ereignissen, die in der literarischen Welt so gewöhnlich sind. Wer darauf Acht zu geben Lust oder innern

Beruf hat, erlebt die erstaunlichsten Dinge in dieser Art. Die ungerechtesten Urtheile, die widersinnigsten Präventionen, die oft für eine lange Zeit zur gemeinen Sage werden, und zuletzt, ohne weitere Untersuchung, für eine abgeurthelte Sache passiren, wiewohl kein Mensch jemals daran gedacht hatte, die Sache gründlich und unparteiisch zu untersuchen — haben oft keine andre Quelle als diese. Der Autor und sein Buch werden, mit Urtheil und Recht, aber nach eben so feinen Grundsätzen, nach einer eben so tumultuarischen und albernen Art von Inquisition, kurz mit eben der Iniquität oder Sancta Simplicitas verdammt, wie ehemals — die Hexen verbrannt wurden. Hier ist das Exempelchen, womit wir diese kleine vorläufige und vergebliche Betrachtung krönen wollen.

Rousseau's neue Heloise war vor kurzem ans Licht getreten. In einer großen Gesellschaft behauptete jemand, Jean-Jacques hätte in diesem Buche den Selbstmord gepredigt. Man holte das Buch herbei; man las den Brief von St. Preux, wo die Rede davon ist. Alle Anwesenden schrien überlaut, man sollte ein solches Buch durch den Henker verbrennen lassen; und den Autor — es fehlte wenig, daß sie nicht auch den mit ins Feuer geworfen hätten. Indessen, da J. J. Rousseau gleichwohl für einen großen Mann passirt, so fanden sich einige, denen es billig dünken wollte, ehe man zur Execution schritte, die Sache näher zu untersuchen. Sie lasen den vorhergehenden Brief, und dann den folgenden: und da fand sich, daß gerade dieser Brief ganz entscheidende Gründe gegen den Selbstmord gab, und daß J. J. Rousseau über diesen Punkt ganz gesunde Begriffe hatte. Aber die Sage des Gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die Gansköpfe hielten fest, und fuhren fort mit ihrer eignen Dummdreistigkeit zu versichern, Jean-Jacques predige auf der

und der Seite seines Buchs den Selbstmord, wiewohl er auf der und der Seite just das Gegentheil that.

„Was ist nun mit solchen Leuten anzufangen?" Nichts.

„Was soll ein Schriftsteller, der das Unglück hat in einen solchen Fall zu kommen, zu Rettung seiner Unschuld und Ehre sagen?" Nichts.

„Was hätte ihn davor bewahren können?" Nichts.

„Sollte denn kein Mittel seyn?" O ja, ich besinne mich — er hätte selbst ein Ganskopf seyn — oder auch gar nichts schreiben — oder, was das sicherste gewesen wäre, beim ersten Hineingucken in die Welt den Kopf gleich wieder zurückziehen und hingehen sollen, woher er gekommen war —

„Das sind Extrema —" So denk' ich auch.

Ja, freilich ist der Menschen kurzes Leben
Mit Noth beschwert, wie Avicenna spricht.

Mit den Autoren ist kein Mitleiden zu haben — und den Lesern ist nicht zu helfen. Aber gleichwohl wäre zu wünschen, daß die Leute besser lesen lernten.

3.

Ein Gespräch zwischen Autor und Leser.

Leser. Ehe wir weitere Bekanntschaft miteinander machen, sagen Sie mir, wer sind Sie eigentlich, und was haben Sie für Absichten bei diesem Buche?

Autor. Ich dächte, das wäre sehr unnöthig zu wissen, so wenig als bei einem Kaufmann, ob er katholisch oder lutherisch ist? Ich bin ein Autor, so wie der Kaufmann

Kaufmann ist, und das wäre wohl genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlauben.

Leser. Bei einem Autor ist es aber höchst wichtig zu wissen, was er noch neben diesem seinem Handwerke treibt wie und warum er Autor geworden ist; ob aus Noth oder Lust, ob er ledig oder verheirathet, Kanonikus oder Kreis-Steuereinnehmer ist?

Autor. Dieß ist eine neue Art, Kunstwerke zu beur theilen. Also kommt viel darauf an, wenn man den Canal zu Bromberg sieht, zu wissen, daß der Autor davon Ober-Consistorialrath in Berlin ist?

Leser. Allerdings kommt viel auf die äußern Verhältnisse an, und wenn ich weiß, daß der Autor ein Student ist, so kann ich ihm wohl zum voraus sagen: Herr, ich verbitte mir von Ihnen alle Scenen der großen Welt, alle Gemälde der feinen Lebensart, alles was Sie mir von Falten des weiblichen Herzens, Spiel großer Leidenschaften u. dgl. auftischen wollen; denn Sie haben's erfunden und nicht gesehen, und ich führe hier, als ein Mann der gelebt hat, eine Summe Erfahrung, zur täglichen Ausgabe, in meiner Tasche, womit ich Ihr ganzes Patrimonium auskaufen kann.

Autor. Ich sehe, Sie werden warm, als ob eben höchstwichtige Angelegenheiten zwischen uns beiden vorfallen sollten. Lassen Sie uns in ganz weitläuftigen Verhältnissen bleiben. Der eine ist Käufer und der andere Verkäufer; und hier kommt es auf keine Berechnung der Vermögensumstände beider Theile an. Der kleinste Tabatieren-Händler in Spaa kann an Lord Clive von seiner Waare verhandeln, was diesem Vergnügen oder Bequemlichkeiten verschafft, und was der Lord wirklich nicht besaß, ehe er die Bekanntschaft

des kleinen Krämers machte. Der Lord kann beim Handel gewonnen haben, so klein er ist, und der Krämer auch, ohne daß dieser zu viel bezahlt, und der andre reich davon geworden ist.

Leser. Aber derjenige, der zu viel für eine Waare bezahlt hat, passirt er nicht, wenn's herauskommt, in der Welt für einen Sot?

Autor. Ich sehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie das Verkehr betrachten, das zwischen uns vorwalten könnte. Die Achtung, die Sie mir als Autor geben, sehen Sie als ein Stück von ihrer eignen an, worin nach und nach ein Deficit entstände, je mehr Sie davon gegen mich ausgäben. So wie ich von Ihrem Beifall einstecke, denken Sie, Sie verlören, und jetzo sammelte ich mir ein Capital bei Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markte brächte. Etwas ist wahr an der Sache. Freilich bekomme ich überall etwas, nur das Etwas besteht in so kleiner Currentmünze, die es unsägliche Mühe kostet in Gold umzusetzen; zudem sind die Sorten oft verrufen, aus so vielen Ländern, von so vielerlei Gepräge, welches niemand nehmen will, daß, bis sich Einer von uns etabliren kann, beim Umsetzen so viel verloren geht, als wenn ein Hanauischer Officier in der Amerikanischen Gefangenschaft zwei wirkene Hemden mit acht Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leser. Aber Herr, das Etwas, das Sie von mir verlangen, mag so klein seyn als es will, so müssen Sie wissen, daß ich allezeit der Mann bin, der es Ihnen versagen kann. Es ist außerdem keine Kleinigkeit, die Sie mir abfordern. Der Beifall, den ich Ihnen geben soll, ist eine Ehrensache, worüber mich jeder Sachkundige zur Rechenschaft zieht. Es

ist eine Art Paß, den ich unterschrieben habe, ein Certificat, für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darin vorkommen; ein Wechselbrief, mit dem Sie handeln können, und wobei meine Unterschrift und Petschaft bei mehrern oder wenigern respectirt wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig sachte! Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, das Sie für meine Waare geben können! Es ist weder ein respectabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Giro-Wechsel, der auf großen Plätzen gilt, sondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dem's kein Mensch ansieht, wer es ausgegeben hat, und das, wenn's nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falsch erklärt worden ist, nur seinen jetzigen Besitzer verdächtig macht.

Leser. Es muß aber doch seinen Werth haben, weil Sie's von mir verlangen — seinen sehr großen Werth?

Autor. Ich dächte, der Fall könnte sowohl den Werth des Dinges, als die Philosophie desjenigen beweisen, der sich mit so wenigem begnügen kann. Doch wir wollen nicht weiter streiten! Ihr Urtheil kann mir sowohl höchst wichtig, als höchst entbehrlich seyn, und ich kann's doch von Ihnen heischen. Vielleicht aus Phantasie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menschenstudium. Sie können mir nichts Neuer's sagen, als die Wirkung, die mein Werk auf ein Individuum der Menschen-Varietät macht, worunter Sie gehören. Der Besitzer des Vermögens kann doch wohl am sichersten seine eigene Bilanz ziehen? So lange die Autoren nicht gehalten sind, sich selbst zu recensiren, werden alle Bücher sehr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil er

selten auf die rechte Stelle trifft, deren schwache Seite der Eigner besser kennt, als irgend ein Sterblicher.

Leser. Das ist höchst lustig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht Absurdes behaupten zu lernen, muß ein Mensch ein Autor werden. Ich denke bald, Sie gehören zu den Spaßmachern von Profession, zu den sogenannten Belletristen. Sie haben wohl in Ihrem Leben keine Zeile geschrieben, weßwegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn mit gutem Gewissen in ein Collegium recommandiren könnte. Also wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen schönen Geist ausgegeben, und es käme nachher heraus, der Spaß taugte nichts, ich wäre also s. v. betrogen, so wäre das bloß aus Liebe zum Menschenstudium geschehen, um zu sehen, was für Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelstolz ist, wie die Philosophen sagen, von Gott sehr weislich gepaart.

Autor. Es gibt noch mehr Dinge in der Welt, die Gott sehr weislich gepaaret hat, und darunter gehört der Scharfsinn, womit sich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein eminentes Talent als zu groß auf ihrem Weg aufstößt. Also alles, was geigt, ist bei Ihnen ein Fiedler, und der Virtuose, der Sie in einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, ist Ihnen Eins mit demjenigen, der Ihnen bei Tische im Wirthshause aufspielt?

Leser. Ich dächte, Einen, der vor meine Hausthüre kommt, und was von mir haben will, den kann ich behandeln, wie mir's gut dünkt. Amusirt mich einer von den Herren, so ist's gut; aber dafür kann er doch nicht prätendiren, daß ich ihn als einen meinesgleichen tractiren soll.

Autor. Sie haben Recht so zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Deutschland, wo man nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen kann, das nicht sogleich in der Gestalt als Mist erscheint. Man glaubt bei uns so wenig an den Einfluß des Intellectuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich so geradezu spreche. Die Ironie ist eine Pflanze, die bei uns noch immer so wenig gedeihen will, als die Theestaude in Schweden.

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

Vermischte Schriften

Leipzig 1840

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 425-36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342232-5
VD18 12428973-001